

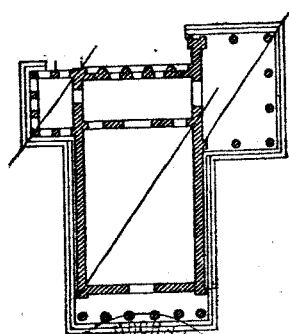
8062

August Thiersch als Architekt und Forscher

dargestellt

von

Hermann Thiersch



In Kommission
bet der Süddeutschen Verlagsanstalt München
G. m. b. H.
1923

und spätere Kunst-historiker werden diese Zeit des Eklektizismus als notwendiges, zur Abklärung ganz unentbehrliches Uebergang-Stadium betrachten, als eine Zeit, in der man sich durch den Intellektualismus und Materialismus durchfresen musste, um ihn hinter sich zu bekommen.

Unter denen, die das Erbe der Vergangenheit für uns neu erworben haben, steht AUGUST THIERSCH in vorderster Reihe.

Sein Sohn hat ihm eine kleine Gedächtnis-Schrift gewidmet, in der die Weite seines Horizontes, der Reichtum seiner Interessen nur eben angedeutet werden kann.

Thiersch war eine grüblerische, stark gehemmte Natur, mit einem angeborenen Hang, den dunkelsten Dingen nachzuspüren. Er ist vor allem der berühmte Wiederentdecker der antiken Proportions-Gesetze, ausserdem aber auch noch vieler verschütteter Beziehungen zwischen lebendiger Volkskunst und prähistorischer und altgriechischer Architektur; mit dem Spürsinn eines Wünschelutengängers sah er im bayrischen Alpenhaus einen uralten Typus, nächstverwandt etruskischen und frühdorischen Tempelbauten, und es ist keine eklektische Spielerei, wenn er selber in einigen Entwürfen diesen dunklen Urverwandtschaften schöpferisch nachspürt. Die vereinfacht-dorische Vorhalle am „Malterlehen“ bei Berchtesgaden hat etwas merkwürdig Ueberzeugendes. Aus tiefem Verantwortlichkeitse-

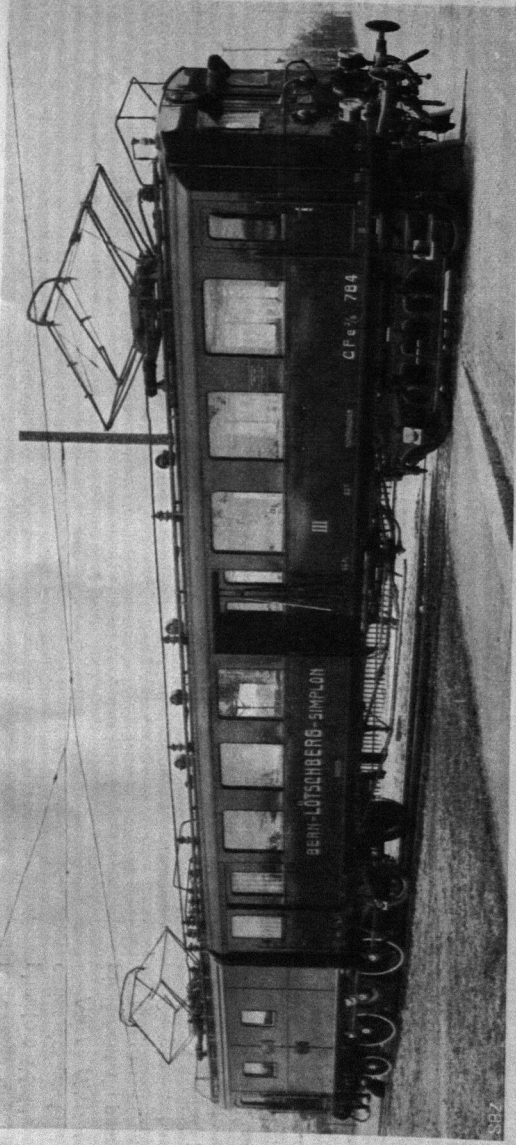


Abb. 1. Neuer Motorwagen CFe^{3/6} mit getrenntem Triebgestell der Berner Alpenbahn, Bern-Lötschberg-Simplon.

Wir sind heute davon überzeugt, dass dieses Problem falsch gestellt war (und von den Neu-Klassizisten und sonstigen Eklektikern auch heute noch andauernd falsch gestellt wird); darüber zu lächeln hat aber eine Zeit kein Recht, die mit dem Schlagwort von der „Wohnmaschine“ vor dem brennenden Problem der Tradition überhaupt auskneilt.

Friedrich v. Thiersch hat von 1881 bis 1921 als Professor an der T. H. München gewirkt, als Nachfolger Neureuthers. Als Persönlichkeit hat er auch allen denen seiner Schüler unvergesslichen Eindruck gemacht, die ihn als Architekten ablehnen müssen. Seiner unermüdeten Arbeitskraft wurde jede Aufgabe leicht, mit der überlegenen Geste des geborenen Grandseigneurs beherrschte er jede Situation, und jede Arbeit schien für ihn ein Spiel. In dieser Hinsicht war er ein überaus tröstliches Beispiel, dass man sein Handwerk

etwas merkwürdig Ueberzeugendes. Aus tiefem Verantwortlichkeitsbewusstsein opferte er Kraft und Zeit der Erhaltung ländlicher Bau- denkmäler, er war ein profundur Kenner römischer und prähistorischer Antiquitäten. Unbefangenen, instinkt-sichern Blickes unternahm er kühne Restaurationen antiker Ueberreste, verfehlt gelegentlich, aber fruchtbarer als das übliche Banauseum einer subalternen betriebenen Archäologie, und mit gleicher schicksalhafter Zuneigung versenkte er sich in sehr geistreiche Spekulationen über Entstehung von Gebirgen, von Mondkratern, ging er den Spuren uralter Vorgänge in Flugrizen, Ortsnamen, Wegspuren nach. Von seiner rastlosen, ungeheuer umfassenden und stillen Arbeit ist fast nichts vollendet, Allen aber, die August Thiersch gekannt haben, haftet er im Gedächtnis als eine lebenswürdige Persönlichkeit von ungewöhnlichen, fast unheimlichen Hintergedanken. Seine Lebensdaten: geboren 1843 zu Marburg, 1861 bis 1868 Studienzeit in München, 1869 bis 1914 Assistent, dann Professor an der T. H. München. Er starb 1917 in Zürich, das in der Kirche der Apostolischen Gemeinde, an der Freien Strasse, einem vornehm-stillen Raum nach Art frühchristlicher Basiliken, ein sympathisches Werk von ihm besitzt. Sein Hauptwerk in München ist die Ursula-Kirche in Schwabing, ein strenger, feingliedriger Backstein-Rohbau von untadeligen Verhältnissen, in Renaissanceformen.

Eine Persönlichkeit völlig anderer Art war Augusts Bruder FRIEDRICH v. THIERSCH, der Erbauer des Münchner Justizpalastes (1887/97) und vieler anderer Monumentalbauten, von denen folgende kurz aufgezählt seien: Kirche Aeschach, Garnisonskirche Ludwigsburg, neuer Justizpalast München 1902, Corneliusbrücke und Maximiliansbrücke in München, Kurhaus Wiesbaden 1902/07, Festhalle Frankfurt 1906/21, Geschäftshaus Bernheimer und Erweiterungsbau der Technischen Hochschule München.¹⁾ Alle diese Bauten tragen irgend ein historisches Kleid, gotisch, klassisch, barock, aber bei aller Ablehnung dieses Eklektizismus dürfen wir doch sagen, dass er als Eklektizismus vorzüglich ist. Thiersch gehörte zu einer Generation, die geprägte Stilformen als Werte an sich empfand, die man einzeln gar nicht in Frage stellte, bei denen das Problem vielmehr erst damit anfang, wie man sich ihrer bediente, was man mit ihnen sagte.

¹⁾ Vergl. Abbildungen in „S. B. Z.“ Band 76, Seite 261 (4. Dezember 1920).

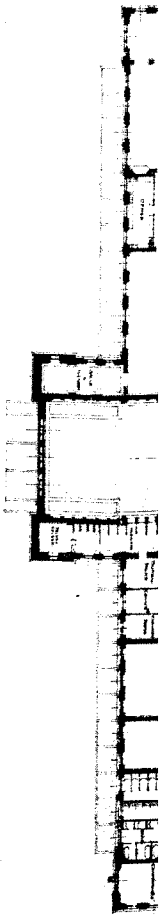
von Grund aus kennen kann, ohne dabei verbohrtcr Spezialist und menschlich-reduziertes Arbeitstier zu werden, und mancher Schlichter wird von diesem lebendigen Beispiel einer fast renaissancemäßigen Universalität und Menschlichkeit mehr gelernt haben, als ihm selbst bewusst ist, zumal gemeinsame Exkursionen oder Einladungen im gastlichen Hause Thiersch Gelegenheit gaben, gerade diese Seite auch um die Erhaltung alter Fassadenmalereien in Augsburg erworben, und um das Wiederaufleben der Freskotechnik und der Freude an farbiger Aussenarchitektur überhaupt. Lange Jahre war er Vorsitzender des, seinerzeit führenden, Münchener Kunstgewerbevereins, und der Künstlergesellschaft „Allotria“, die auf den Münchener Kunstbetrieb um die Jahrhundertwende massgebenden Einfluss ausübte. Peter Meyer.

Neue Motorwagen der Löttschbergbahn.

Vor kurzem sind auf den von Bern ausgehenden Linien, die von der Berner Alpenbahn, Bern-Löttschberg-Simplon, betrieben werden, zwei Motorwagen in Betrieb genommen worden, die in verschiedenen Beziehungen von dem gewöhnlich verwendeten Typ abweichen. Sie waren zu bauen für eine Stundenleistung von rund 500 PS, bezogen auf den Radumfang und auf eine Fahrgeschwindigkeit von 35 km/h. Ausserdem legte die Bestellerin Wert darauf, womöglich einen in ihrem Rollmaterialpark schon vorhandenen Motor verwenden zu können, um im Notfall auf die schon vorhandenen Reservomotoren greifen zu können. Da die von der Maschinenfabrik Oerlikon für die Lokomotiven Nr. 301 bis 307 der Bernischen Dekretbahnen¹⁾ gelieferten Motoren dieser Leistungsanforderung entsprachen und sich in fünfjährigem Betrieb zur besten Zufriedenheit der Bahn bewährt haben, wurde dieser Motor mit einer Stundenleistung am Radumfang von 518 PS bei 35 km/h zu Grunde gelegt. Es ergab sich daraus ein Fahrzeug, dessen Hauptabmessungen aus Abb. 2 ersichtlich sind und das in seinem Aufbau an die im Jahr 1921 an die Burgdorf-Thun-Bahn gelieferten Motorwagen²⁾ erinnert.

¹⁾ Vergl. Beschreibung in Band 76, Seite 83 (21. August 1920).

²⁾ Vergl. Beschreibung in Band 80, Seite 255 (2. Dezember 1922).



III. Preis ex aequo (3500 Fr.); Entwurf Nr. 36 „Paris-Genève“, Arch. Ernest Doret in Genf.
Ansicht aus Süden, Querschnitt 1:1000 und Grundriss des Zwischengeschosses 1:1000.

En considérant les 9 projets restants, le jury arrive à la conclusion qu'aucun de ces projets ne s'impose suffisamment pour justifier un premier prix et que, avant de prendre une décision définitive, il serait intéressant de pousser les études plus loin en se basant sur les idées suggérées par plusieurs des projets retenus. Il passe au vote, et, à l'unanimité, désigne les projets Nos. 33 (Mars) et 60 (Sic A) comme 2^{mes} prix ex-aequo; les projets Nos. 12 (L'Aigle) et 36 (Paris-Genève) comme 3^{mes} prix ex-aequo; le No. 64 (Canonica) comme 4^{me} prix. le projet No. 10 (Billets s. v. p.) comme 5^{me} prix. Il propose en outre, étant donné plusieurs idées intéressantes pour les C. F. F., l'acquisition des projets Nos. 9 (Cornavin), 72 (Clarum Simplex) et 78 (Titan). Ce dernier projet est retenu à cause de son implantation du bâtiment sur la place et sa combinaison d'entrée et de sortie séparées.

Le jury attribue pour le classement définitif les prix suivants: 2 seconds prix ex-aequo de 4500 frs. chacun, 2 troisièmes prix ex-aequo de 3500 frs. chacun, 1 quatrième prix de 2500 frs., 1 cinquième prix de 1500 frs. Il détermine en outre la valeur des projets à acquérir: No. 9 800 frs.; No. 72 800 frs.; No. 78 400 frs.

No. 33 (Mars). Ce projet est basé sur le plan officiel, sans que l'architecte ait apporté à celui-ci des changements appréciables.

La façade est très bonne, mais aurait pu mieux exprimer le plan. La surface des fenêtres à l'entresol et au 1^{er} étage et trop réduite. No. 60 (Sic A). La place est bien dégagée, mais l'étude de la partie N. E. est rudimentaire.

La disposition générale du plan est originale et pourrait susciter un projet donnant une bonne solution intéressante, étant donné

chener Opposition: sie hat sich aus ihr losgelöst, und muss diese noch bedrohlich nahe Vergangenheit eine zeitlang vermeiden, bis sie ihrer selbst sicherer ist, und so fällt es uns denn ganz besonders schwer, den Arbeiten der Baumeister gerecht zu werden, von denen die auf Seite 250 angezeigten Schriften handeln. Bei aller Ablehnung im Grundrätzlichen darf man aber nie vergessen, dass auch

eine in ihrer Grundrichtung nach unsterblicher Arbeit immer noch gut oder weniger gut getan werden kann, und dass das Unzulängliche hier wohl mehr die Schuld der Zeit, als des Einzelnen ist, der auch in den größten Blitzezeiten schliesslich nicht mehr tun konnte, als seine ganze Persönlichkeit rückhaltlos in den Dienst dessen zu stellen, was ihm wertvoll und richtig schien. Das haben aber diese Architekten vom Ende des letzten Jahrhunderts auch getan, und so ist es nicht ausgeschlossen, dass die Zukunft in ihren Werken hohe Qualitäten finden wird, die für uns heute noch verschüttet sind: um vorwärts zu kommen, müssen wir diese Vergangenheit zunächst völlig verleugnen. Das heisst aber nicht, dass wir die Meister dieser Zeit vergessen, oder gar gering schätzen dürfen.

Wenn uns irgend etwas mit der Zeit der Nachahmung historischer Stile veröhnen kann, so sind es die Männer, die die Vergangenheit nicht gierig und skrupellos als Steinbruch für ihren Motiv-Baukasten ausgebeutet haben, wie die oberflächlicheren ihrer Zeitgenossen, sondern die mit heissen Bemühen in die Schächte dieser Vergangenheit eingedrungen sind, um das innere Geheimnis ihrer Kraft und Schönheit zu erforschen, und wenn aus einer vorläufigen Nachahmung der Aeusserlichkeiten auch kein neuer lebendiger „Stil“ erwachsen konnte, so soll doch als Verdienst dieser Bestrebungen unvergessen bleiben, dass sie uns neue und sehr vertiefte Einsichten in die Kunst der Vergangenheit und damit in das Wesen der Kunst überhaupt erschlossen haben. Und die besten Köpfe haben schon damals im Historischen gar nicht das Motiv, das einmalige, das zufällige Ergebnis historischer Entwicklungen gesucht, sondern durch das Einzelne hindurch den Grund, die Gesetze einer

*) Siehe unter Literatur Seite 250 dieser Nummer.

l'emplacement dans le quartier. Il est regrettable que l'auteur n'ait pas poussé plus loin l'étude de ses plans et en particulier de ses façades.

No. 12 (L'Aigle). La proposition d'élargissement du passage sous-voies de la rue du Mont-Blanc est exagérée.

Le projet, basé sur le plan officiel, apporte à celui-ci plutôt des inconvénients que des avantages, spécialement en ce qui concerne l'escalier de sortie qui est commun avec l'entrée.

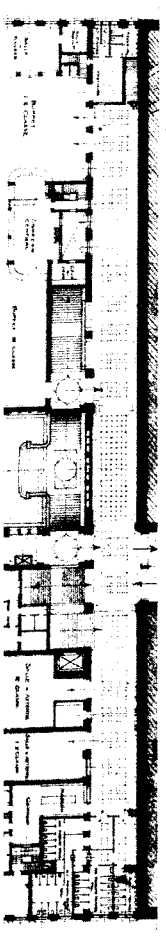
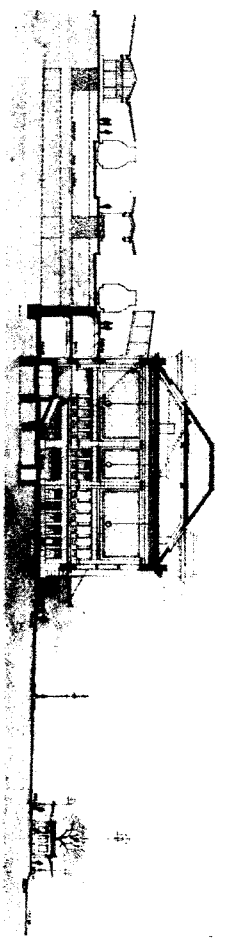
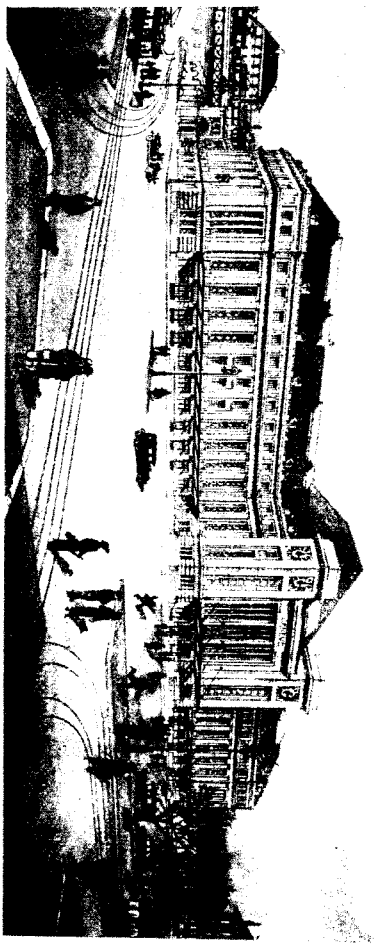
L'orientation du local des appareils centraux est défectueuse. La havette sur le qual I est inutile. Les façades sont bonnes et bien ordonnées.

No. 36 (Paris-Genève). Ce projet est basé sur le plan officiel, sans changement appréciable. La façade est bonne, sauf la variante qui est inférieure. Les accidents et le motif dans la façade côté voies sont inutiles. (à suivre)

August und Friedrich Thiersch.

Anlässlich der Gedächtnis-Schriften.)

Den künstlerischen Bestrebungen alter Zeiten stehen wir objektiver gegenüber als jenen der uns unmittelbar vorausgehenden Generation. Früheres können wir bereits wieder ruhig würdigen, und die Leistung auch da anerkennen, wo sie auf Gebieten liegt, die uns unmittelbar nichts mehr angehen — eben weil sie uns nichts mehr angehen. Zur jüngstvergangenen Richtung aber steht jede Zeit in ausgespro-



Seiner Excellenz
dem Regierungspräsidenten von Oberbayern,
Herrn Staatsrat Dr. ing. hon. c.
Gustav von Kahr
in Dankbarkeit und Verehrung
zugeeignet

Vorwort.

Schon als im Frühjahr 1917 bald nach dem Tode meines Vaters die Technische Hochschule München in dem schönen Raum ihrer Architektursammlung eine Ausstellung seiner Zeichnungen, Entwürfe und ausgeführten Arbeiten dem öffentlichen Besuch zugänglich machte, wurde vielfach der Wunsch laut, dies Lebenswerk in seinen wichtigsten Punkten in Form einer Gedächtnisschrift festgehalten zu sehen. Die Ungunst der Zeit hat diesen Plan dann wieder völlig zurücktreten lassen. Wir glaubten ihn schon ganz aufgeben zu müssen, als gelegentlich der bevorstehenden Veröffentlichung über den jüngeren Bruder, Friedrich von Thiersch, von befreundeter Seite noch einmal in dringendster Form der Wunsch ausgesprochen wurde, diese vielleicht letzte Gelegenheit, auch August Thiersch ein Denkmal zu setzen, doch nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Es wurde vorgeschlagen, das Leben der beiden Architektenbrüder in einer Doppelbiographie einheitlich herauszugeben. Dies schien durchaus berechtigt. Man war ja so gewohnt, die beiden Brüder, die sich als Gegensätze wechselseitig so gut ergänzten, miteinander zu sehen und miteinander zu nennen. Die immer mehr steigende Not zwang uns leider auch dies Projekt fallen zu lassen und die beiden Lebensskizzen nun doch getrennt herauszubringen. Diejenige meines Onkels soll reicher illustriert demnächst im Verlage von Hugo Bruckmann in München erscheinen. Für die meines Vaters, der in seinem Aeußeren auch bei Lebzeiten größte Anspruchslosigkeit liebte, haben wir die vorliegende schlichtere Ausstattung gewählt. Seinen Verwandten, Freunden, Kollegen und Schülern hoffen wir dennoch ein willkommenes Andenken damit zu bieten.

Mein lebhafter Wunsch ist es gewesen, daß sich ein Fachmann, ein Architekt, der die Entwicklung dieser Jahrzehnte selbst miterlebt hat, zur Uebernahme dieser biographischen Doppelaufgabe hätte bereit finden lassen. Dieser Wunsch ist unerfüllt geblieben. Im Bewußtsein meiner gänzlichen Inkompetenz in Bauangelegenheiten bin ich, so lange noch ein Kreis derer am Leben ist, die den beiden Brüdern nahe standen und ein Andenken an sie sich wünschen, als Sohn und Nefte eingesprungen, um wenigstens die persönlichen Momente in einer Skizze festzuhalten, die einer eventuellen späteren, fachgemäßen Verarbeitung des großen Materials nur den Weg bereiten möchte. Außerdem erschien es mir meinem Vater gegenüber als eine Ehrenpflicht, von den vielen wissenschaftlichen Arbeiten archäologischer Natur, die unfertig hinterlassen zu müssen ihm ein Schmerz war, und in denen ich über zweieinhalb Jahrzehnte lang sein Mitwisser und Gefährte sein durfte, hier wenigstens einen kurzen Bericht zu geben.

Das Zustandekommen auch dieses bescheidenen Büchleins wäre unmöglich gewesen ohne die große finanzielle Opferwilligkeit treuer Schweizer Verwandter, von Freunden und hochherzigen Kollegen, wie besonders Carl von Linde's in München, und ohne die spontane Hilfsbereitschaft eines edlen dänischen Mannes, Herrn N. Bache in Kopenhagen. Ihnen in erster Linie gilt der herzlichste Dank der Familie, den ich hier öffentlich noch einmal übermitteln darf. Unser Dank gilt auch Herrn Verleger Hugo Bruckmann in München, dessen erprobte Erfahrung uns bei den ersten technischen Beratungen in liebenswürdigster Weise zur Seite war, und der die Herstellung der Klischees freundlich vermittelt und überwacht hat. Bei diesen, den Abbildungen, gebührt ferner aufrichtiger Dank für Ueberlassung von Zinkstöcken und Galvanos, wie für die Erlaubnis vorhandene Abbildungen, z. T. verkleinert, hier wieder abbilden zu dürfen, folgenden Leipziger Verlagsfirmen: J. M. Gebhard (für Abb. 5—10 und Titelbignette), Giesecke und Devrient (für Abb. 32 und 33), B. G. Teubner (für Abb. 34), F. J. Weber, Graphische Kunstanstalten (für Abb. 19); endlich dem Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde in München (für Abb. 13—15 und 21—23).

Die Auswahl der Abbildungen mußte aus Sparfamkeitsgründen auf ein Minimum beschränkt werden, dessen Ungenügen bei der Menge besonders des noch unveröffentlichten kostbaren Gutes, das nun zum Teil die Architektursammlung der Technischen Hochschule in München verwahrt, niemand schmerzlicher sein kann als dem Herausgeber. Aber, vorerst wenigstens, war diese Entfagung ganz unumgänglich. Sollte später einmal eine zweite Auflage möglich werden, so müßte vor allem nach dieser Richtung hin eine Vermehrung angestrebt werden.

Göttingen, Ostern 1923.

Hermann Thierich.

+ 30. V. 1939.

* 12. I. 1894

Inhalt.

	Seite
Das Elternhaus.	
Marburg als Universitätsstadt. Landwirtschaftliche Schönheit. Des Vaters akademische und kirchliche Stellung. Hausunterricht der Kinder. Künstlerische Begabung als Erbe. Mutter Verta.	1
Jugendzeit in Marburg (1843—1861).	
Die Wohnung auf dem „Saurasen“. Unterricht durch den Vater. Uebergang ins Gymnasium.	5—8
Lehrzeit (1861—1868).	
Uebersiedelung nach München. Im alten Thierschhaus. Besuch der Polytechnischen und Ingenieurschule. Sonstige Vorlesungen. Beim Eisenbahnbau in Nassensels, Bergen, Eichstätt und Hechingen. Australischer Reiseplan. Berufung nach München.	8—13
Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule (1869—1908).	
Umfang des Lehrauftrags. Die Uebungen. Das Zeichnen an der Wandtafel. Im Verkehr mit den Studierenden. Exkursionen. Skizzenbücher.	13—15
Wissenschaftliche Veröffentlichungen und technische Probleme.	
Optische Täuschungen auf dem Gebiete der Architektur. Die Proportionen in der Architektur. Die Physiognomie des Mondes. Theorie über die Entstehung der Erdgebirge. Das Flugproblem. Unterseeboote.	15—23
Bautätigkeit.	
Wohnbauten in München, am Tegernsee und in Berchtesgaden. Brücke in Rymphenburg. Konkurrenzprojekt zur Börse in Frankfurt a. M. Projekt zu einem unterirdischen Friedhof in Schwabing. Kirchen in Augsburg, Eichstätt, Kissingen, Traunstein, Berchtesgaden, Zürich. Unausgeführte Kirchenentwürfe. St. Ursula-Kirche in Schwabing, S. Kreuzkapelle bei Reichenhall. Kleinere Kapellenwiederherstellungen.	23—33
Studium und Pflege der einheimisch ländlichen Bauweise.	
Aufnahmen des bayerischen Bauernhauses. Verschiedenheit der örtlichen Gruppen. These ihres antiken Ursprungs. Keltisch-rätisches Erbe. Denkschrift des Münchener Architekten- und Ingenieurvereins. Versuche zur Erhaltung des Beggingelbaches. Staatliche Beratungskommission für ländliche Bauweise. Gründung des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkstudie. Ausschuss für heimische Bauweise. Entwürfe in rein bayerischem und bayerisch-griechischem Stil. Parallele der Holzbauten im Himalajagebiet (Bhutan). Entwürfe zu elektrischen Masten, Transformatorenhäuschen und Telegraphenstangen.	33—52
Archäologisches.	
Großes Reichthum rekonstruktiver Ideen. Ihre Stärke: die technische Erfahrung. Babylonische Stufenfarme. Die hängenden Gärten in Babylon. Altägyptische	

Säulenform in Knossos. Burg von Tyrus. Vorgefichte des Aphiatempels auf Megina. Die Komposition seiner Giebelgruppen. Tholos von Epidaurus. Rundbau von Samothrake. Maussoleum von Halikarnas. Priene. Markthalle auf Delos. Zentralbau in der Stoa Hadrians zu Athen. Das Bühnenhaus des griechischen Theaters. Grabmonument in Salona. Diokletianspalast in Spalato. Der etruskische Tempel. Basilika von Pompeji. La Turbie bei Monaco. La Tour Magne in Nimes. Synagogen in Galiläa. Geburtshaus in Betlehem. Kathedrale auf Paros. Theoderichgrab in Ravenna. Kirchen auf der Reichenau. St. Michaelskapelle in Neustift bei Brigen. Moller	Seite 53—67
Ausgrabung in Alexandria. Serapeion. Nekropolen. Pharos	67—69
Prähistorische Höhlen in Oberbayern. Ausgrabung des römischen Forums und der Thermen in Rempten. Trichtergruben bei Berchtesgaden. Bronzezeitliche Wohnhütten am Karlstein bei Reichenhall. Prähistorische Brücke über den Stangenstein bei Königsee. Römisches Kastell in Berchtesgaden? Römische Imitation in der Schönau? Ebenso am Hachinger Bach und bei Deiffenhofen? Römerstraßen	69—82
Vorsintflutliches und Schöpfungsgeschichte. Kosmologische Vorstellungen	82—84

Letzte Jahre, Krankheit und Tod.

Abschied von der akademischen Tätigkeit. Siebzigster Geburtstag. Das Thierisch-Haus in der Schönau bei Berchtesgaden. Kriegszeit und Krankheit, letzte Reise nach Zürich. Das Grab auf dem Friedhof Enzenbühl. Charakter	84—88
--	-------

Schluß.

Rondolenzgen von Schülern und Freunden. Aus allerlei Briefen über Bauten, Menschen und Natur. Phrenologische Studien und „proportionale“ Physiognomik. Familienleben, Gattin und Söhne. Erziehung. Das Nymphenburger Heim. Ferienwanderungen. Geselligkeit. Der konservative Grundzug. Bedeutung der beiden Brüder August und Friedrich Thierisch für die Entwicklung der Münchener Architektur	89—94 95—96
---	----------------

Druckfehler.

Seite 5	Zeile 10	von oben	lies: Selbständigkeit.
" 21	" 18	" " "	: „ nun “ statt „also“.
" 34	" 18	" unten	" : Ruosburg.
" 37	" 22	" oben	" : Renaissance.
" 40	" 10	" "	" : sinkenden.
" 40	" 16	" unten	" : und.
" 65	" 11	" oben	" : ausgeführte archäologische.
" 79	" 10	" "	ist jetzt zu streichen.
" 91	" 11	" unten	lies: mura.
" 92	" 12	" "	" : Pola.
" 93	" 12	" oben	" : Logis.
" 95	" 11	" "	" : Besuchern.

Tafel XX, Abb. 29 lies " statt 1908: 1902.

Nachtrag.

Wie ich soeben noch aus den prachtvollen Aufnahmen des Buches von Kurt Hiescher „Das unbekante Spanien“ (1922), Taf. 278 und 296 ersehe, kommt das flache, weit vorspringende Giebeldach über Frontbalconen (mit zierlichen Holzbalusterchen ganz wie bei uns) auch bei den Basten am Rande der Pyrenäen vor. Es steht dort fremdartig inmitten der ringsum üblichen Bauart. Ist es, wie die Sprache der Basten, vielleicht ebenfalls ein Ueberrest uralteuropäischer Weise, so wäre damit ein weiterer Hinweis auf das prähistorisch hohe Alter unsres alpinen Giebelhauses gegeben, wie dieses hier S. 36 u. ff. vermutet wird. Auch in ihrer ursprünglichen Brachykephalie stimmen die Basten ja mit dem „ostischen“ Menschen überein.

S. Th.



Das Elternhaus.

Im Frühling 1843 war Heinrich Thiersch, der älteste Sohn des Münchener Philologen und Philhellenen Friedrich Thiersch, als ebenernannter 26 jähriger Extraordinarius für neutestamentliche Exegetik mit seiner jungen Frau und dem zweijährigen Töchterchen Berta in Marburg eingezogen. Sie fanden einen gedeckten Tisch in der mit Blumen gezierten hochgelegenen Wohnung am „Plan“ vor, die über den Terrassengarten im Süden hinweg eine weite herrliche Aussicht in das Lahntal bot. Alles schien sich überaus freundlich anzulassen. 21 Jahre hindurch sollte nun Thiersch von der kleinen kurhessischen Landesuniversität aus, welche damals 37 Professoren und 253 Studenten umfaßte, theologisch und, ganz unvorhergesehener Weise, bald weit über sie hinaus kirchlich eine bedeutame Wirksamkeit entfalten. Drei Jahre in Erlangen waren unmittelbar vorausgegangen, wo der jugendliche Lizentiat und Privatdozent an tiefgebender Wirkung auf die Studenten nur von seinem auch ästhetisch hochbegabten Schwager, dem Philosophen E. August von Schaden, übertroffen worden war. Innige Freundschaft hielt über die stets schmerzlich empfundene örtliche Trennung hinweg auch die beiden jungen Frauen weiter zusammen, gegenseitige Patenschaft leisteten einander bei ihren erstgeborenen Knaben die beiden geistig sich nahestehenden Männer.

Damals hatte noch kein Ubbelohde die romantische Anmut des alten hessischen Bergstädtchens und die landschaftliche Schönheit seiner Umgebung, die malerischen Trachten seiner kraftvollen bäuerlichen Umwohner klassisch verewigt. Aber diese Reize waren vielfach in noch höherem Maße da als heute, sie wurden von den neuen Ankömmlingen und ihrer bald zahlreich heraufwachsenden Jugend lebhaft empfunden und dankbar eingesogen: für die künstlerisch Angelegten unter ihnen war hier ein wahrhaft idealer Nährboden.

Außer den großen Vorzügen der schönen Natur und der malerischen Aertümlichkeit seiner Bauten fehlte aber dem damaligen Marburg alles Erhebende. Statt heimisch zu werden, fühlte sich der junge Professor aus München mit den Seinen fremder und fremder werden an der Lahn. Fremd war und blieb ihm, dem frei gemuteten Sohne der eben damals mächtig aufblühenden Residenz Ludwig's I., der fröhlichen Großstadt im Süden, die kleinstädtische Enge und vielfach eine schon als norddeutsch empfundene Steifheit des Verkehrs. Aus dem geistig und gesellig ersten Hause des damaligen München stammend, an gründlichste philologische Durchbildung, wahren Forschungstrieb und ausgedehnteste wissenschaftliche Hülfsmittel gewöhnt, fühlte sich Heinrich Thiersch in Marburg angebödet von einer oft rein äußerlichen Geselligkeit; war entsetzt über den wissenschaftlichen Tiefstand schon

am Gymnasium, dann bei den Studenten und vielfach selbst bei Dozenten; ebenso über die erschreckende Dürftigkeit der Marburger Bücherbestände, die der „vor Alter runzeligen und eingeschrumpften Philippina“, dieser „abgelegenen und geräuschlosen Provinzial-Universität“ in so geringem Umfang zur Verfügung standen. Auch sonst war vieles kümmerlich. Wie weit war man noch entfernt von der Zeit, da mit der Einverleibung in Preußen, den viel größeren und sicheren Staat, und seine sachliche Fürsorge ein riesenhafter Aufschwung alles nachholte und wieder gutmachte, und da über der Terrasse der Dominikaner das neue stolze Universitätsgebäude mit der prächtigen Aula entstand! Damals aber lasen die Professoren noch in irgendwelchen Zimmern da und dort in der Stadt als in ihren Privat-auditorien, und es nahte die Zeit, da man daran dachte, die Marburger Universität ganz eingehen zu lassen, sie mit Gießen zu vereinigen oder nach Frankfurt zu verlegen. Die Frequenz betrug, wie das Walter Tröltzsch dargelegt hat, kaum ein Zehntel derer von 1904. Die Gesamtzahl der Ordinariate wurde von 1806—55 nicht vermehrt, die Gehälter waren schlecht, die Kollegelder spielten bei der geringen und stagnierenden Frequenz keine Rolle, die Institute waren elend untergebracht, der Landesfürst hatte kein intensiveres Interesse für die Wissenschaften. Selbst hinter noch kleineren Universitäten begann Marburg zurückzubleiben. So ist es zu verstehen, wie ein unaufhörliches Heimweh nach Bayern und München, genährt durch regelmäßige Besuche herüber und hinüber, manchmal anschwellend zu mächtiger Sehnsucht und vom Vater den Kindern sich mitteilend, diese ganzen Marburger Jahre des Hauses Thiersch durchzieht. „Werde ich aus diesem Mesopotamien nach Bayern zurückkehren? Ich weiß es nicht!“ schreibt noch 1862 der wie aus langer Fremde sich heimsehnde Hausvater; „München und das großväterliche Haus schimmert immer heller in der Vorstellung meiner Kleinen wie ein Goldland und ein rechtes Vaterhaus“, hatte es schon zehn Jahre zuvor geheißen. Endlich im Sommer 1864 erfolgt wirklich die Rückkehr nach München.

Was Thiersch aber noch mehr isolierte, war ein Anderes: selbst auf seinem allereigensten Gebiete, selbst theologisch, blieb Thiersch ein Fremdling in Marburg. Unbefriedigt von dem kühlen Rationalismus, wie er damals die deutschen Hochschulen zu beherrschen begann, und abgestoßen von der unfruchtbaren Unbuddsamkeit, wie sie die Lutheraner gerade Hessens zum Teil vertraten, hatte Thiersch, eine tiefernste priesterliche Natur, nach geistlichem Leben, Wärme, Kraft und Vollkommenheit sich sehnend eben außerhalb der Landeskirche gefunden, was er, dem von seinen Studien her die apostolische Frühzeit der christlichen Kirche als ein verlorenes Paradies und höchstes Ideal lebhaft vor Augen stand, überall mit Schmerzen vergeblich gesucht hatte. Es war eine von England ausgehende Bewegung, die ihm, was er vermisst hatte, in einer Reinheit und Klarheit, Fülle und Weite bot, daß er nach längerer gründlichster Prüfung, nur seinem Gewissen folgend, den heroischen Entschluß faßte seine theologische Wirksamkeit an der Universität ganz aufzugeben und sich vollständig diesem neuen kirchlichen Werk zur Verfügung zu stellen. Dies geschah 1850, nach sieben Jahren nachhaltigen akademischen Wirkens, nachdem Thiersch 1846 zum Ordinarius befördert und seitdem rasch nacheinander von drei anderen Universitäten beehrt worden war. Der entschlossene, kein wirtschaftliches und persönliches Opfer scheuende Schritt Thiersch's, welcher an Geist, Ge-

lehrsamkeit und Urtheil so viele seiner Kollegen überragte, der, wie man zu spät erkannte, als Dozent für spekulative Theologie oder Religionsgeschichte für jede deutsche Hochschule eine Ehre und Zierde gewesen wäre, erregte größtes Aufsehen. So stand gerade in jenen 40er und 50er Jahren der Marburger Zeit das Haus Thiersch wie in einer heiligen Lohr besonderer Läuterung. Die Fernerstehenden können es nicht wissen, wie dieser Anschluß Thiersch's an die katholisch-apostolischen Gemeinden, welche nichts anderes sind als ein Wiederaufblühen der kirchlich reichen und reinen Verhältnisse des alten apostolischen Zeitalters, — für ihn und die Seinen, auch seine Kinder und Kindeskinde eine durch nichts sonst zu ersetzende Quelle der Erquickung und ein fortlaufender Strom des Segens geworden ist. Der feine historische Instinkt, der Thiersch vom Vater her auszeichnete, hat ihn die Bedeutung dieser kirchlichen Erscheinung sofort richtig erkennen lassen. Auch keiner seiner Söhne, von denen zwei, Wilhelm und Ludwig, ihm im geistlichen Amt selbst nachfolgten, ist zu verstehen ohne solch ganz persönliches opferbereites Bekenntnis zu diesem mit lebendiger Geistigkeit erfüllten und auf ein fleckenlos reines Leben dringenden Christentum.

Die oberhirtliche Tätigkeit innerhalb seines neuen kirchlichen Arbeitsfeldes führte Thiersch auf vielen Kirchenvisitationen in alle Teile erst Nord- dann Süddeutschlands, bald auch in die Schweiz und nach Oesterreich, regelmäßig in jedem Jahre zudem nach England. Dies verlieh ihm eine viel freiere und selbständigere Stellung, dazu eine Weite des Gesichtskreises und der Beziehungen, für die das kleine Marburg längst zu enge geworden war. Hier freilich war er nun ganz in den Bann getan. Nicht nur waren ihm seitens der Regierung jahrelang alle kirchlichen Funktionen untersagt, selbst philologische und historische Vorlesungen innerhalb der philosophischen Fakultät, bei der er sich, um die unmittelbare Anregung der akademischen Welt nicht ganz zu verlieren, unterdessen habilitiert hatte, wurden ihm verboten. Auch das lutherische Presbyterium erklärte ihn zuletzt aller Rechte eines lutherischen Geistlichen endgiltig für verlustig. So sehr fürchtete man in Cassel seinen tiefgehenden Einfluß auf die Studenten und Geistlichen, seine begeisterte Beredsamkeit, seine feurigen Predigten. Seine tiefe klangvolle Stimme klingt heute noch manchen alten Marburgern im Ohr.

In Marburg selbst also wissenschaftlich gebunden und kirchlich ausgestoßen, lebte Thiersch, soweit er nicht dienstlich abwesend war, umso eifriger einer reichen literarischen Tätigkeit und erzieherisch seiner eigenen wachsenden Familie. Den Zehnen seiner 13 Kinder, die groß geworden sind, hat er als eigener Hauslehrer vielfach selbst Unterricht in den alten Sprachen, in Geschichte, Geographie, Mathematik und etwas Astronomie erteilt, ebenso ihnen allen, zusammen mit andren Kindern der kleinen apostolischen Marburger Gemeinde, mit besonderer Weihe und Hingabe Konfirmandenunterricht. Der tiefe sittliche Ernst des Vaters, der sie jede Aufgabe im höchsten Sinne auffassen lehrte, hat sich ihnen allen autoritativ und nachhaltigst eingeprägt und ist für ihre gesamte Lebensauffassung maßgebend geworden. Bis an sein Lebensende stand der Vater in steter brieflicher Fühlung mit all seinen Kindern, ihre Entwicklung wachsam verfolgend, unaufhörlich mitberathend, fördernd.

Auch die beiden Söhne, welche die Künstlerlaufbahn einschlugen, August und Friedrich, verdanken selbst in dieser ihrer künstlerischen Art, nicht

wenig dem gelehrten Vater. Wenn dieser, der bei allen seinen Werken in Aufbau und Stil höchste Vollendung anstrebte, sodas seine der Antike, besonders Tacitus, sich nähernde Sprachprägung einen eigenen Zauber auf den Leser ausübt, einmal an seine Mutter schreibt: „Ich muß gestehen, daß ich von jeher nur in irgend einem Enthusiasmus etwas selbst hervorbringen konnte. — Mein Schreiben hat, was die inneren Schwierigkeiten betrifft, merkwürdige Ähnlichkeit mit Bruder Ludwigs Malen“, so verrät sich da derselbe künstlerische Grundzug, der nicht nur diesen Bruder, den Münchener Historienmaler Ludwig zu seinem Lebensberuf geführt hat, sondern der auch in Carl, dem anderen Bruder, dem Leipziger Chirurgen, vorhanden war. Eben dies Element, hier ein eminent plastisch formender Sinn war es ja, der Carl Thiersch vor seinen medizinischen Kollegen so hoch auszeichnete. Sein Biograph rühmt ihm nach, daß er bei seinen Operationen stets wie ein freischaffender Künstler verfahren sei. Die drei Brüder waren darin Erben ihrer Mutter Amalie, der feingebildeten, künstlerisch begabten Tochter des damals ersten Geistlichen im Herzogtum Sachsen-Gotha, des Generalsuperintendenten Josias Fr. Chr. Köppler, der einst auch Erzieher der beiden Humboldts gewesen war. Sie hatte eine Zeit lang die von Goethe gegründete Kunstschule in Weimar besucht und einen Preis aus Goethes Hand davon getragen. Mehrere sprechende Familienporträts, ein besonders gutes ihres Vaters, das sie gemalt, sind erhalten.

Vater Heinrich wurde sich dieses geistigen Erbschazes voll bewußt, als sich bei seinem Sohn Friedrich unter Italiens Himmel mehr und mehr die Schwingen regten. Er schreibt 1877 an die Mutter: „In Friedrich hat sich der Kunstsinne verjüngt und ist zur Ausübung gekommen, der in meiner Wenigkeit geschlafen und brach gelegen hat“.

Noch mehr aber und zärtlicher als am Vater hingen die Marburger Kinder an ihrer edlen, leider so früh, bald nach dem Umzug nach München, 1868 verstorbenen Mutter. Maria Berta Thiersch stammte aus dem alemannischen Süden, eine Tochter des Pädagogen Christian H. Zeller, Hausvaters der Erziehungsanstalt Beuggen bei Säckingen. Von Frau Berta darf man sagen, sie war eine Heilige. Selbst ihre äußere Erscheinung hatte, was wiederholt bemerkt wurde, etwas Madonna-artiges. Ein tiefes Gemüt voll stiller Heiterkeit, voll Mildtätigkeit, Musik und Innigkeit, religiös und kirchlich ganz und gar eins mit ihrem Manne, hat sie die Marburger Vereinsamung, besonders während der vielen und oft langen Abwesenheiten ihres Gatten, noch schmerzlicher empfunden als er. Ihre schlichten Briefe greifen uns noch jetzt ans Herz. Die später zeitweise äußerst kümmerlichen und ungünstigen Wohnungsverhältnisse, die bei dem großen immer noch wachsenden Haushalt und den bescheidenen Einnahmen fast dauernden Geldsorgen, dabei eine überaus große, stets gern gespendete Gastlichkeit, die in Abwesenheit des Vaters oft wilde Unbändigkeit der größeren Jungen, so manche schwere Krankheit bei den kleineren Kindern, der frühe Tod dreier besonders lieblicher Kleinen, die Sehnsucht nach dem fernen traulichen Beuggen mit seinem heimatlichen Gartenparadies hart am strömenden Rhein: das Alles hat an der lieben Dulderin, die ohne viel Worte zu machen „so still für sich“ in größter Ruhe und Aufopferung ihre schweren Lasten trug, gezehrt und ihre Gesundheit früh untergraben. Auch durch sie, die Zellerin, welche mit ihrer hellen Stimme und ihren süßen Liedern all ihren Kindern die Liebe zur Musik mit ins Leben gegeben hat, ist offenbar eine künstlerische Begabung den Söhnen mitvererbt worden. Im Stammbaum

der weitverzweigten Württemberger Zellerfamilie steht als erfahrener Bau- und Steinmetzmeister der aus dem Allgäu stammende Anhert Conrad Zeller oben an. Zusammen mit seinem Sohn Johannes hat er für den Fürststab von Reuppen und den Bischof von Augsburg viel an Klöstern und Schlössern gebaut. 1521 sind Vater und Sohn vom Herzog Ulrich von Württemberg für den Ausbau der Festung Hohentwiel berufen worden. Die alte Begabung sollte nach langem Schlummer neu und kräftig erwachen.

So waren Vater und Mutter. Ohne ihren tiefen religiösen Ernst, ihre gesellige, heitere Menschenfreundlichkeit und vor allem ihre unbedingte innere Selbstständigkeit sind auch die Söhne August und Friedrich nicht zu denken.

Jugendzeit in Marburg

(1843—1861).

„Die Ruhe in seinem Wesen scheint auf Gesundheit und Wohlgefühl zu deuten“, schreibt an seine Mutter in München der Vater, drei Tage nach der Geburt seines ersten Sohnes am 28. November 1843. Zu Vaten wurden gebeten des Vaters bester und geistesverwandtester Freund, Schwager E. A. von Schaden in Erlangen, nach dem das Kind auch seinen Hauptnamen August erhielt, und Großmutter Thierich in München; aus Beuggen aber Großvater Zeller und Tabitha Zeller, der Mutter nächstjüngere blühende Schwester, die eben damals im Marburger Haus wertvolle Hilfe leistete. Der kräftige Kleine, ein Bild der Gesundheit“, wuchs auf zu einem stämmigen Jungen von nachdenklicher Bedächtigkeit und Sinnigkeit. Er fiel auf durch sein gutes Gedächtnis, große Selbstständigkeit des Denkens und beharrlichen Fleiß. Ein sehr ausgesprochenes Ehrgefühl ließ ihn aber auch leicht sich gekränkt und empfindlich zurückziehen. Verhältnismäßig lange blieb er schüchtern und etwas unbeholfen, träumerisch zerstreut. Sprechen hat er spät erst und langsam gelernt, am liebsten blieb er einsilbig und wortkarg. Von der Weinachtsbescheerung des Jahres 1846 berichtet der Vater: „Wilhelm (der jüngere Bruder) rief laut „Leuter!“ (= Leuchter). So nennt er jedes Licht; eilte dann wie ein Wieselchen von Stuhl zu Stuhl, überall Ekbares entdeckend und bejauchend. August war das gerade Gegenteil: lautlos stand er lange Zeit vor all den Sachen und nach langer bewegungsloser Betrachtung stieg er ohne Worte auf sein Schautelstern und nahm mit größter Ruhe davon Besitz. Um die Eschwaaren, Honiggluchen, Kiepen und dergleichen bekümmerte er sich nicht. Peitsche, Stedenstern, Trompete nahm er mit auf das Schautelstern“. — „Er ist eben eine Zeller'sche Natur, trocken und still, aber deswegen nicht ohne Gemüt. Ein Redner wird er nie werden“. So hat ihn, die Züge des Mannes vorausnehmend, treffend seine eigene Mutter charakterisiert, als er später, 18-jährig, das Elternhaus verlassen sollte. Frühe, trotz des ganz unfähigen Zeichenlehrers, hatte sich sein ausgeprägter Formensinn im Zeichnen ver-raten; dazu eine sichtlich Begabung für Technisches und Mechanik. Lange, unermüdet konnte der Knabe sich mit ein und demselben Gegenstand beschäftigen, stundenlang allein mit größter Seelenruhe bauen. So wenig er für Sprachen begabt war, so sehr beschäftigte ihn das Rechnen und Kleben stereometrischer Körper. Seine treffliche Beobachtungsgabe schien ihn fast zum Naturforscher bestimmen zu wollen. „Da war nichts als lauter Dreck!“ gab er zur Antwort, als er in der Kinderlehre nach dem Anfang der Schöpfung gefragt wurde. So deutlich dachte er sich Erde und Wasser in wüstem, ungeschiedenen Zustand.

Zweimal ist die kinderreiche Familie so glücklich gewesen in Marburg eine geräumigere Wohnung draußen vor der Stadt, ganz im Grünen, zuletzt sogar nahe am Wasser zu beziehen: zuerst im ersten Stock von „Kuhl's Hof“ vor dem Barfüßer Thor, dann auf einer Lahninsel, dem „Saurasen“, in dem Haus des Zimmermanns Arcularius. Dies Haus, ein ehemaliges Gasthaus, zugig und wie üblich ohne Doppelfenster, führte den drastischen Namen „der haarige Kranz“*). Der Zimmerplatz mit den Balken dicht dabei, war das Entzücken der Thierschkinder. Da zudem die Volksschule wegen ihres rohen Tones gemieden wurde, und lange Jahre hindurch der Vater selbst oder ein junger Hauslehrer den Unterricht mit verhältnismäßig wenig Stunden (nur vormittags!) übernahm, so erfreuten sich die Kinder einer beneidenswert freien Jugendzeit. Hier konnten sie sich nach Herzenslust mit einer Schaar von Gespielen tummeln, hier blieben sie gesund, hier wurden sie kräftig und erhielten sich eine unverkümmerte Freude an der Natur für ihr ganzes Leben.

Dies kam auch „Ause's“ großer, vom Vater ererbter Vorliebe für die Tierwelt zugute. „Wo er hinkommt, sucht und findet er Schnecken, Käfer, Kraken und fingiert sich auch Fische, die ihm besonders merkwürdig sind“, meldet die Mutter von dem Dreijährigen. Darum will sie ihn jetzt auch zum Baden in die Lahn mitnehmen, „blos wegen der furchtbaren Menge von Fischen; da er so große Liebe zu allen Tieren hat“. Eben damals hatte er einmal entzündete Augen; „es wurden ihm drei Blutegel gesetzt, wobei er merkwürdig ruhig war. Denn vor lauter Freude an einem so gartigen schwarzen Wurm, den er in einem Gläschen hatte und damit spielte, vergaß er die Schmerzen und das Unangenehme, das ihm die andern machten“. — „Ich will den Storch haben!“ antwortete er, als die Geburt eines Geschwisterchens bevorstand, und er gefragt wurde, ob der Storch ihm ein Brüderchen oder lieber ein Schwesterchen bringen solle? Feldmäuse, Eidechsen, eine 2½ Fuß lange Schlange, die er alle frei mit der Hand gefangen, brachte er freudestrahlend heim, zum Entsetzen der Mutter. „Du sollstest nur mal unsern August sehen“, schreibt die Schwester Mathilde an die Großmama, „wie der mit seinem ganzen Herzen an seinem Igel hängt! Er hat ihn schon ganz zahm gemacht, und es ist zu gemächlich, wie der kleine stachelige Kerl so nett im Zimmer herum trappelt. Er ist auch sehr reinlich. Denk dir nur, neulich fanden wir ihn im A. . . , wo er allein hingegangen war! All denen, die zu uns kommen, muß er seine Künste im Klavierpielen zeigen. Denn wir sperren ihn ins Klavier, und weil er gerade eine Oktave lang ist, so spielt er ganz schön, indem er hinauf- und hinunterläuft“. Von winterlichem Feld hatten einandermal die Kinder einen erfrorenen Raben mit heimgebracht. Zum Ausstopfen, wie sie gehofft, taugte er nicht mehr. Da wurde er im Garten begraben, und August setzte ihm einen Grabstein mit eingegrabener lateinischer Inschrift und allegorischen Figuren darauf, „die ganz deutlich ein angeborenes Künstler-talent verraten“, berichtet nicht ohne Stolz die Mutter.

Ganz herrlich war die Nähe der Lahn — da ließen sich die schönsten Uferbauten aufführen, mit Stelzen konnte man durch den Fluß waten, auf

*) Das Haus steht noch, aber in welch veränderter Umgebung! Der schöne Wiesengrund, der das damals ganz allein stehende Gebäude weithin umgab, ist verschwunden. Ein Gewirr von Fabrikanlagen, Lagerplätzen und Wohngebäuden engt es von allen Seiten an der „oberen Rosenstraße“ ein. Und doch hat dies alles den großen poetischen Reiz, der damals noch völlig unvermindert gewesen sein muß, nicht ganz zerstören können: noch rauscht dort hinten traulich das Wasser der Lahn, noch gräßen die nahen Wabberge lockend herüber, noch schauen das hochgelegene Schloß und die ersten Türme von St. Elisabeth freundlich herein, noch verpflücht man einen leisen Hauch des alten Jbylls.

einem von August selbstgezimmertern Kahn rudern, bis ein Hochwasser ihn entführte, und im Sommer täglich zweimal baden. Der noch lange gehegte Wunsch, ein Schiffsbaumeister zu werden, rührt von da her. Ausflüge auf die Berge und in die Täler der schönen Umgebung Marburgs gab es die Menge. Ferientage durften zuweilen im befreundeten Pfarrhaus Kessler zu Böhlbach hinten in den Wäldern zugebracht werden, wo als treuer Freund und Genosse manch romantischen Abenteuers „die lange Seele“ der Sohn Philipp, besucht wurde. Im Winter aber gabs auf der Lahn stundenweit eine spiegelglatte Eisfläche. „August schießt wie ein Vogel auf seinen Schlittschuhen und schiebt im großen Schlitten die kleineren wohlverpackten Geschwister“. Niemand stört sie. „In unserer Nähe war der zugefrorene Fluß wie ein großer, für uns hergerichteter Salon; bei Weidenhausen dagegen war er ganz schwarz von Menschen.“

Wenige sicherlich haben das Glück eines so ausgezeichneten humanistischen Unterrichts im Vaterhause selbst gehabt, wie ihn August mit seinem nur wenig jüngeren Bruder Wilhelm damals in Marburg empfang. Infolge seiner vielen Reisen war Vater Heinrich schließlich aber doch gezwungen, die beiden in das Marburger Gymnasium zu schicken, das freilich seinen von München her gewohnten Ansprüchen so ganz und gar nicht entsprechen wollte; ihm, dem Sohne des praepceptor Bavariae, dem es eine Lust und hohe Freude gewesen war selbst zu unterrichten. Durch eine Eingabe an das kurfürstliche Ministerium („Zurückführung des Gymnasialunterrichts zur Einfachheit“) machte er eben damals (1857) einen letzten vergeblichen Versuch die Behörden und die Gymnasialdirektoren von den Mängeln des herrschenden Systems zu überzeugen. „Meine Jungen möchte ich dahin bringen“, schreibt er an die Mutter, „daß ihnen Sorgfalt und Wichtigkeit in ihren Leistungen Ehrensache sei. Ins hiesige Gymnasium darf man sie, wenn man solche Mäniche hat, nicht schicken“. — „Wenn ich von 2—3 Uhr mit meinen Jungen im Gartenhaus sitze und neben einer Tasse Kaffee mit einer von Bruder Ludwigs Cigarren ihnen den Horatius erkläre, komme ich mir wie ein König vor“. „Daß ich dazu morgens eine Stunde Homer mit den Jungen lese, dient mir zur geistlichen Gesundheit“. — „Es wird sich noch zeigen, daß diese Mühe nicht verloren war“, setzt er mit Nachdruck hinzu, als einmal — beim Uebergang ins Gymnasium — alles vergeblich erschien.

So lernte August, getragen von dem beglückenden Bewußtsein des Vorwärtstommens, mit 10 Jahren Cäsar überlesen und die Anfänge des Griechischen, mit 11 Jahren Virgil lesen, mit 12 Horaz und lateinische Verslehre, mit 13 Homer, mit 17 Jahren die Anfangsgründe des Hebräischen kennen. Auf ihn, den keineswegs Sprachbegabten, hat diese väterliche Einführung in das klassische Altertum dennoch einen so großen Einfluß ausgeübt, daß diese Eindrücke auch bei seinem späteren Lebensberufe für ihn entscheidend geblieben sind. Noch in den ersten Studienjahren an der Polytechnischen Schule in München sitzt August nachts über seinen Büchern, sodaß der Vater selbst ihn mahnen muß: „die griechische und lateinische Grammatik ist nicht wichtig genug, als daß ein Architekt durch nächtliches Studium seine Augen damit schwächen sollte!“ Als fertiger Architekt aber ist August Thiersch der Antike immer treu geblieben. Selbst in den von ihm später an der Technischen Hochschule gestellten Preisaufgaben (Rekonstruktion der römischen Villa bei Westerhofen, der römischen Lager bei Eining und bei Rempten, des Hauses des tragischen Dichters in Pompeji, der Basilika von Fanum) kam dies zur Geltung.

Nach recht schmerzhaftem Uebergang aus diesem idealen häuslichen Unterricht in das vielsährige Schema des Marburger Gymnasiums (1857), wo Karl Hopf sein bedeutendster Schulkamerad war, durfte August nebenher bei dem

alten Mechanikus Schubert etwas praktische Handfertigkeit treiben. Sonst betätigte er sich zu Hause mit seinem neuen Weihnachtsgeschenk aus München, einer Gitarre, und vor allem bei der abendlichen vierstimmigen Hausmusik mit seinem die kräftige Grundlage abgebenden Bass. Mit Gesang, einem Lied, wurde im Hause Thiersch ja auch am Morgen jeder Tag begonnen.

Unterdessen war August auf der Schule schließlich doch in einen ganz guten Zug des Lernens und nach Prima gekommen. Was weiter werden sollte, war ihm selbst völlig unklar. Aber den Vater drängte es zu baldiger Entscheidung. Er schreibt im März 1860 nach München an seine Mutter: „Ich muß ernstlich daran denken, meine Jungen in ein Land zu bringen, wo sie mehr Gelegenheit anzukommen und mehr Wohlthun finden als in Kurhessen. Ein solches Land kann nur Bayern oder Preußen sein. Für Bayern spricht alles“. — „Ich kann noch nicht lassen von dem Wunsche, daß August und Wilhelm in Bayern das Gymnasium absolvieren möchten. Alexander von Humboldt hatte erklärt, wenn er ein preussisches Gymnasium (das Vorbild damals auch der Hessischen) hätte durchmachen müssen, so wäre er geistig und leiblich zu Grunde gegangen“. „August soll hier (in Marburg) kein Maturitätsexamen machen. Er müßte noch ein Jahr damit zubringen, und dies Jahr wäre verloren. Nur in Bayern verlangt man dies Examen, und auf bayrischen Staatsdienst ist doch nicht zu rechnen“. (Diese Befürchtung, aus dem intoleranten kirchlichen Druck jener Jahre in Kurhessen und Bayern entstanden, die sich glücklicher Weise aber ganz und gar nicht bestätigen sollte, findet sich in damaligen Briefen Vater Heinrichs des öfteren ausgesprochen). „August muß so tüchtig lernen, daß man ihn überall brauchen kann. So viel sieht fest: Ostern (1861) muß er fort! Er hat genug Ausbildung bekommen, um Vorlesungen über Kunstgeschichte usw. vollkommen zu verstehen und dies genügt. Ja, sogar für eigene Studien, wenn er dazu einst Lust hat, ist er hinlänglich ausgerüstet“. — „Meine Anhänglichkeit an Bayern und meine Dankbarkeit gegen Bayern ist groß; mein Vaterland und mein Vater stehen für mich in der innigsten Verbindung, und ich freue mich, daß es meinem Vater vergönnt war, gerade dort so lange zu wirken. Möchte sein Segen auch auf meinen Kindern ruhen, und möchte es meinen Eltern vergönnt sein, in Bayern einen nützlichen Lebenslauf zu finden und zu erfüllen!“

Wie bescheiden und sehnlich äußerte sich hier 1859 dieser Herzenswunsch! In welch reichem Maße ist er dann gerade an August und Friedrich in Erfüllung gegangen! Wer vermag die Hochbauabteilung der bayrischen Technischen Hochschule, wer die Bauentwicklung Münchens in den Jahrzehnten 1880 bis 1910 zu denken — ohne dies Brüderpaar!

Bei der Wahl der zukünftigen Studienstätte war der Vater aufs umsichtigste zu Werke gegangen. Bevor er sich endgültig für München entschied, hatte er ernstlich auch Basel, Zürich, Karlsruhe, Cassel und Hannover in Betracht gezogen. Wie erlöst aus langer Ungewißheit schreibt die klar sehende Mutter am 19. März 1861 an ihre Schwiegermutter nach München: „Seit gestern ist es nun endlich entschieden, daß August nach München kommen soll. Längst war es bei mir ausgemacht, daß dieser Weg für ihn der zweckmäßigste und sicherste sein wird. Denn die beiden Gründe, daß er das teure großelterliche Haus mit seinem Schutz und seinen Wohlthaten dort hat und den Vorzug einer bei weitem größeren künstlerischen Ausbildung, zu der er in München viel mehr Gelegenheit hat (als sonst), überwiegt alles andere. Nun, Gott gebe seinen Segen dazu!“ — „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh und dankbar ich bin, daß August unter Ihren Augen seine Studien beginnen darf, und daß er auch in seinem Logis unter guten Freunden sein kann. Wie wohltuend und heilsam wird ihm der Umgang mit Ihnen und den lieben Schwestern sein!“

Lehrzeit (1861—1868).

So war denn, Ostern 1861, August wirklich in München eingezogen, zugleich als Vorläufer der drei Jahre darauf nachfolgenden ganzen Marburger

Familie; zwar noch nicht gleich in das großväterliche Haus selbst, aus dem so viele Weihnachten hindurch eine inhaltschwere geheimnisvolle Riste die Marburger Kinder in höchste Spannung und größten Jubel versetzt hatte, und wo vor einem Jahr nun das gütige greise Oberhaupt gestorben war; aber doch unter der besonderen Fürsorge der Großmama, und umgeben von einem ganzen Wall teilnehmender Verwandtschaft. Unterkunft und Kost gewährte zunächst „Tante Fritz“, d. i. Frä. Friederike Kirch, die Schwägerin von August's Onkel, dem Maler Ludwig Thiersch, der selbst erst drei Jahre später von seiner Tätigkeit an der Petersburger Akademie nach München zurückkehrte. Die männliche Oberaufsicht über August's Studien und Freizeit war solange „Onkel Petri“ übertragen. Dieser, ein Mann von rastloser Energie, war Generaldirektionsrat bei der Eisenbahnverwaltung und Gatte von Heinrich Thiersch's Lieblingschwester Luise. Die Tanten Lina (v. Schadens Witwe) und Mathilde trieben mit August Französisch und Englisch. Sein Kost- und Studiengenosse war Ferdinand Löwe, ein Nefte von Tante Fritz, der spätere Professor für Ingenieurwissenschaft in München. Der Vater selbst überwachte brieflich und strenge aus der Ferne besonders August's Erholungszeit und beriet ihn mit historischer Lektüre (Tacitus, Joh. v. Müller, Ranke) für die Abendstunden.

An der Polytechnischen und der damit verbundenen Ingenieur-Schule in München hospitierte August zunächst nur, wurde dann aber bald als „Eleve“ (1863—65) fest aufgenommen und erreichte es durch besonderen Fleiß, daneben auch noch das Gymnasialabiturium nachzuholen (1864). Es waren vor allem Lehrgegenstände des Ingenieurfaches, die er zu studieren hatte (Vermessungskunde, Brückenbau, Wasser- und Straßenbau, geodätische Uebungen), nur daneben antike Baustile, Entwerfen von Hochbauten und Kostenvoranschlägen. 1865 wurde die theoretische, 1867 die praktische Prüfung für den Staatsdienst bestanden und zwar sowohl für das Hochbaufach wie für das Ingenieurfach. Der Eintritt in den Polytechnischen Verein, in Turn- und Fechtkurse, brachte eine bisher fehlende gefellige und körperliche Gewandtheit und Beweglichkeit; nur eine beharrliche Abneigung gegen Briefschreiben und Besuchemachen verblieb allem freundlichen Zureden zum Trotz, noch viele Jahre lang. Es ist, als ob diese schwere, gründliche Natur in langsamer, aber sicherer Entwicklung wie in einem unbewachten Selbstschutz sich solange gewissenhaft zurückhielt, bis sie sich, wenn auch spät, innerlich ganz gereift fühlte. Damals begann kaum die allererste Auflockerung. Aber je länger im Stillen der Reifeprozess dauerte, desto mehr verlor sich die anfängliche Verschlossenheit. Wie überaus gefellig, besuchtsfreudig, mitteilksam, wie milde und gütig war der reife Mann, war Thiersch an der Schwelle des Greisenalters! Er konnte in keiner Tram und keinem Eisenbahnwagen fahren, ohne sich alsbald nach rechts und links mit den Mitreisenden lebhaft zu unterhalten — er, der als Knabe und Jüngling so unzugänglich, wortkarg und oft schroff ablehnend gewesen war! Wie innig hielt er später auch zu seinen Geschwistern! Bei so ernsten Naturen kommt die Umwandlung, der gute Wein, auch erst, wenn sie sich haben füllen lassen — bis oben hin.

Die fünf vorbereitenden Studienjahre in München waren für August eine äußerst ökonomisch ausgenutzte Zeit, die er mit konzentriertem Fleiße und im Wettstreit mit seinem Freunde Löwe, der ebenfalls neben dem Hochschulstudium das Gymnasialabsolutorium noch nachzuholen hatte, fast einsam,

in selbsterwählter Zurückgezogenheit zugebracht hat. So blieb er in Ge-
 selligkeit sehr schweigsam, still und schüchtern. Das erste war, sich durch
 Privatunterricht, der täglich 1½ stündig früh morgens 6 Uhr begann, gründlich
 in Mathematik einzuarbeiten. Als immer ersehnteres Gegengewicht gegen
 diese Welt trockner Formeln verlangte ihn nach seinen alten Klassikern. „Ich darf
 doch mein Latein und Griechisch nicht so liegen lassen!“ Mehr und mehr kam ihm das
 kostbare väterliche Erbe zum Bewußtsein. Dazu las er Kottek und Ranke.
 Von den Publica, die er an der Universität als Hörer mitnehmen konnte,
 heißt es für ihn schon sehr bezeichnend bei Lamont's Kolleg über Astro-
 nomie: „Ich gehe ungeheuer gern in diese Vorlesungen“. Und von der Chemie bei
 Diebig: „Ich muß immer die Schnelligkeit und Sicherheit bewundern, mit der er auch
 die gefährlichsten Experimente macht, sowie die Unererschrockenheit, mit der er sich, wenn
 etwas plagt oder überkocht, in seinem fließenden Vortrag nicht stören läßt“. In den
 großen dreimonatelangen Sommerferien sucht er sich zeichnerisch zu üben und
 bautechnisch zu betätigen. „So viel ich erkenne, muß meine Ferienbeschäftigung sein
 1) zeichnen, 2) zeichnen und zum 3. mal zeichnen. Schnell und gut zeichnen geht mir
 vor allem ab.“ Sein Strich ist damals noch weich und unsicher, aber hier
 legte er den Grund zu der späteren erstaunlichen Fertigkeit seiner Hand.
 Schon im Sommer 1861 darf er bei dem Bau des Maximilianeums in
 München mit Zustimmung v. Bürckleins und unter Anleitung des Poliers
 Werkzeichnungen zu Kapitellen und Ornamenten ausführen. Und im Herbst
 63 berichtet er den Eltern: „Ich habe bereits ein Programm im Hochbau zu lösen
 bekommen, nämlich ein freistehendes Bohnhaus für eine Familie anständig und bürgerlich
 zu entwerfen. Ich werde dabei auf viele Kinder reflektieren, und das Haus würde diesem
 (dem alten, 1878 abgebrochenen Thierschhaus) sehr ähnlich ausfallen. Wie hübsch wäre
 es, wenn ich es für Euch ausführen dürfte!“

Im Chor der Passionsmusik in der Basilika singt August wiederholt mit,
 wie er auch ein fleißiger Besucher der Konzerte im Odeon war. Aber als
 das 50 jährige Jubiläum des Münchener Philologischen Seminars, das sein
 Großvater ins Leben gerufen hatte, gefeiert wird, und August als ältester
 Enkel und damals alleiniger männlicher Träger des Namens in München,
 daran teilnehmen soll, bringt er es nicht über sich, seine Schüchternheit zu
 überwinden. „Es möchte scheinen, als ob ich ein Stellvertreter der Familie Thiersch
 sein wollte. So bin ich denn trotz alles Zuredens nicht hingegangen“. Am wohlsten
 fühlte er sich hinten im stillen Atelierhaus gegen den Garten zu, wo ihm
 die gütige Großmama ein Zimmer eingeräumt hatte. „Ich habe es hier bei
 der Großmama so gut, wie ich es sonst nirgends außerhalb der Heimat haben könnte!“
 Geistig frisch bis ins höchste Alter und die Entwicklung der Enkel und ersten Ur-
 enkel lebhaft verfolgend ist die Greisin 84 jährig erst im Jahre 1878 heimgegangen.

Wenn August in den Sommerferien nach Marburg heimkam, so freuten
 sich die Seinen, vor allem die Mutter, die diesen Sohn sehr liebte,
 herzlich über den stattlichen Jüngling mit der guten Haltung, dem Anflug
 feinerer Münchener Gestattung und dem immer aufrichtig kindlichen Wesen.
 Dann zeichnete er viel in der Elisabethkirche, die ihm als die schönste Kirche
 der Welt erschien, und stellte ein großes Panorama von Marburg her, von
 Spiegelslust aus gesehen, sehr detailliert und bewundert; in Elwert's
 Buchhandlung sollte es öffentlich zum Verkauf ausgestellt werden. Des
 Abends sang er mit der Mutter und den Schwestern wieder vierstimmige
 Lieder. Der Vater aber hatte seine helle Freude an der unverlorenen Reizung
 seines Ältesten zu den alten Klassikern als an der guten Frucht seines

früheren Unterrichts. „Ich las mit ihm Tacitus und fand, er weiß noch mehr Latein als unsere gewöhnlichen Studenten“. „Heute habe ich im Garten mit August in 1 Stunde 160 Verse Homer übersezt. Es ging noch recht ordentlich. Der selige Großpapa hätte sich gefreut“.

Nach Absolvierung der Polytechnischen Schule in München öffnete sich dem Bauaspiranten August ein praktisches Feld der Betätigung als technischer Gehilfe beim Eisenbahnbau in Mittelfranken (66—67), im Bureau der Generaldirektion (Brücken der Braunauer Linie) und endlich in Hohenzollern—Sigmaringen (1868). Damals war die goldne Zeit der Eisenbahnbauten; das heutige Netz der Schienenstränge mußte erst geschaffen werden.

Das Hochbauwesen hingegen lag in Bayern zu jener Zeit sehr darnieder. So konzentrierten sich damals tatsächlich im Eisenbahnbau alle größeren Unternehmungen. Hier eröffnete sich für jeden tüchtigen Techniker ein weites und fruchtbares Feld. Hier hatten auch die beiden ersten führenden Häupter des Münchner Polytechnikums, Gottfried von Neureuther und Max von Bauernfeind, der Gedächtnis, ihre erste praktische Wirksamkeit entfaltet (Bahnhöfe von Würzburg, Schweinfurth, Aschaffenburg usw.). Bayern durfte stolz darauf sein, den ganzen Bedarf an technischen Kräften ohne Beiziehung eines Ausländers nur mit Leuten, die aus der Münchner Bau- und Ingenieurschule hervorgegangen waren, decken zu können, und das mit allerbestem Erfolge. Der Bedarf an geeigneten Kräften in jener Periode war so groß, daß noch im Jahr 1874 die eben dadurch ungewöhnlich angeschwollene Frequenz der Münchner Technischen Hochschule unter beinahe 1400 Studierenden allein 600 Bauingenieure aufwies. Es war ganz natürlich, daß August Thiersch bei seiner starken technischen Begabung und angewiesen auf Erwerb sich ebenfalls dieser Richtung zuwandte. Für ihn gab es im Gelände zwischen Eichstätt und Neuburg a. D., im Tal der Altmühl und der Schutter, Terrainaufnahmen und Bodenuntersuchungen, Tracen, Brücken und Tunnel abzu stecken und zu bauen. Wochen-, Monatslang waren die jungen Ingenieure auf Unterkunft in kleinen Nestern angewiesen, gleichviel wie die Witterung war: ein tätiges, gesundes, aber einsames Leben in Rassenfels, Baring und Bergen. Schon Eichstätt erschien ihnen damals wie eine, trotz der großen örtlichen Nähe meist vergeblich ersehnte, Großstadt. Der Vater sandte August für die einsamen Abende Schnaase's Kunstgeschichte des Mittelalters und empfahl ihm Jean Paul's Werke. Die Briefe August's aus diesen beiden Jahren in Franken geben ein Bild schwerermühtiger Vereinsamung, aber auch zunehmenden Verständnisses und innigster Fürsorge für die schwer leidende Mutter in der Ferne. Zunächst noch wie zufällig, meldet sich daneben auch ein Interesse für die Reste römischer Vorzeit. „Die Umgebung von Rassenfels ist gar nicht übel, aber das Rest selbst ganz miserabel, nach Art der heftigen Dörfer. Sehr merkwürdig ist hier das Schloß, ehemals ein römisches Kastell*). Die Mauern und Türme bestehen in der unteren Hälfte aus römischem Mauerwerk oder sind aus dessen Trümmern aufgeführt. Ich habe bereits einige römische Scherben zusammengetragen. Es ist auch eine Inschrift gefunden worden: Fortunae sacrum etc. . .“ Thiersch kaufte

*) Das römische Standlager von Rassenfels gehörte zu den überaus zahlreichen militärischen Sicherungen, welche in dieser Gegend Bayerns staffelförmig hinter dem rätischen Rhein angeordnet waren. An römische Funde aus Rassenfels anknüpfend hatte f. Z. Aventin die allerersten wissenschaftlichen Beobachtungen über die römische Grenzlinie in diesen Gegenden veröffentlicht. (Vgl. Ohlenschläger, die römische Grenzmark in Bayern S. 6). Das Prætorium des römischen Kommandanten wurde erst 1908 freigelegt. (Vgl. Fr. Drexel, Germania 1919, 21).

diesen Motivstein und schenkte ihn nach München, wo er sich heute noch im Rationalmuseum befindet. Prof. Christ in München hat ihn um weitere Einfindung und Notizen von Aeltertümern. „Ich lese nur auf, was ich am Boden finde, meistens wertlose Scherben, die bereits einen großen Teil auf meinem Tisch einnehmen“. „Ich brauche nicht viel hier: täglich alles in allem 48 Kreuzer. Außerordentliche Ausgaben kommen nicht vor. Die Beschäftigung im Freien schlägt mir sehr gut an. Um 6 Uhr früh rücke ich mit 3 oder 4 Meschgehilfen, d. h. Bauern, die ich zu kommandieren habe, aus und komme 6 oder 7 Uhr abends wieder heim. Das Abendessen wird mit großem Hunger eingenommen“. Dann bleibt man beim Bier sitzen, und sinkt früh ins Bett. Die Anstrengung des Tages war zu groß, um noch für irgend eine geistige Betätigung etwas übrig zu lassen. Nur ein furchtbarer „moralischer Kater“ und unausgesetztes Heimweh stellen sich ein. Kaum vermag sich August zu Briefen aufzuraffen. „Schick mir doch meine Gitarre!“ Die Eltern wollen ihm als aufmunternde Gesellschaft auch seine ältere Schwester Berta schicken. „Die Absicht ist gut aber nicht ausführbar. Ich wüßte durchaus keinen Umgang für sie, so roh und gemein sind hier die Leute“. Der Krieg bricht aus, dringt aber nur wie ganz von weitem mit seinem Getöse in diese stille Abgelegenheit. „Ich selbst lese keine Zeitung. Meine Kollegen politisieren abends mit unfrem Sektionsingenieur, und ich höre stumm und mit wenig Teilnahme zu. Mein Phlegma hat bedenklich zugenommen. Ich weiß nicht, was das noch werden soll. Ich würde mich ungeheuer freuen wieder nach München zu kommen“. „Die Existenz dahier ist schrecklich. Der Gedanke, hier zwei Jahre zubringen zu müssen, trägt nicht wenig zu meinem Trübsinn bei, den mir keine Schönheit der Natur zu verschweigen vermag“.

Welch ein Kontrast zu seinem jüngeren und glücklicheren Bruder Friedrich, der kaum ein Jahrzehnt später auf eben derselben Lebensstufe nicht nur sich umgeben sah von einem anregenden Kreis gleichstrebender Freunde und dem vollen Glanz fröhlichster Frankfurter Geselligkeit, sondern der in dieser wogenden jungen Welt geradezu die gefeiertste Erscheinung war! Solche Sonne hat August Thiersch in seinem ganzen Leben niemals gestrahlt. Damals aber umfing ihn allerdüsterste Stimmung. Vielleicht hat eben diese völlige Stille in dem selbst so Stillen die erste Wendung dazu hervorgebracht, hinfort sich mehr aufzuschließen und selber mitteilbarer zu werden. Dabei ist ihm sichtlich das Wichtigste und Verantwortungsvollste des Ganzen übertragen. „Ich habe eigentlich den interessantesten Teil der Arbeit, nämlich die ganze Bahlinie, wie sie im Plan vorgezeichnet ist, Kurven und Gerade abzustrecken, wobei die Hauptschwierigkeit in der Durchsichtung von bewaldeten Anhöhen und Tälern besteht. Dies Durchhauen von Wäldern hat mir ein eigentümliches Vergnügen gemacht. Dabei fehlt es nicht an Abwechslung: bald geht es über ausgedehnte Moosflächen so gleichmäßig und eben, daß man schon aus großen Entfernungen die durch Pfähle bezeichneten Linien wie auf einem Teppich aufgezeichnet zu sehen glaubt. Bald verliert sich die Linie im dichtesten Walde, unzählige umgehorfene Stämme bezeichnen die Spur, welche die eines mit Dampfkraft durchbrechenden Ungeheuers zu sein scheint. Dann geht es wieder über Wiesen und Acker oder zieht sich auf taflern trümmerbedecktem Abhang an dem Fuße senkrechter turmhoher Felsen hin“.

Besser als in Rassenfels geht es dann in Bergen, wo ihn die sieben Kinder der Lehrersfrau, bei der er einquartiert ist, an das Vaterhaus erinnern und von ihm mit kleinen Leckerbissen gesüßert wurden. Er stellt sich vor, es wären seine eignen Geschwister. In Hechingen arbeitete er dann als Bauführer am Bau des Stationsgebäudes. Von hier aus besuchte er noch einmal die totkranke Mutter in München, die er dann nicht mehr wiedersehen sollte.

Diese Jahre erfrischender Arbeit im Freien (1866—68) erjetzten ihm zugleich die Militärzeit; wegen dicken Halses war er nicht eingezogen worden und war so auch an den beiden Kriegen 1866 und 1870/71 nicht aktiv beteiligt. Nur als freiwilliger Krankenpfleger im Dienste des Johanniterordens

ist er, wie seine Freunde Löwe und Bogler, im deutsch-französischen Kriege gewesen, mit langen Aufenthalten in Pfalzburg. Nun war der Körper gestählt, eine Wohlthat, deren August sich noch im Alter dankbar bewußt blieb. Zwischen hinein, in das Jahr 1867, fällt der ganz ernst erwogene Plan nach Australien zu gehen, wo vor allem bei der Landesvermessung, dann auch im Hochbau damals noch viel zu tun war und glänzende Honorare bezahlt wurden. Die englisch-schweizerischen Beziehungen des Vaters hatten dies höchst verlockende Angebot in unmittelbar erreichbare Nähe gebracht. Mr. Wilkinson, ein befreundeter und erfahrener Irländer, war bereit, die ganze Ausstattung für August in London zu besorgen und ihn auf seinem eignen Segelschiff in seiner Kajüte den oft bewährten Weg um das Cap herum mitzunehmen. Daß das Projekt zu Wasser wurde und August so dem Vaterland erhalten blieb, ist hauptsächlich der besorgten, schon schwer leidenden Mutter zu danken. „Mir blutet das Herz bei dem Gedanken, daß ein solcher Plan verwirklicht werden könnte“. „Nur so viel ist gewiß, daß mir öfter, wenn ich einen jungen Mann, der dir ähnlich sieht, sehe, die Tränen kommen bei dem Gedanken, daß ich dich dann vielleicht nie mehr sehen werde“.

Hermann Petri war es, der auf des Vaters Wunsch schließlich August's Versetzung zum Hochbau und nach München vermittelte. Dort war Gottfried von Neureuther, der nun bedeutendste Architekt Bayerns, daran den stolzen Neubau der eben neugeformierten „Technischen Hochschule“ zu vollenden. Er berief im Herbst 1868 den „geprüften Baupraktikanten“ August Thiersch nicht nur als „Assistent für Hochbaukunde“ an die neue Schule, — dieser wurde somit der erste und anfangs einzige „Assistent der Baukunst“ in München —, sondern auch zugleich, was als besondere Ehrung gelten durfte, als seinen persönlichen Assistenten in sein Baubureau für den Neubau der Hochschule. Ein glänzendes Zeugnis von Neureuthers Hand schloß diese Frühperiode ab. Im September 1869 unternahm Thiersch aus eigenen Stücken die erste Studienreise nach Oberitalien. 1872 erfolgte die Habilitation. Damit war der entscheidende Grund für die ganze weitere Entwicklung gelegt, war die Tätigkeit als akademischer Lehrer, die volle vier Jahrzehnte währte, und als ausführender Architekt in München eröffnet. Die Lebensstellung befestigte sich, als nach Verheiratung mit Frä. Margarete Podlech aus Bartenstein (Ostpr.) 1872, der ältesten Tochter des dortigen Justizrats Hermann Podlech, und nach der Ablehnung eines Darmstädter Rufes (1873), im November 1874 die außerordentliche Professur (für Baufornenlehre, Perspektive und Schattenkonstruktion) und im Juli 1886 die ordentliche Professur folgten. Für die Jahre 1893—95 wählte die Hochbauabteilung August Thiersch zu ihrem Vorstand.

Lehrthätigkeit an der Technischen Hochschule in München (1869—1908 bzw. 1914).

Der Lehrauftrag ging ursprünglich außerordentlich weit; er umfaßte die gesamte Baugeschichte, außer der Antike also auch das Mittelalter und die Renaissance. Für die Behandlung der jüngeren Stilperioden wurden erst nach und nach besondere Dozenten gewonnen, für die Gotik Heinrich Frh. von Schmidt, ebenfalls für die Antike der Thiersch innerlich am nächsten stehende und eng befreundete Schweizer Joseph Bühlmann, für die Renaissance August's eigner Bruder Friedrich. Zu den Vorlesungen, die im Winter die Griechen, im Sommer die Römer behandelten, kamen die entsprechenden Uebungen, nicht

nur für Architekten, sondern auch für Ingenieure; meistens so, daß wöchentlich auf eine Stunde Vorlesung das Doppelte oder Vierfache an Übungen fiel. Die Vorbereitung auf seine Vorlesungen nahm Thiersch außerordentlich ernst, ja fast zu schwer. Jedes Jahr faßte er seine Darlegungen wieder neu, und keines seiner jährlichen Kolleghefte ist dem andern gleich. Der Ratgeber war August, dessen Natur die Zurückgezogenheit liebte, immer eine unbehagliche Einrichtung, und das Vortragen vor einem größeren Auditorium machte ihm stets zu schaffen, so mittelstäm er sonst war, und so leicht die Rede floß, wenn nur zwei oder drei um ihn versammelt waren. Da erst, im engeren Kreise, fühlte er sich in seinem pädagogischen Elemente. Was seinen Vorlesungen aber höchsten Wert und größte Anziehungskraft verlieh, war etwas anderes: die erstaunliche Sicherheit, Gewandtheit und Anschaulichkeit der zeichnerischen Darstellung in großem Maßstab an der Wandtafel, besonders wenn die Kreide ganze Gebäude oder Gebäudekomplexe mit schlichter landschaftlicher Konturierung auf die schwarze Fläche zauberte. Mit verhaltenem Atem, mit gespanntester Aufmerksamkeit wurde das Entstehen dieser packenden Bilder verfolgt, die in den Hefen wiederzugeben keinem gelingen wollte. Es sollen einigemal von diesen wunderbaren Tafelzeichnungen Photographien gemacht worden sein. Leider war unsere Nachfrage nach solchen Aufnahmen bisher vergeblich. „Generationen saßen zu seinen Füßen, und wenn ihm in seinen Vorlesungen die Sprache niemals ein glattes gelenkiges Werkzeug war, so wußten doch seine von einem verhaltenen Feuer getragenen geistvollen Ausführungen, seine einzigartige Fertigkeit in Kreidestrichen geschlossene Kunstwerke an der Tafel entstehen zu lassen und die harmonische Milde und Güte seiner Persönlichkeit alle Hörer zu fesseln. In diesem Lehrer vereinigte sich der fein empfindende Künstler und der auf selbständigen Bahnen wandelnde Forscher. Architektur und Archäologie waren ihm aufs engste verbunden. Gerade seine selbständigen Gedankengänge verliehen dem Verkehr mit ihm einen ganz eigentümlichen Reiz. Wie eigenartig entwickelte er den antiken Tempelbau aus dem ursprünglichen Baustoff, aus seiner alten Bearbeitung, wie wußte er die inneren Gesetze der unnachahmlichen Schönheit klassischer Bauwerke aufzudecken! Oder wie neuartig waren seine Darlegungen über den Tempelbau in den engen Gassen der griechischen und römischen Großstadt, über seine Einfügung in die Straßenwand und das antike Stadtbild! Lange bevor wir einen offiziellen Städtebau besaßen, behandelte August Thiersch die planmäßige Anlage und Weiterentwicklung der antiken Stadt“. (Dr. Böhrer im „Bayerischen Heimatbuch“ Jahrg. XV (1917) S. 1.)

„Kleingütlich zeigen mit seinen Funden und Einfällen, das konnte er nicht. Seine besten Gedanken verschenkte er freigebig. Wie viele Anregungen hat er in seinen Vorlesungen, Übungen und in Unterhaltungen sorglos ausgestreut, ohne engherzig auf seine Priorität bedacht zu sein!“ Dagegen war ihm die gelehrte Zurüstung, das Sammeln und geordnete Zitieren der Literatur, diese oft äußerliche Arbeit, die für manche kleinen Geister die Hauptsache darstellt, eine große Last und Unbequemlichkeit.

Einer seiner treuesten Schüler, Dr. ing. Ernst H. Fiedler, jetzt Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart, berichtet*): „Wir staunten über seine glänzenden Zeichnungen, die er vor unsern Augen an der Tafel entwarf, weil er aber die Gabe der fließenden Rede nicht besaß, wirkte manches wohl durchdachte Wort, manche wertvolle Bemerkung zu seinen Zeichnungen nicht genügend. So blieb seinen Vorlesungen als solchen trotz ihres wissenschaftlichen Wertes ein äußerer Erfolg versagt. Um so größer war daher bei den Übungen. Da offenbarte sich seine volle Persönlichkeit, sein reiches Lehrtalent, wenn er den Einzelnen in gütigster, aber doch bestimmter Form unterwies, ihn aufmunternd auf Fehler aufmerksam machte und ihm darüber hinweghalf. Hier erwuchs ihm ein reich geeignetes Feld der Tätigkeit, und hier blühte bei allen volle Dank-

*) Nachruf in der Süddeutschen Bauzeitung vom 16./28. Febr. 1917.

barkeit und Verehrung für den gütigen, gewissenhaften, anregenden und unermüdblichen Lehrer. Wer wie ich in näheren Verkehr mit ihm treten durfte — und er führte gerne Viele in sein gastliches Heim —, der war stets beglückt von der anregenden und belehrenden Unterhaltung, von der Heiterkeit und dem traulichen Scherz, mit dem er zu erzählen wußte. Da teilte er von seinen Plänen und Ideen freudig mit, was ihn eben beschäftigte, und er erläuterte manches in wenig Strichen überzeugend vor uns auf dem Tisch. Uns junge und unwissende Studenten ermutigte und erfrischte seine Art zu erzählen und uns zu belehren. Sie hatte nichts Bedrückendes, wie es oft bei berühmten Lehrern zu sein pflegt. Jeder Abend in seinem Kreise war ein Genuß und bezahlte mehr als reichlich den weiten nächtlichen Heimweg.“

An den für die jungen Architekten so wichtigen Exkursionen der Hochschule ist August Thierich zehnmal beteiligt gewesen. Fünfmal führte er seine Schar nach Oberitalien (das erstemal 1872), einmal nach Landsküt und Regensburg, einmal nach Wien (1881), wo er die erhebende Freude erlebte die großen Baumeister Friedrich v. Schmidt, H. v. Ferstel und Th. Hansen persönlich kennen zu lernen; die drei letztenmale in die bairischen Berge und nach Tirol, wovon noch die Rede sein wird.

Es sind die Skizzenbücher der italienischen Reisen, an denen man die Entwicklung seiner zeichnerischen Darstellung am besten verfolgen kann. An Stelle der wie gestochen feinen, mit ganz spitzem Stift gezeichneten, frischen Blätter der 60er Jahre tritt eine mehr malerische Weise mit ganz weichem Blei, viel getönter Schattierung, aber wenig scharfen Konturen in den 70er Jahren. Erst mit dem vierten Jahrzehnt seines Lebens, in den 80er Jahren, hat Thierich „seinen“ Stil gefunden: die große Klarheit und Sicherheit des Konturs mit hartem, aber nicht spitzem Stift, die Schatten ebenfalls stets mit klaren Strichlagen. Jahrelang mit der Kreide an der großen Wandtafel nur das Wesentlichste hervorheben zu müssen, dieses aber mit um so schlagenderer Wirkung, — diese gesunde Übung ist hier vermutlich die Erzieherin gewesen zu derselben klaren Darstellungsweise auch im Kleinen.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen.

Es kam nicht von ungefähr, daß Thierich sich mit einem so ungewöhnlichen Thema, das mitten in die allerfeinsten und verborgensten Künste der griechischen Architektur hineinführte, habilitierte: Optische Täuschungen auf dem Gebiete der Architektur (erschieden in Erbkams Zeitschrift für Bauwesen 1873, S. 9—25, mit 5 Tafeln). Die Abhandlung faßt die hauptsächlich von englischen Architekten in der ersten Hälfte des 19. Jhs. gemachten und veröffentlichten Beobachtungen zusammen über kaum bemerkbare, aber sichtlich bewußte und gewollte Abweichungen von der geraden Linie an den antiken Tempelbauten — keineswegs nur solchen dorischen Stils. Sie gibt über die bisherigen Erklärungsversuche hinausgehend eine einheitliche Begründung für diese merkwürdigen, Jahrhunderte lang ganz vergessene Erscheinung und Praxis. Es sind optische Erfahrungen, deren physiologische Grundlage Thierich z. T. bei Helmholtz findet, und welche in Rücksicht auf die bekannte Verjüngung der antiken Säulenschäfte diesen eine leichte Anschwellung in der Mitte und eine leichte Neigung ihrer Augen zu geben Veranlassung waren. Die Curvatur aber, d. h. eine leichte Aufwölbung der Horizontalen in Stufenunterbau (Abb. 3) und Gebälk (Abb. 2 und 4), verhindert den Eindruck des in der Mitte Eingesenkenseins. Ueberall am antiken Bau handelt es sich also um bewußte Korrektivmaßregeln aus rein

ästhetischen Gründen: nicht ein starres System, sondern gleichsam atmendes Leben wollte man sehen. Während Penrose noch ein einziges Stück, das Siebeldreieck, aus dem Ganzen herausgerissen hatte, um darnach alles zu erklären, sagte Thiersch richtig die perspektivische Gesamtwirkung des Baues mit der ganzen Fülle ihrer optischen Erfordernisse ins Auge. Es ist bis heute auch nichts Besseres an Stelle dieser positiven Erklärung gesetzt worden. Wohl aber haben neuere Einzeluntersuchungen seither gezeigt, wie dies aus optisch-perspektiven Rücksichten eingehaltene Prinzip der Kurvaturen im ganzen griechisch-römischen Altertum, selbst in Aegypten, eine noch viel weitere und allgemeinere Verbreitung hatte, als man damals ahnen konnte. Dies gilt auch für die in horizontalem Sinne ein- wie auswärts gekrümmten Gebälke, besonders im Westen (Sizilien, Ägypten, Südfrankreich), wie sie der Amerikaner Goodhear seitdem gesammelt hat, wie sie aber Thiersch am Parthenon noch nicht annehmen zu dürfen glaubte. So darf man sagen: diese vorsichtige und feinfühligere Arbeit Thiersch's war es, welche jenem wichtigen ästhetischen Grundgesetz der Antike in unserer Künstler- und Gelehrtenwelt wieder allgemeine Anerkennung verschafft hat. In bemerkenswerter Selbstständigkeit allen seinen Vorgängern gegenüber und über die Römer und die Renaissance hinaus, hat es Thiersch bis zum modernen Klassizismus verfolgt. Ihm wird es ganz wesentlich mitverdankt, wenn diese Tatsachen jetzt wieder zum selbstverständlichen Gemeingut der Altertums- und Kunstwissenschaft gehören. Jakob Burckhardt hatte für diese Studien ein wachsameres Auge. Er erklärte in seinen Basler Vorlesungen, hier wäre „ein Analogon zu den feinsten Künsten der griechischen Metrik“ und fühlte sich erinnert an den Goethe'schen Vers

„Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt.

Ich glaube gar, der ganze Tempel singt“.

(Griech. Kulturgeschichte III, 49—50).

Zu diesem schönen Erfolg haben nicht wenig Thiersch's instruktive Zeichnungen beigetragen, besonders eine perspektivische Darstellung des Parthenon, einmal mit und einmal ohne Berücksichtigung dieser optischen Feinheiten. Sie war auch auf der Wiener Weltausstellung von 1873 ausgestellt, konnte so allen Betrachtern ad oculos demonstrieren, worauf es ankam, und schloß alle mißverständlichen Auslegungen, wie sie Penrose noch hervorgerufen hatte, von vornherein aus. Dem gegenüber verschlug es wenig, wenn Joseph Durm in Karlsruhe in der vermeintlichen Ueberlegenheit des nüchternen Technikers zeitlebens diese „verschrobene Horizontalen“ bekämpfte und in bedauerlichem Starrsinn seinen heute allgemein als unhaltbar erkannten gegnerischen Standpunkt bis in die letzte Neuauflage seiner „Baupunst der Griechen“ hinein festgehalten hat, — an so autoritativ maßgebender Stelle wie in dem großen „Handbuch der Architektur“ als entstellende und irreführende Entgleisung doppelt zu beklagen. Durm's erster Angriff gegen dies antike Schönheitsgesetz (in Erdkam's Zeitschrift 1871) war ja auch die unmittelbare Veranlassung gewesen für Thiersch's besonnene und gründliche Darlegung an derselben Stelle gleich darauf. Da findet sich auch eine Würdigung der wenigen zufälligen, aber höchst wichtigen Erwähnungen, die uns aus der antiken Literatur (Vitruv, Heliodor, Philo) über diese Röstlichkeiten erhalten sind. Hier zeigte sich zum erstenmal die heilsame Nähe der antiken Schriftsteller, in der Thiersch aufgewachsen und zum Architekten geworden

war. Es war auch ganz folgerichtig, daß ein junger, mathematisch begabter Dozent der bayerischen Polytechnischen Schule und zugleich ein Enkel des Münchener Philhellenen es war, der hier die richtigen Schlüsse zog: aus Beobachtungen, welche zu allererst ein Architekt der von Friedrich Thiersch vorbereiteten griechisch-bayerischen Regierung am Parthenon gemacht hatte. Dieser Architekt war Josef Hoffer gewesen, gleich als er 1836 die Stufen des ehrwürdigen Tempels vom Schutt hatte reinigen lassen.

Verwandt mit dieser Studie über die Kurvaturen durch ihr forschendes Aufspüren verborgener und vergessener Gründe der feinsten Schönheiten in der antiken Baukunst ist eine zweite, noch bedeutendere Arbeit August Thiersch's: Die Proportionen in der Architektur. Dort hatte er die Beobachtungen anderer in glücklicher Weise vervollständigt und wirksam zusammengefaßt. Hier aber war er ganz neu, originell und selbstständig. Und wieder war es ein ungewöhnlich entwickeltes, fast musikalisch zu nennendes Feingefühl, das ihn zu dieser Arbeit befähigte. Schon Leon Battista Alberti hatte diese ganz feinen, delikatsten Gefühlswerte in der Architektur, an deren Zusammensetzung man nichts hinzufügen und nichts hinwegnehmen könne, ohne ihre Wirkung zu zerstören, als »tutta questa musica« bezeichnet. Ueber dunkle, bis zur Unverständlichkeit verblichene Andeutungen des alten Vitruv, den Thiersch als antiken Fachkollegen geradezu liebte und stets verteidigte; gelang es ihm auch bei diesen Fragen ein Licht auszugießen, das ihren Sinn in ursprünglichem Glanze überraschend wiedererkennen ließ.

Was Thiersch zuerst darauf geführt hat sich mit diesem neuen Thema so intensiv zu beschäftigen — und er hat mindestens ein halbes Jahrzehnt vor seiner ersten Veröffentlichung darüber gebrütet —, erinnere ich mich nicht, von ihm gehört zu haben. Zweifellos war es diesmal seine Vorlesung über die antiken Baustile, die den künstlerischen Instinkt des reisenden Dozenten diese Fragen und ihre Beantwortung finden ließ. Noch einmal genoß er das Glück verständnisvollsten Beistandes, der in diesem Falle besonders wertvollen philologischen Mitarbeit des eigenen Vaters. Dessen hohen Anforderungen gegenüber sich fürmllich entschuldigend hatte er ihm gemeldet: „Ich weiß sehr wohl, daß ich literarisch nichts leisten kann. Die Arbeit, welche mich jetzt beschäftigt, ist auch mehr künstlerischer Art und betrifft die schönen Verhältnisse der Gebäude.“ „Plage dich nicht über Verhältnis mit den Verhältnissen!“, schreibt halb scherzend im November 1879 Vater Heinrich. „Deine Gabe ist die des Anschauens, Zeichnens und Entwerfens. Die Darlegung im Wort ist eine andre Gabe als die Darlegung im Bild. Fast nie finden sich beide in Einem vereinigt! Gerne würde ich nachhelfen.“ Der Sohn, dem der Zeichenstift so viel mehr zusagte als die Feder, hat es auch stets dankbar gerühmt, wie viel ihm diese „Nachhilfe“ gewesen ist. Noch ist das Manuskript vorhanden, in dem die beiden Handschriften in beständiger, kräftiger gegenseitiger Durchwachsung Zeugnis ablegen von dem harmonischen Zusammenarbeiten von Vater und Sohn. Von diesem stammt natürlich der ganze Reichtum der wichtigen Beobachtungen und Feststellungen im Einzelnen, von jenem die stilistische Verknüpfung mit den historisch jeweils einleitenden Bemerkungen, die Einleitung, die glückliche Zusammenfassung am Schluß mit der so notwendigen Warnung vor banausisch-mißbräuchlicher Anwendung, endlich die gesamte Disposition.

Dem Umfang nach einer der kleinsten — knapp ein halbes Hundert

Seiten —, dem Inhalt nach einer der edelsten Abschnitte, bildet diese Arbeit jetzt einen integrierenden Teil des Hauptnachschlagewerks der modernen Architekturen in dem großen von J. Durm begründeten „Handbuch der Architektur“ (IV. Teil, 1. Abtheilung, 2. Abschnitt). Die dritte Auflage (1904) gibt unverändert die zweite wieder; diese war gegenüber der ersten (1883) bereichert worden durch einen Abschnitt über das Gesetz der Analogie auch in der menschlichen Gestalt. Thiersch weist nämlich nach, daß es die Analogie der Flächen, Körper und Massen ist, d. h. ihre Ähnlichkeit (mathematisch-geometrisch gesprochen), also die Wiederholung der Hauptfigur in ihren Teilen, welche die eigenartige Harmonie und Schönheit der klassischen Bauten ausmacht. Diese auf dem durch Euklid überlieferten Gesetz von der Ähnlichkeit der Figuren basierte „Analogie“ der Formen hatte schon Cicero mit „Proportion“, Vitruv, seinen hellenistischen Gewährsmännern folgend, mit „Symmetria“ übersetzt. Alle Teile eines Kunstwerks sollen darnach untereinander und mit dem Ganzen analog, d. h. ähnlich sein, damit zusammenstimmen, ihnen entsprechen. Da nun dieselbe Gesetzmäßigkeit und Entsprechung der einzelnen Glieder mit dem Bau des Ganzen, auch beim menschlichen Körper beobachtet worden ist, handeln die Künstler offenbar nach einem immanenten, der menschlichen Natur selbst eingepflanzten Schönheitsgesetz, dessen sie sich keineswegs immer bewußt zu sein brauchen. So läßt sich diese gesetzmäßige Proportionalität auch in Bauperioden beobachten, die durch weite Zeiträume von einander getrennt es völlig ausschließen, daß hier bestimmte Regeln bewußter Weise übernommen worden sind. Je reiner der künstlerische Genius sich entfalten konnte, desto sicherer bediente er sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieser in sich so einheitlichen und harmonischen Verhältnisse. Die Kunst arbeitet da wie die Natur selbst: stets wiederholt sich in dem Einzelnen das Bild des Ganzen.

Das älteste Beispiel kennt Thiersch aus dem Aegypten des Neuen Reiches. In raffiniert detaillierter und konsequent entwickelter Weise gehandhabt weist er das Gesetz nach beim griechischen, besonders dem dorischen Tempelbau (Abb. 5 und 6). Ueber die Römer (Abb. 9) hinaus, kennt es aber auch die frühchristliche und romanische Kunst, höchst eigenartig selbst die Gotik. Anzeichen bewußter Anwendung finden sich bei den scholastischen Theoretikern und in den Vorschriften der mittelalterlichen Bauhütten. Auf's allerstärkste und wie in der klassischen Antike voll bewußt verwendet es dann die Renaissance (Abb. 10); überraschend, weil völlig unbewußt endlich der moderne Klassizismus Schinkel's und Klenz'es. Zum Erstaunlichsten bei diesen Nachweisungen Thiersch's gehört die bis in die kleinsten Details gehende Genauigkeit der Entsprechung zwischen der Gesamterscheinung des Baues, seinen Hauptträgern einerseits, seinem Fries und sein profilierten Gebälk andererseits. So beim dorischen Tempel (Abb. 6) und im korinthischen Stil (Abb. 7). Dasjenige aber, was diesen Feststellungen die Bedeutung einer Entdeckung von dauerndem Wert verleiht, ist die weitgespannte Elastizität, durch die sie allen andren Versuchen, in irgend einer ganz bestimmten, exklusiven Grundform, sei es in Dreiecken, im Quadrat, Fünfeck, Hexagramm oder im sog. goldenen Schnitt den allein selig machenden Kanon zu finden, überlegen ist. Grundform und Aufbau eines Architekturwerkes mögen so verschieden sein, wie sie nur wollen, das ist an sich völlig unwesentlich: nur daß sich in dieser architektonischen Zusammenfügung die Teile in einer dem Ganzen ähnlichen Form und Größe wieder-

holen, darauf allein kommt es an. Jeder Tempel kann in seinen Proportionen anders gestimmt sein als der andre, jeder Bau darf gleichsam seine eigene Melodie haben, — wenn diese nur keine Dissonanzen hat. So sind die feinsten Abstufungen ermöglicht, das „starre System“ ist vermieden, in überall natürlichem Fluß darf sich die Komposition bewegen. Diese weite, gesunde Fassung des Harmonischen erscheint so natürlich, daß man sich wundert, wie sie überhaupt hat vergessen werden können und nicht schon viel früher wieder gefunden worden ist. Jedenfalls läßt sie allein jenen großen und unerklärlichen Spielraum zu, den die Verschiedenartigkeit mannigfachster Aufgaben und die individuelle Begabung einzelner Völker und Künstler zu einer freien und vollen künstlerischen Betätigung notwendig braucht. Nur so bleibt schematische Einförmigkeit vermieden, nur so ist größte Mannigfaltigkeit möglich, geeint durch ein durchgehendes, geziemäßiges, wohltuendes, alles Zufällige und Willkürliche ausschließendes Band: in unübersehbarer Vielheit größte innere Einheit und Geschlossenheit.

Die Archäologie hat die von Thiersch gegebene Feststellung und Anregung zu ihrem eignen Schaden so gut wie nicht beachtet. Das gut gemeinte Buch des Benediktinerpaters Odilo Wolff „Tempelmaasse“ (1912) ist nicht zu rechnen. Vermutlich hätte Thiersch sich aber gefreut über die Ergebnisse von Max Theuer's Proportions-Studien am dorischen Peripteraltempel (1918), die er nicht mehr erlebt hat, die aber unmittelbar auf seinen Gedanken und Buchstein-Koldewey's Aufnahmen aus Unteritalien und Sizilien aufbauen. In keiner einzigen Gesamt-Darstellung der antiken Architektur in und außerhalb Deutschlands ist jedoch Thiersch's Untersuchung bisher berücksichtigt worden. Im Gegensatz dazu hat seine Schrift bei den Kunsthistorikern, und gerade den Ersten unter ihnen, von Anfang an freudige Aufnahme und lebhafteste Zustimmung gefunden; betraf sie doch ihr Gebiet ganz wesentlich mit. Georg Dehio bekannte, daß es für ihn ein froher Augenblick war, als er bei seiner Arbeit, die ganz unabhängig davon im Wesentlichen dasselbe Ziel verfolgte, die von ihm selbst gefundene Proportionsregel (der Triangulation) mit der von Thiersch entdeckten sich berühren und durchdringen sah*). Jakob Burckhardt hat es sich nicht entgehen lassen seiner „Geschichte der Renaissance in Italien“ bei der 3. Auflage (1891) den gesamten dieser Periode geltenden Abschnitt aus Thiersch's Schrift dankbar einzuberleiben (S. 98—108)**). Heinrich Wölfflin hat der »lex Thierschia«, wie er die Entdeckung nennt, schon in seiner Habilitationsschrift (1888)***) eine hervorragende Bedeutung eingeräumt. Ja, er schlug vor dies Proportionsgesetz in umgekehrtem Sinne, d. h. mit einmaliger Vertauschung der zu vergleichenden Faktoren zu erweitern; wovon Thiersch freilich alsbald warnte†). Ein alter Praktiker, der Vorstand eines erzbischöflichen Bauamtes, drückte sich etwas poetisch, aber im Sinne der Abhandlung selbst „proportional“ aus. Er schloß deren Lektüre mit den Worten: „Die andren: Thiersch = Sibyllen: Erlöser!“

*) Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst und sein Nachleben im Mittelalter und in der Renaissance, 1895, S. 3. **) „Darnach müssen wir jetzt alle umlernen!“ hatte er nach Erscheinen der Schrift Thiersch's in Basel erklärt. (Brief an den Vater).

***) Renaissance und Barock. 3. Aufl. 1903, S. 48 ff.

†) Deutsche Bauzeitung 1889, Nr. 46 vom 8. Juni, S. 277/8 und ebenda S. 328. „Es kann in dieser Sache grundsätzlich nichts Neues mehr gesagt werden. Jeder Fortschritt in der Erkenntnis des Wesens schöner Proportionalität wird nur eine Erweiterung des Thiersch'schen Gesetzes sein.“

Von allen wissenschaftlichen Arbeiten Thierschs wird dieser knappen Darlegung über die Proportionen die am weitesten reichende Bedeutung zukommen. Ihr Ergebnis kann nicht mehr vergessen werden. Sie ist zugleich das beste Zeugnis für die auf diesem Gebiet bisher nicht erreichte und umfassende Gründlichkeit und Selbständigkeit, mit der sich ihr Verfasser seiner Lehrtätigkeit hingegen hat. Ohne ein Durchdringen der Materie in wesentlich größerer Tiefe, als es bisher geschehen war, wäre diese Wiederauffindung des alten Schönheitsgesetzes, seiner „versteckten“ Gesetzmäßigkeit, gar nicht möglich gewesen. Die Auswahl der hundert von ihm selbst sauber gezeichneten Abbildungen*) in ihrer klaren, zwingenden Art überzeugt mehr noch als der knappe Text von dem, was Maßstab und Zirkel in unermüdlichem Nachprüfen hier gefunden hatten. Thiersch's Augen blieben nunmehr stets auf diese Dinge eingestellt, vorher zuerst ganz unberührt, jetzt bewußt forschend, prüfend. Darum erschienen ihm auch als der bleibende Wert an Leo von Klenzes Schöpfungen, die ihn zunächst wegen ihrer reinen antikisierenden Formen anzogen, eben „die schönen Verhältnisse, die sie mit den ewig gültigen Mustern der klassischen Kunst auf gleiche Stufen stellen“. (Thiersch's Besprechung der auf seine Anregung hin erfolgten Ausstellung von Plänen und Entwürfen v. Klenzes in München, Zeitschrift für Baumeister 1884, Sp. 221—232).

Die dritte wissenschaftliche Publikation jener frühen Jahre betrifft ein ganz andres Gebiet, das rein naturwissenschaftliche, für welches der Knabe schon so lebhaftes Interesse gezeigt hatte. Große Steine in den weichen Brei des Uferschlammes zu schleudern und vergnügt die Folgen davon zu beobachten, war ein Hauptpaß dort an der Lahn gewesen. Diese kindlichen Eindrücke sollten jetzt bei Thiersch, der alles mit eigenen Augen ansah und sich über alles seine Gedanken machte, zu unvermutet wichtigen Schlußfolgerungen führen: zu einer ganz neuen Erklärung der Mondgebirge und Beantwortung einer ganzen Reihe damit zusammenhängender Fragen. Heute, wo diese damals ungeheuerlich anmutenden Ideen im Begriffe sind, sich Anerkennung zu verschaffen, darf man auf August Thiersch als einen der frühesten und klarsten Mitbegründer der sogenannten Aufsturztheorie hinweisen. Daß er nicht der allererste und einzige Begründer war, schmälert sein Verdienst nicht, ohne Wissen von den schon vorhandenen Anregungen, sehr früh — fast 50 Jahre vor der Anerkennung und Annahme — eine grundlegende Theorie aufgestellt zu haben, die von weittragender Bedeutung ist. Wie aus Briefen seines Vaters hervorgeht, war ihm die Hauptidee hierzu von einem geistlichen Freund desselben, Herrn Max von Pochhammer, dem Vater seines jüngeren Bruders Friedrich, durch den Vater selbst vermittelt worden, als dieser durch die schönen Tafeln des Werkes von Rasmyth und Carpenter angeregt wurde, über diese Fragen nachzudenken.

Es handelt sich um die Entstehung der sogenannten Mondkrater. Daß diese nichts mit den vulkanischen Kratern auf der Erde zu tun haben, hat August Thiersch rasch erkannt, und im Jahre 1879 in der ersten — noch unter dem Decknamen „Asterios“ herausgegebenen — Auflage seiner Schrift: Die

*) Daß eine Anzahl dieser Abbildungen hier wiederholt werden darf, verdanken wir dem besonderen Entgegenkommen des Gebhardt'schen Verlages, in dessen Hände das Handbuch der Architektur seither übergegangen ist.

Physiognomie des Mondes hat er eine bessere Erklärung, als es die vulkanische ist, aufgestellt*).

Darnach sind die ringförmigen Gebirge auf dem Monde die Spuren von Weltkörpern, die in früheren Weltzeiten auf ihn stürzten. Es werden dabei im wesentlichen drei Zeitabschnitte unterschieden, fortschreitend mit dem allmählichen Erkalten und Erstarren des ursprünglich feuerflüssigen Mondes. Im ersten Abschnitt war der Mond noch von einem Glutozean bedeckt, so daß die einstürzenden Körper untertauchten ohne eine bleibende Spur zu hinterlassen. Im zweiten war die Oberfläche schon mehr oder weniger zäh geworden; das Geschloß durchschlug sie noch und versank in die glutflüssige Tiefe, aber die Mondschale wurde zugleich geschmolzen und zur Seite gedrängt; von den sich ausbreitenden Ringwellen blieb nur eine, die äußerste, bestehen und bildete eine große Wallebene, wie wir sie so häufig auf dem Monde finden, z. B. in Schickard und seinen Nachbarn. Der dritten Periode mit festgewordener Mondschale weist Thiersch die Ringgebirge im engeren Sinn zu; deren Material entstammt dem aufgestürzten und zersprengten Körper selbst.

Hier werden also im wesentlichen drei Arten von Mondgebirgen unterschieden. Zunächst jene Ringgebirge, die wie Plato, Archimedes, Billy, Grimaldi eine glatte, dunkle Bodenfläche ohne Zentralberg erkennen lassen; hier muß durch das Schußloch Lava aufgestiegen sein, um zu erstarren und den ebenen dunklen Kraterboden zu bilden. Die zweite Art enthält die Ringgebirge, deren Kraterfläche konkav geformt ist; diese muldenförmige Vertiefung wird dem Druck des Aufsturzes zugeschrieben; der Boden liegt meist tiefer als die Umgebung des Kraters. Manchmal zeigt er glänzend helle Färbung, wie bei Menelaus und Euborus; vermutlich ist der Kraterboden bedeckt von zerstäubter Aufsturzmasse. An dritter Stelle stehen die Ringgebirge mit einem Zentralberg, manchmal durch Verzettelung und Aussetzung der Ringgebirgsketten und durch hohen Kraterboden ausgezeichnet. Am schönsten ist dies bei dem großen Gebirge Kopernikus ausgebildet. Der Zentralberg wird hier als Rest, Residuum des aufgestürzten Körpers angesehen, die Verzettelung durch die große seitliche Sprengwirkung, die Höhe des Bodens durch Ausschüttung erklärt. An der Zertrümmerung des Materials dürfte nicht nur die Erschütterung beim Aufsturz, sondern die damit verbundene Erhitzung beteiligt sein; ja es kann bis zu einer Art *Explosion* gekommen sein, die durch ihren seitlichen Schub die große Steilheit der Innenseite der Kraterwände bewirkt hat. Endlich wird die Unmenge kleinerer Kraterformen und Gruben einem förmlichen kosmischen Hagelwetter zugeschrieben.

Von großer Wichtigkeit ist aber noch die Erklärung der großen Strahlensysteme, die sich über alle Hindernisse, Berge und Täler hinwegziehend von einigen großen Ringgebirgen aus bis zu 900 km ausdehnen. Hier versagt wohl jede andere Begründung vollständig, während die Aufsturztheorie sie ganz einfach als zerstäubte und verspritzte Aufsturzmasse erklärt.

August Thiersch ist bei diesen Ergebnissen nicht stehen geblieben, sondern

*) Die 2. Auflage erschien mit unverändertem Text, aber mit einem Zusatz von Anmerkungen, unter voller Namensnennung 1883 bei Richard Preß in Augsburg.

hat versucht seine Theorie auch auf die Erde auszudehnen; aber doch zeigte er hier, wohlthuend abstechend von dilettantenhaftem Uebereifer, weise Selbstbegrenzung. Für die langgestreckten Gebirge wie Ural, Anden, Kordilleren läßt er die alte Kontraktionstheorie unangetastet und dehnt seine Aufsturztheorie nur auf die deutlich bogenförmigen Gebirge, wie etwa die Walacheibegrenzung, Apenninen u. a. aus. Wie er sich dies für Europa gedacht hat, mag eine aus seinem Nachlaß stammende Karte unseres Erdtheiles zeigen, wo er die geschwungenen Gebirgszüge durch Punktierung zu Ringen ergänzt hat (Abb. 11). Freilich wird auf der Erde das Ergebnis eines Aufsturzes infolge einer Reihe anderer Vorbedingungen auch anders ausfallen als auf dem Mond. Die größere Masse der Erde wird eine größere Anziehungskraft und tieferes Eindringen des Meteors, die viel reichere Rotation eine Dehnung zur Ellipsenform bewirken; der atmosphärische Mantel dürfte einen Panzer gegen die zahllosen kleinen Geschosse gebildet haben, endlich muß das Wasser, die atmosphärische Verwitterung und die Eiszeit die ursprünglichen Formen stark abgeändert haben.

Ein Ausblick auf das kosmische Gebiet gibt endlich Zusammenhänge mit Erscheinungen im weiten Weltraum: Meteoritenschwärme als Satelliten der sie nach und nach aufschlundenden Planeten, Sonnenflecke als Spuren von Aufstürzen, das Aufleuchten neuer Sterne bei Zusammenstößen u. a.. Schließlich wird gezeigt, wie sich die ganze Theorie mit den Kosmogonien von Kant und von Laplace wohl verträgt.

Heute scheint die Zeit gekommen, wo sich wenigstens die für den Mond geschilderten Gedanken in der Hauptsache als richtig erweisen; die Aufsturztheorie für den Mond wird jetzt hauptsächlich von Alfred Wegener in Hamburg vertreten, neu begründet und ausgebaut*). Es ist nicht wesentlich, wenn sich Einzelheiten dabei etwas anders heraus stellen, z. B. die Erklärung des Zentralberges, der nach Wegener kein Residuum des Aufsturz Körpers darstellt, sondern aus der Mondmasse heraus modelliert ist**).

Freilich die Anwendung der Aufsturztheorie auf die Erde (Abb. 11), der gegenüber sich auch Thierschs Vater, bei Abfassung des Textes wieder ganz wesentlich mitbeteiligt, äußerst vorsichtig verhielt, wird von der strengen Geologie abgelehnt; auch von Wegener. Aber vielleicht darf man doch hoffen, daß auch da noch die Gedanken August Thierschs mit ihren packenden Folgerungen für so manche geologische Frage, wie die Entstehung der Steinkohlenlager und des Petroleums, das Vorkommen von großen isolierten eingebetteten Massen u. a., wenigstens zum Teil, als richtig erweisen werden***). Werden doch schon einige kreisrunde, kraterförmige Erscheinungen auf der Erde, die ganz und gar unvulkanischen Ursprungs sind,

*) A. Wegener; Versuche zur Aufsturztheorie der Mondkrater. Nova acta. Abh. der Leop. Carol. Dtsch. Akad. d. Naturf. 106. Nr. 2. 107—117. Halle 1920.
 " Die Aufsturzhypothese der Mondkrater. Sirius 53, 189—194. 1920.
 " Die Entstehung der Mondkrater. Sammlung Bieweg 55. Braunschweig 1921.

**) Man wird aber nicht vergessen dürfen, daß die Uebertragung der Einzelheiten von so kleinen Modellen, wie sie Wegener benutzt, auf kosmische Größenverhältnisse in Betracht der fraglichen Abgrenzung zwischen Massenkräften und Molekularkräften immerhin etwas Unsicheres an sich hat.

***) Vergl. auch A. Meydenbauer: Kohle, Kali, Petroleum. Himmel u. Erde 1906.

jetzt auch von vereinzelt Fachleuten als Einschläge mächtiger Meteoriten aus dem Weltraum erklärt. So das sog. schwäbische Ries bei Nördlingen und der „Krater“ des Cañon diablo in Arizona*).

Es klingt wie grimmiger Triumph, wenn Thiersch beim Erscheinen eines neuen Buches von A. Wegener 1912 schreibt: „Sehr gut ist für mich, daß er die Bomben- und Granatentheorie nicht für die Erde gelten lassen will, wie du ja auch schon bemerkt hast, so daß gerade die Hauptsache für mich noch übrig bleibt“. Ingenieur Hörbiger in Budapest, der bekannte Glazialkosmologe, welcher mit der Aufsturztheorie manche Berührung hat, hatte schon früh versucht Thiersch für seine Theorie zu gewinnen. Thiersch hatte aber eigenes Urteil genug, um schon damals, Ende der neunziger Jahre, die großen Unstimmigkeiten der Hörbigerschen Theorie zu erkennen.

Jedenfalls ist es bedauerlich, daß August Thiersch selbst nach dieser gedankenreichen Arbeit und glänzend vorgetragenen Theorie mit Stellen von packender Schönheit in Darstellung und Stil in späteren Jahren niemals mehr Zeit gefunden hat, seine Ergebnisse wissenschaftlich weiter auszubauen und umfassender als in so manch glühender mündlichen Verteidigung seine Thesen zur Geltung zu bringen. Er hat aber in Briefen an seinen Sohn Friedrich, von dem auch diese kurze Darlegung stammt, und der, Mathematiker von Beruf auch die naturwissenschaftlichen Interessen des Vaters teilt, diese Gedanken mehrfach weiter entwickelt. Astronomische, aerophysikalische, meteorologische, geologische und paläontologische Fragen sind da des öfteren erörtert. Ebenso die Probleme der Luftschiffahrt, die Thiersch als Techniker von jeher aufs stärkste beschäftigt haben. Daß das Fliegen würde erlernt werden können, davon war er stets überzeugt gewesen. Daß er es erleben durfte, daß dies wirklich eintrat, war ihm hohe Genugtuung. Immer hat er auch, seiner Zeit vorausseilend und seinem Vetter August von Parseval (einem Enkel seines Vaters A. E. von Schaden) entgegen, die Ueberzeugung verfochten, daß die Zukunft nicht den Luftschiffen, sondern den Fliegern gehöre.

Ebenso hat das Problem des Unterseebootes Thiersch früh beschäftigt und er hat dessen Entwicklung stets mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt. Schon 1862 verschlingt er geradezu die Abhandlung des Marine-Ingenieurs Bauer über unterseeische Schiffahrt, dieses kühnen Pioniers auf dem heute so wichtig gewordenen Gebiet, der 1865 im Hafen von Kiel erfolgreiche Versuche mit Unterseebooten angestellt hat.

Vautätigkeit.

Es war der um den jungen, mit vier Knaben sich erweiternden Hausstand besorgte Vater Heinrich, der seines Sohnes Schwierigkeiten mit der Feder kennend, diesen zuerst auf die praktische Vautätigkeit als eine Quelle unerläßlicher Nebeneinnahmen hinwies. Er schreibt an August im Winter 79/80: „Ich lege dir ans Herz auf eine bleibende Unterstützung für deine Familie zu sorgen, durch Privatarbeiten, die etwas eintragen, was beim „Asteris“ und der Proportionslehre nicht der Fall ist. Ein Architekt ist in günstiger Lage, was die Möglichkeit eines Nebenverdienstes betrifft“. — „Noch einmal: bauen! zeichnen! nicht schreiben! Ich rate dir dringend einen architektonischen Nebenverdienst zu suchen. Solche werden nach einer ganz andren Skala bezahlt als Schriftstellereien. Friedrich (Augusts jüngerer Bruder) verdient sich

*) Vgl. Prof. Kubel im „Sammler“ Jahrg. 1917, Nr. 119, S. 6 und W. M. Meyer ebenda Nr. 110, S. 6, „Der meteorische Ursprung der Mondkrater“.

in einer Woche soviel wie ich mit meinen Schreibern in drei Monaten!" — „Wenn du den Auftrag über Bauformenlehre zu schreiben ablehnst*), hoffe ich, du machst statt dieses einen Bauentwurf, der dir siebenmal mehr einbringt und weniger Mühe macht als die Kunst der Worte“.

Es kamen denn auch wirklich Bauaufträge über Bauaufträge. Diese sicherten nicht nur eine sorgenfreie Existenz, sondern trugen Thiersch auch eine unschätzbare Fülle praktischer Erfahrungen ein, die ihn ein für allemal vor der Einseitigkeit eines rein akademischen Theoretikers bewahrten und ihm gerade bei seinen wissenschaftlichen Studien zum allergrößten Gewinn wurden. Wie hochnotwendig diese Schwenkung war, fühlte er selbst nur zu gut. Noch Ende 1879 klagt er: „Zum Entwerfen und Bauen fehlt mir vollständig jede Übung; denn ich habe wegen meiner Vorlesung über Architekturgeschichte seit vier Jahren alles dieses liegen lassen müssen“.

Von Profanbauten sind es zunächst gerade ein Duzend Wohnhäuser, die August Thiersch im Laufe der Jahre nach eigenen Entwürfen ausgeführt hat, die stattlicheren in München selbst (Haus Niedermeyer an der Schwanthalerstraße: am giebelgekrönten Mittelrisalit ein hochgestelltes palladisches Portikusmotiv); Haus der Frau Haymann an der Theresienwiese; das Haus von Kom.-Rat Steinmeyr in der Georgenstraße (Abb. 16), in vornehm strenger Florentiner Frührenaissance, mit einer Loggia tief in den Garten hinein sich dehnend; Haus Rau an der Leopoldstraße, Wohnhaus der Gesellschaft für Linde's Eismaschinen an der Nymphenburgerstraße, auf besonderen Wunsch des Bauherrn (Prof. C. von Linde) in deutscher Frührenaissance aus einem Entwurf in italienischer Hochrenaissance umgeändert); einfachere Landhäuser in Nymphenburg an der Juccalistrasse, wo sich Thiersch (1880) ein altes Häuschen in obstreichem Garten zum eignen traulichen Heim mit Erker, Altane und Turm umbaute; ein fürstliches, schon früh (1873/4), mit florentinisch weit und wagrecht ausladendem Dach und ruhig-stolzen Frührenaissanceformen für Theodorovic am Tegernsee („Serbenvilla“). Dazu kommt eine ganze Gruppe in dem von ihm liebevoll gepflegten Holzbaustil in Berchtesgaden (Haus „Waldrast“ (Pension Kölsch), Haus Womorsky, Haus Gebhard). Endlich vielerlei Umbauten, besonders für das Baugeschäft Oskar Strelin in München (z. B. Eingang der Schlüsselpassage) oder wie in dem originellen Saal des Hotels „Vier Jahreszeiten“ in Berchtesgaden (nach außen mit bemerkenswerter Betonung der ruhigen Horizontalen, innen dreiseitig umlaufende Gallerie, unten toskanische, oben jonische Säulen, darüber erst Lichteinfall, Bühne; ganze Ausführung in Holz, später durch allerlei Einbauten und braun glänzenden Firnisstrich entstellt); endlich der Umbau des Kaufhauses Weiß am Marktplatz dajelbst, außen mit Freskomalereien in oberbayerischer Art. Nymphenburg verdankt Thiersch's Fürsorge auch die hübsche Bogenbrücke in armiertem Beton (Abb. 17), die mit einem einzigen Schwung elegant über den Schloßkanal setzt und zu dem symmetrischen Aufbau des Schlosses hinter dem

*) Es handelte sich um die Behandlung dieses Themas für Durm's Handbuch der Architektur, wo es dann von seinem Kollegen und Freunde Jos. Bühlmann behandelt wurde. Seiner ungeschriebenen Abhandlung hat mein Vater aber immer etwas nachgetrauert. Was ihn an dem Gegenstand, jedesmal wenn er ihn im Kolleg wieder vortrug, von neuem fesselte, war die Analogie der Formen und Funktionen der Glieder des menschlichen Körpers zu gewissen Bauformen. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hoffte er einmal darüber schreiben zu können.

weiten Rondell einen feinen Vordergrund abgibt (1892/3). (Zuerst war eine dreibogige Steinbrücke, dann eine eiserne Brücke geplant gewesen: beides sichtlich weniger glücklich. Auf den vier Eckpostamenten waren ursprünglich die Statuen bayerischer, um Nymphenburg besonders verdienster Kurfürsten wie Karl Albert und Max Emanuel gedacht. Die Obelisken der jetzigen Ausführung bedeuten nur eine notgedrungene Verbilligung.) Imposant in ihrer wuchtig ruhigen Gesamtform und vollendet in ihren klassischen Einzelheiten ist die mächtige Marmorstele, die nach Thiersch's Entwurf (1879) in Jerusalem als Grabstein seines Onkels Samuel Gobat aufgestellt wurde; unter dem Schatten der Delbäume dort das würdige Mal eines Bischofs.

Von Entwürfen, die nicht zur Ausführung kamen, seien genannt ein Konkurrenzprojekt für die Börse zu Frankfurt a. M. (1872). Diese frühe Arbeit verbindet klassizistische Würde mit einer Zierlichkeit des Details, das noch die Nähe Neureuthers verrät. Merkwürdig ist eine gewisse Ähnlichkeit des Baues in Grundriß, Aufbau wie manchen einzelnen Elementen mit dem Wiesbadener Kurhaus des jüngeren Bruders Friedrich, das dieser 35 Jahre später zur Ausführung brachte: so in der Durchsetzung des langgestreckten Breitbaues in der mittleren Queraxe durch tonnengewölbte Passagen mit flankierenden Säulengruppen und einer flachen Glaskuppel über der Mitte. Auch in den Mittelportiken außen und der Anordnung der seitlichen Säle glaubt man allerlei Anklänge zu erkennen. Daß Friedrich sich damals mit dem Projekt des älteren Bruders eingehend beschäftigt hat, beweist seine Mitarbeit bei der malerischen Darstellung des Querschnittes wie des perspektivisch gesehenen Mittelraumes. Da ist die sichere, kräftige und harmonische Farbgebung in der Ausmalung und die flotte Staffage von ihm, dem 20 jährigen, hineingefügt. Mit Recht rühmt der ältere Bruder: „einen tüchtigeren als Friedrich würde ich zur Hilfe auf keinen Fall bekommen“. So hat er ihn nachher auch bei der Ausstattung der „Serbenvilla“ bei St. Quirin herangezogen, deren reicher, edler Arabeskenfries als Diadem der Außenseite nicht nur von Friedrich Thiersch entworfen, sondern von ihm auf dem Gerüst auch z. T. eigenhändig aufgemalt worden ist (Herbst 1874).

Aus dem Jahr 1883 stammt August Thiersch's Projekt zu einer einheitlichen Villenstadt (offenes Bauystem mit ländlicher Bauweise, freistehende Doppelhäuser mit $\frac{1}{2}$ Tagwerk-Garten) zwischen Nymphenburg und Neuwittelsbach. Wie viel ist dort seither verdorben worden! Sehr viel später entstand sein Konkurrenzentwurf zur Bebauung der Grundstücke der Heilmann'schen Immobilien-Gesellschaft in Bogenhausen.

Am originellsten und großartigsten, von ergreifender Schönheit ist ein 1908—1913 in neun größeren Blättern ausgearbeiteter Entwurf zu einem Bestattungspark gegenüber dem neuen Nordfriedhof in Schwabing, der auf nichts weniger hinausläuft als auf eine geistvolle Wiederaufnahme des antiken Kataomben- und Kolumbariensystems. (Grundriß, Schnitte und Vogelperspektive veröffentlicht durch E. Fiechter in der Süddeutschen Bauzeitung 1908, Nr. 52). Das Projekt dieses Camposanto fällt in die Zeit, da München in der künstlerischen Reform unsrer Totenfelder entschlossen vorangegangen und soeben Hans Gräßel's vorbildlich stimmungsvoller Waldfriedhof eingeweiht worden war. Von all den großen alten und neuen Friedhöfen unsrer Zeit unterscheidet sich Thiersch's Projekt, das zwei große quadratische Höfe von 400

und 440 m Seite hintereinander anordnet — der Haupt Hof also so groß wie die Fläche des Münchener Hofgartens — aber grundsätzlich: die Grabstätten und Grabmonumente, Schiebgräber, Sarkophage und Urnen sind mit ihrem ganzen Schmuck in Wandelgängen, Sälen und Kammern, die höher und freier, vornehmer und lichter sind als Klosterhallen, unter der Erde, meist nischenartig, angeordnet. Darüber ein blühender Garten mit immergrünen Bäumen, Rosen und rauschenden Wassern in feierlich ernster Kolonnadenumrahmung antiker Formung. Die unterirdischen Räume mit direkter Lichtzuführung von oben, aber alle auch elektrisch beleuchtbar und z. T. in reicher Aufsichtgliederung. Die Anregung zu solcher bei uns ganz ungewöhnlichen Anlage hatte Thiersch in Aegypten gefunden. Indem er daran anknüpfte, zeigte er einen Weg der unersprechtlichen Massenanhäufung von Grabsteinen über der Erde, wie sie bei uns leider üblich geworden, zu entgehen und ebenso den Toten eine längere Grabesruhe zu sichern. An die Stelle der Massen von Monumenten setzte er bescheidene Denkzeichen in kleinen abgetheilten Räumen, die Glieder einer Familie, eines zusammengehörigen Kreises auch noch im Tode vereinigend (Abb. 12). „Sammelräume von Aschenkrügen über der Erde mit Grün ausgeschmückt machen mehr den Eindruck von Urnenmagazinen oder Blumenläden. Nur unter der Erde und in kleinen Räumen finden wir jene Stimmung, welche der Ernst und die Feierlichkeit des Todes verlangen“.

Man darf sagen, der ganze Entwurf ist eine unmittelbare Frucht des alexandrinischen Aufenthaltes in den beiden Wintern 1899/1900 und 1900/01 und der Studien, die Thiersch dort in den unterirdischen Grabanlagen machen konnte, die als ein breiter Katafombengürtel die Stadt in hellenistisch und römischer Zeit umgaben, und die seither zum allergrößten Teil dem brutal zerstörenden Werk der modernen Stadterweiterung Alexandrias zum Opfer gefallen sind. Was dort Stück für Stück im Original verloren gegangen ist, hat Thiersch hier in der Idee als Gesamtheit gerettet. Nur wer damals mit ihm drüben gearbeitet hat, weiß auch, wie viel Einzelmotive er hier glücklich wiederverwendet hat. Darin liegt noch ein besonderer Wert dieser seiner Aufsehen erregenden Blätter, an denen er mit wahrer Liebe arbeitete, und die wiederum beweisen, wie produktiv fruchtbar bei ihm alle historische Erkenntnis wirkte. Wertvolles Gut der Antike lebte hier unversehens wieder auf. In einem Skizzenbuch jener Jahre findet sich der Passus: „Ich denke nicht an die Katafomben in Rom mit ihren engen, höchst unbequemen Schlupfgängen, sondern an die griechisch-römischen Gräber zu Alexandria in Aegypten, wo die Beisetzung der Toten in unterirdischen Kammern seit ältester Zeit üblich war, sowie an die Nekropolen in Syrien und an die etruskischen Kammergräber in Mittelitalien“. Ja, es ist nicht zuviel gesagt, daß selbst vom Geist des alten Serapeions hier etwas mit darin steckt, dessen zerstörten Resten in Alexandria Thiersch damals so entjagungswohl nachgegangen war: ein Eingang zur Unterwelt ins Reich des Totenrichters, mit einem Heiligtum oben darüber, von mächtigen Höfen und Hallen umschlossen erscheint hier in ausgesprochen christlicher Verklärung.

Wie unmittelbar die beiden Arbeiten, die rein archäologische und die des modernen Architekten auch zeitlich Hand in Hand miteinander gingen, zeigt der Ausruf in einem Brief (20. Nov. 1908): „Ich sehe mich mit Alexandria nicht mehr hinaus — der Friedhof hat zuviel Zeit genommen —, und bin ganz verzweifelt!“

Man hat es mit Recht tief beklagt, daß von diesem Projekt nichts zur Ausführung gekommen ist. München wäre um eine einzigartige Monumentalanlage von größter Würde bereichert worden. Eine materielle Schwierigkeit lag in

dem Mangel eines geeigneten, dem alexandrinischen oder römischen Tuffboden ähnlichen Untergrunds, aus dem sich die unterirdischen Räume ohne besondern Aufwand hätten schneiden lassen. Hier hätte man sich aber mit Gußbeton helfen können, wie im Projekt von vornherein vorgesehen war.

Zwischen den zwei Höfen, über den Gräbern, wie einen romanischen Dom über seinen Krypten, hatte Thiersch die Aussegnungshalle angelegt. Sei der Sarg unter den Klängen der Orgel in die Tiefe geglitten, so werde er dort von Trägern aufgenommen und nur von den nächsten Angehörigen begleitet durch die unterirdischen Gänge und Säle zur letzten Ruhe gebracht. In der Mitte des zweiten und Haupthofes ist ein Tiefraum eingeschnitten, von dem nach den vier Himmelsrichtungen mit kassettierten Tonnengewölben die tunnelartigen Hauptgänge der Unterwelt ausgehen. „Dies Vestibül der Unterwelt bildet zugleich den Vorraum für ein heiliges Grab, das nach außen durch einen grünbewachsenen Hügel mit hochragendem leerem Kreuz gekennzeichnet ist. Die Ausstattung dieses Eingangs in das Totenreich — nach Art der sog. Königsgräber bei Jerusalem gestaltet — soll der Ausdruck der christlichen Hoffnung auf die Auferstehung sein. Sie ist hier zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht.“ (Thiersch's eigene „Erläuterungen“). Hier, wie auch sonst mehrfach, war auch figürlich-bildhauerischer Schmuck vorgesehen. „Zwei Gestalten treten von Schmerz gebeugt in den Vorraum ein. Drinnen sieht man ein leeres Grab (Steinsarg) mit den beiden Engeln, welche sagen: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier. Er ist auferstanden!“ Diese Schrift ist in dem Gurtgesims des vertieften Hofes eingehauen“. Ganz vorne am Eingang des Ganzen sitzende Kolossalstatuen Moses und des Evangelisten Johannes, des Befehlgebers und des Offenbarers der zukünftigen Dinge. Ganz hinten als Gesamtabschluß eine architektonisch gefaßte Brunnennische mit Statuen klagender Frauen, wie an dem bekannten antiken Sarkophag von Sidon. Oben darüber eine plastische Gruppe: die Religion als Trösterin, während die fließenden Wasser die Tränenströme symbolisieren, in denen der Schmerz lindernd sich auflöst. Ueberall größte Mannigfaltigkeit, nirgends düstere Monotonie. Selbst an eine einheitliche künstlerische Schmückung der Gräber an Allerheiligen war gedacht mit eigenem Gewächshaus dicht dabei. Die Kosten der gesamten, drei Hektar umfassenden Anlage mit ihren 627 Kammern und rund 8000 Grabplätzen waren auf 3 Millionen Mark berechnet, als Preis für eine Grabstelle mit hundertjähriger Benutzung aber kein höherer Betrag als der bei den magistratischen Gräbern übliche (c. 500 Mark). Aber: „Die Stadt hat kein Geld und doch sollte sie den Betrieb übernehmen. Es kommt also darauf an Millionäre zu finden, die das Geld hergeben und warten können, bis sie es wieder kriegen“. Trotz aller eifrigen Bemühungen des Malers Biber, von dem die geschäftliche Anregung ausging, trotz alles Interesses der Dresdener Hygiene-Ausstellung für alles Bestattungswesen, trotz ernster Versuche den kgl. Hof und die hohe katholische Geistlichkeit für den Plan zu interessieren, trotz einer persönlichen Audienz Thiersch's bei dem damaligen Prinzen Ludwig, trotz Ausstellung der Pläne im Münchner Kunstverein, blieb alles nur auf dem Papier.

Was Heinrich v. Schmidt (in „München und seine Bauten“ 1912, S. 211) als gemeinamen Grundzug der neuen großen Friedhöfe Münchens mit Recht rühmt: die zurückhaltende Verwendung der Details, ihre bewußte Einordnung unter die Fläche, die ruhige Beherrschung der Massen, das stark das Gemüt Ansprechende, was sie anziehender macht als hoher architektonischer Vortrag —: all das darf auch von diesem unausgeführten Friedhof gelten.

Seine Idee verdiente es irgendwann und irgendwo noch verwirklicht zu werden.

Mit dem Plane dieser Totenstadt haben wir unmerklich schon sakrales Gebiet betreten.

Der Kirchenbau lag dem Erstgeborenen des Theologen von vornherein nahe. Die Erbauung einer Kapelle für die katholisch-apostolische Gemeinde in Augsburg (die seine Wirkung der schönen Verhältnisse im Inneren durch eine Erneuerung der Ausmalung jetzt leider beeinträchtigt) war sein architektonisches Erstlingswerk (1871/2), noch in enger und beständiger Fühlungnahme mit dem damals von München nach Augsburg übergesiedelten Vater. Der Entwurf für eine Kriegergedächtniskapelle auf hohem Felsen bei Reichenhall wurde sein allerletztes Werk. Dazwischen liegt die Ausführung von fünf Kirchenbauten: drei protestantische (Eichstätt 1882—87, Traunstein 1891, Berchtesgaden 1895—97) eine katholische (St. Ursula-Pfarrkirche in Schwabing 1893—97) und eine katholisch-apostolische (Zürich 1893—94, in frühchristlich basilikalem Stil, auf abfallendem Gelände mit geschickt unter dem Boden der drei Schiffe angeordneten Nebenräumen). Die Kirche in Eichstätt erinnert an frühchristliche Bauten Ravennas: die dreischiffige Arkaden-Basilika hat durchweg flache Holzdecken, nur der Chor ist gewölbt. Der Eingangsteil würde durch die im Achteck gehaltene Vorhalle und die ausgebauten Taufkapelle zu einer malerischen Gruppe ausgestaltet worden sein. Der Glockenturm steht frei neben dem Langhaus. Als romanischer Steinbau, dem ein reizvolles Projekt z. T. mit gotischen Stilformen zur Ausführung in Holz vorausging, das Thierich als das für waldige Berggegenden Gebundene so sehr liebte, ist die Kirche zu Traunstein ausgeführt, durch Alfred Stamm. Ebenso wenig, zu seinem Schmerze, gelang es ihm mit seinem Projekt zu einer hölzernen Kirche in Füssen durchzudringen (1903). Bei der protestantischen Kirche in Kissingen handelte es sich nur um einen stattlichen Umbau: dem vorhandenen, romanisch gehaltenen Gebäude wurde ein größerer Chor und ein massiger Bierungsturm mit hohem Helm angefügt (1887); die Ausführung leitete Bruno Specht. Sehr hübsch zwischen Baumkronen mit einem Brunnlein an der Außenwand steht wie auf hoher verborgener Warte hinter den Häusern des Marktes in sich zurückgezogen das Berchtesgadener Kirchlein da: ein gothischer massiver Steinbau mit spitzem Turmhelm. Den Innenraum, dessen Größe man von außen nicht ahnt, zieren die in Berchtesgaden selbst geschnitten, stimmungsvollen, anmutig strengen, kerzentragenden Engel, die über dem Altar zu sechs gleichsam Wache halten. Ein vorausgehendes Projekt im Stil der italienischen Renaissance mit Kuppel über einem Bierungstambour war für einen wesentlich günstigeren und mehr in die Augen fallenden Platz entworfen worden: dem Berchtesgadener Friedhof gegen Süden vorgelagert, wo sich der Bau zwischen der Kapuzinerkirche links und der alten Klosterkirche rechts als Mittelstück unter der hohen Silhouette des Untersbergs herrlich eingefügt hätte.

Für die katholisch-apostolischen Gemeinden hat A. Thierich noch mehrfach Entwürfe geliefert, doch meist mit dem unbefriedigenden Ergebnis, daß aus Mangel an Mitteln oder durch unerfahrene Kräfte nur ein schwaches Abbild des von ihm Geplanten dann zur wirklichen Ausführung gekommen ist (Cassel, Berlin-Süd). Ueberhaupt nicht zur Verwirklichung kamen seine

Entwürfe für solche Gemeinden in München und Nürnberg (drei verschiedene Projekte, darunter eines mit zwölfeckigem Aufbau über sechseckigem Kern). Auch für Bern und Lübeck wurde im gleichen Falle sein Rat eingeholt. Dagegen konnte die kleine Kapelle in Diestal (Baselland) mit ihrem akustisch wirklichen Holztonnengewölbe (wie solches größer auch für Traunstein geplant war) in der Hauptache nach seinen Angaben ausgeführt werden. Durch ländliche Schlichtheit gewinnt der Entwurf einer einschiffigen, schindelgedeckten Kapelle für Nordheim bei Donauwörth (Barock). Unausgeführt blieb auch der Konkurrenzentwurf (Motto: Barassowa) zu dem Preisausschreiben, das 1902 der Erzbischof von Patras zu einer Andreaskathedrale dort hatte ergehen lassen. Ohne Schwierigkeit hatte sich Thiersch hier in die byzantinische Bauweise hineingefunden, und zwar mit geschickter Verwendung eines antiken Grundrismotivs, das ihn am Zentralbau der Hadriansstoa in Athen viel beschäftigt hatte: die breit dominierende Hauptkuppel schwebt über einem quadratischen Mittelraum, der seitlich hinter Bogenarkaden zu weiten Apsiden ausläßt.

Die bedeutendste dieser Kirchen, unter den von Thiersch ausgeführten Bauten überhaupt sein gereiftestes und wichtigstes Werk, ist die Schwabinger Kirche. Um sich diesem Werk ganz widmen zu können, bezog er, als seine Ausführung endlich begann, eine Wohnung in nächster Nähe des Bauplatzes, an der Kaiserstraße in Schwabing selbst. Nach jahrelangen Vorarbeiten, mehrfachen, z. T. stark variierten Studien und Vorprojekten kam der Bau verhältnismäßig spät erst zum Abschluß. Selbst in ihrer jetzigen Fassung vielfach noch zurückgeblieben gegen ihres Schöpfers Absichten und Vorhaben, stellt die Pfarrkirche St. Ursula gleichwohl die anmutigste unter den Kirchen Münchens dar mit ihrer freundlichen Front und Vorhalle, ihrem jungfräulich schlanken, freistehenden Campanile (64 m) links und der vornehm dominierenden Kuppel über der Bierung, mit der liebevollen, feinen Durchbildung aller Details. Mit wachsender Freude und Spannung nähert man sich ihr in der Mittelachse von der Friedrichstraße her, die sie mit dem frischen Rot ihrer Backsteinwände und dem Goldschmuck ihres Giebelmosaiks (Abb. 20) wie mit einem freudigen Gruß strahlend beherrscht. Hinten im Umwandern der Chorpartie aber kann das Auge sich nicht satt sehen an den malerischen Ueberschneidungen der Ecken, Kanten, und Bedachungen von Hauptschiff, Querschiffen, Apsis und Sakristeiannex: alles wieder zusammengefaßt unter die ruhige Krone der schönen Kuppel (Abb. 18). Das heutige Pfarrhaus, das durch eine Mauer die Verbindung zur Kirche erhält, ist nur ein Teil der vom Architekten geplanten Umgebung; ihm gegenüber war ein entsprechendes Nebengebäude für drei Kooperatoren, den Chordirigenten und den Messner gedacht, zwischen beiden ein stiller Brunnenvorhof. Erst so würde sich das richtige Bild des Ganzen entwickelt haben. Ein noch 1905 geplantes, an der Turmseite anzubauendes Erziehungsinstitut kam ebenfalls nicht zur Ausführung, „eine Art Kloster mit Kreuzgang um einen Hof mit Bäumen und Brunnen“. Heute ist noch nicht einmal der Vorplatz vor der Eingangshalle mit einem würdigen Pflaster versehen, auch läßt die Pflege des Hofplatzes rings um das Gotteshaus noch viel zu wünschen übrig. Hier ist noch allerlei nachzuholen.

In der figürlichen und malerischen Ausstattung des Inneren, das 3000

Menschen faßt, fehlt ebenfalls noch manches von dem, wie Thiersch es sich gedacht hatte. Aber wie außen die Wohlhabgewogenheit der Massen, so nimmt uns innen die Wohlhabgewogenheit des Raumes sofort in angenehmer Weise gefangen (Abb. 19). Man spürt, hier hat ein Meister der Proportionen gebaut. Aus seinem Munde weiß ich, wie es innerste Freude für ihn war, die von ihm gefundene Lehre von den schönen Verhältnissen, die Nichtigkeit dieser Theorie einmal an einem eigenen Bau von Bedeutung praktisch beweisen zu können. Die feierliche Stimmung des Raumes wird erhöht durch das Hereinnehmen eines altchristlichen Elementes in der hochschwebenden Holzdecke des Mittelschiffs mit vergoldeten Kassetten und durch einen vorzüglich gewählten Lichteinfall. Die Seitenschiffwände sind nicht von Fenstern durchbrochen, weil nur auf diese Weise eine feierliche Beleuchtung möglich ist. In gleicher Weise sollten Chor und Apis ursprünglich auch keine Fenster bekommen, um einen ruhigen Hintergrund für die Feier am Hochaltar zu erhalten. Erst das Pfarramt hat dazu gedrängt. Thiersch half sich durch Einfügung dünner Marmorplatten, die das Licht nur gedämpft einfallen lassen; ein ebenfalls in Italien erprobtes Verfahren. „Das Hauptlicht fällt durch die Kuppel ein, das der großen Fenster des Querschiffs ist durch Glasmalereien gedämpft, die architektonische Gliederung ist einfach, jedoch nicht ärmlich“. So schreibt Thiersch selbst schon zu seinem ersten Entwurf (Zeitschr. f. Baukunde 1883, Heft 6, S. 348). Die Gesamtkosten betragen rund 700 000 M. Das wiederholt beschnittene Honorar für den Architekten selbst war ein überaus bescheidenes.

Damals, 1879—1899, war manches noch anders gedacht. Vor allem die Platzfrage. Damals plante man noch den Neubau in das Herz Altschwabings zu setzen: an Stelle des unterdessen verschwundenen malerischen alten Nikolaitirchleins unmittelbar an der als Leopold- verlängerten Ludwigstraße. Erst als mit der Einverleibung Schwabings in die Stadtgemeinde München die neue Vorstadt rasch nach Westen weiterwuchs, ergab sich der jetzige Kirchenplatz an der Kaiserstraße. Aber auch damals schon hatte Thiersch, eben um die Front von der geräuschvollen Straße zu entfernen, einen vollständigen Arkadenvorhof mit Brunnen in der Mitte zwischen den beiden Atrienhäusern vorgesehen. Grundriß und Aufbau der dreischiffigen Kreuzbasilika waren schon so wie später, nur hatte das Dach über dem Vierungsoktogon ebenfalls achteckige Gestalt und der Campanile als obersten Abschluß eine gleichfalls achteckige, zwiebelbekrönte Laterne. Wenn in beiden, für die Gesamtercheinung wesentlichen Punkten später davon abgesehen worden ist, so bedeutet dieses sicher einen Fortschritt. Die für die Ausführung gewählten Formen, die schlanke geschlossene Pyramide auf dem Turm und das Rund der Kuppel über der Vierung entsprechen nicht nur genauer dem italienischen Vorbild, sie vertreten überhaupt eine mehr kirchliche Formprägung. Gleichwohl wird es manchen interessieren neben dem graziösen Bau, wie er heute steht, in der Zeitschrift für Baukunde 1883 in der dort abgebildeten Vogelperspektive (Blatt 25) auch das Vorprojekt kennen zu lernen, das, als noch an der Leopoldstraße geplant, Altschwabings Gewinkel und den ruhigen Saum des Englischen Gartens als Folie hat. Das Blatt ist auch ein Dokument brüderlichen Zusammenarbeitens: die dustige Landschaft und die frische Staffage sind von dem damals kaum 30 jährigen Bruder Friedrich hineingesetzt, der zudem die perspektivische Innenansicht mit seinem gewandten Pinsel effektiv in Farben gesetzt hat und auch viel später noch

bei der Ausmalung des Baues wie der farbigen Behandlung des Hauptaltars mit maßgebend gewesen ist.

Ebenso wie die St. Anna-Kirche Gabriel von Seibls in München mit ihrem malerisch empfundenen Schmuck eine schlechthin vollendete Schöpfung im romanischen Stil darstellt, die das ganze Quartier, in dem sie steht, geistig durchwärmte, ebenso ist Thiersch's St. Ursulakirche in Schwabing eine in sich harmonisch abgeschlossene Neuschöpfung im Geiste der oberitalienischen Frührenaissance, die den ganzen nördlichen Stadtteil künstlerisch adelt. Sie ist die vollendete Frucht der auf den italienischen Exkursionen empfangenen Eindrücke und Anregungen, welche gerade dem Beginn der Entwürfe wie der Bauausführung selbst vorangegangen waren.

Wie viel der Bau tatsächlich den im Süden empfangenen Anregungen zu verdanken hat, zeigt am besten seine Vergleichung mit einem ganz frühen Entwürfe Thiersch's zu einer protestantischen Kirche an der Gabelsbergerstraße in München. Jetzt steht dort die gotische, von R. Gottgetreu begonnene Kirche. Die von Thiersch geplante dreischiffige Basilika mit ihrem frei stehenden Campanile war ein Vorbote von St. Ursula. Allein wie viel vornehm-kühler Klassizismus in Klensz's Art mußte erst noch abgestreift werden, bis die ganze Wärme des Südens alle Formen auch im Einzelnen durchdringen konnte zu jener natürlichen Selbstverständlichkeit, wie wir sie jetzt in Schwabing sehen! Jenes Projekt stammt aus dem Jahre 1870, fällt also noch vor die erste Exkursion nach Italien (1872), ist noch ganz im akademischen Ideal befangen, noch wie unberührt von Verona, Venedig und Florenz. Aus seinen Skizzenbüchern ist zu ersehen, wie Thiersch bei seinen wiederholten Besuchen Italiens für seine Aufgabe in Schwabing ganz unmittelbar an den italienischen Kirchen studiert und gelernt hat: wie er Ausmalung und Inkrustation der Choranlagen, Gewölbe, Kassettendecken, Kuppelformen, Spitzen und Endigungen der Campanili zeichnet, um daraus für München Nutzen zu ziehen. So hat er im Mai 1883 die älteste Renaissancekirche Venedigs San Michele auf der Gräberinsel ganz aufgenommen und bemerkt dazu: „Diese dreischiffige Basilika mit flachen Decken, aber in Frührenaissance, entspricht ganz meinem Ideal des Kirchenbaues für unsere Zeit“. Um für die Eindeckung seiner Schwabinger Kapelle das Richtige zu finden, besucht er 1896 die Terrafottafirma Sigliardi in Florenz und beobachtet das *tetto toscano*, besonders in der Eindeckung der Grate, auch an der Florentiner Domkuppel selbst.

Was die italienische Frührenaissance für Thiersch bedeutete, und was er im Grunde an ihr am höchsten schätzte, ja warum er ein heiliges Präservativ gegen architektonische Willkür in ihr erblickte, das erhellt aus einigen Stellen jenes Berichtes, den er über die damals auf der Kunst- und Kunstgewerbeausstellung in München ausgestellte Architektur hat erscheinen lassen: „Das Gefühl für schöne Verhältnisse, welches die Renaissance wie keine andre neuere Bauweise voraussetzt, kann nun einmal nur durch unausgesetzte Uebung gewonnen werden. Den Arbeiten jedes in der Gotik erzogenen Architekten haftet in diesem Sinne eine Schwäche an, selbst denen eines Ferstel“. „Ueberblickt man die Gesamtheit der ausgestellten Arbeiten, so läßt sich nicht verkennen, daß im Allgemeinen ein Fortschritt zum Besseren geschehen ist. Er besteht darin, daß das Studium der italienischen Renaissance immer mehr als notwendige Grundlage der architektonischen Bildung erkannt wird. . . . Doch besteht Gefahr für die Zukunft, daß der betretene Weg zu frühe verlassen wird, um dem Varod zuzuwenden. Möchten doch zuvor jene ewig gültigen Gesetze recht erkannt werden, welche der Schönheit der geometrischen Verhältnisse zu Grunde liegen, und die nirgends so klar wie in der Antike und der Architektur des Cinquecento ausgesprochen sind. Dann mag man sich unbedenklich auch jeder andren Richtung anvertrauen!“

Wie die neue St. Ursulakirche auch auf feinfühligc Laien wirkte, spricht der Brief des Thiersch seit langem befreundeten Geologen A. Vogler in Charlottenburg aus. Er geht dabei aus von der Monographschrift, der er als Forschungshypothese im Wesentlichen zustimmt. „Daß die glänzende Form dieser Schrift, einschließlich der historischen Darlegung, deines Vaters Wert sei, glaubte ich selbst herauszufühlen, — wahrhaftig ein Kunstwerk! Aber ich habe neulich auch die Sprache kennen gelernt, in der Du selbst Deinen Gedanken ergreifenden Ausdruck geben kannst. Deine Kirche in Schwabing habe ich mir betrachtet, leider nur ganz kurze Zeit, aber in gehobener Stimmung. Von den Säulen des Portals bis hinauf zur Turmspitze war alles aufs Feinste ausgearbeitet und bot ein Gesamtbild von reiner Schönheit innen wie außen. Großräumig, einheitlich und doch so reich gegliedert, daß malerische Wirkung entstehen kann. Du hast dir Dein Denkmal nun gesetzt. Vergiß darüber die Verdrießlichkeiten, die mit dem Bau verbunden waren!“

Eine der allerletzten Arbeiten Thiersch's und leider nicht mehr zur Ausführung gekommen ist das in wiederholter, ausführlichster Durcharbeitung geläuterte Projekt zur Wiederherstellung der H. Kreuzkapelle bei Reichenhall. (Abb. 36*). Hier war an der Straße nach Lofer an einer Stelle, wo Fels und Saalachfluß nahe zusammen treten, eine ehrwürdigen vaterländischen Erinnerungen geweihte Stätte modernen Erweiterungsbauten schmählich zum Opfer gefallen. An die Felswand angeklebt hielt hier ehemals eine Kapelle das Gedächtnis daran wach, daß an dieser Stelle zuerst die Lehre vom Kreuz in die heidnischen Alpenländer eingedrungen war; ringsum aber standen Gedächtnistafeln und Erinnerungszeichen an die tapferen Tiroler, welche 1809 im Kampf gegen die eindringenden Franzosen an diesem Engpaß gefallen waren. Daß dies Alles rasenden Touristenautos zu Liebe rücksichtslos und klanglos hatte verschwinden müssen, empfand Thiersch's Zartgefühl als einen Frevel, der auch künstlerisch geföhnt werden müsse. Das war schon vor dem Ausbruch des Weltkrieges. Unterdessen forderte dieser von Reichenhall selbst schwerste Blutopfer. Thiersch schlug zuletzt vor, nun alle Desiderate, die alten wie das neue, einheitlich auf einmal zu erfüllen: unten an der Straße an der von der alten Kapelle her senkrecht abgemeißelten Felswand ein mächtiges Kreuz mit einer darüber hangenden ewigen Lampe, hoch oben aber, 20 m über dem Staub der jagenden Autos, halb versteckt im Fannengrün und doch an weithin sichtbarer Stelle, mit ihrem Glockentürmchen die neue Kapelle, umfaßt von einem weiten, bedachten, von Holzpfeosten getragenen Umgang. Thiersch's feiner Empfindung widerstand es, die Gedächtnistafeln der Gefallenen innen in den Kirchenraum selbst zu bringen. Sie sollten ihren Platz an dessen Außenwänden, aber unter dem Schutz des bedachten Umgangs finden, also halb im Freien, jederzeit zugänglich, hinausgrühend in die Schönheit der Landschaft. Die analoge Anordnung in bekannten oberbayerischen Wallfahrtsorten wie Birkenstein und Altötting brachte ihn darauf, wo eine Menge Totivtafeln und ähnlicher Erinnerungszeichen in gedeckten Umgängen gleicher Konstruktion hängen. Er wußte noch nicht, daß diese bayrischen Mutter-Gotteshäuser auch hierin die reizvollen Nachkommen der altkeltischen, gallorömischen — nicht germanischen — Matronenheiligtümer sind, in denen die Totivsteine und Inschriften, welche vom Dank an die hilfreichen mütterlichen Feen berichten, ganz ebenso an der Außenwand der Kapelle,

*) Diese nur für einen Familien-Brief bestimmte kleine Skizze trägt den Vermerk „Hungrig und müd gezeichnet 27. 6. 1916“.

aber unter dem Schuttdach einer gedeckten Ringhalle mit weiter Säulenstellung angebracht waren. (Vgl. H. Lehner in den Bonner Jahrbüchern, Bd. 125 (1919), S. 74 ff.). Rein aus künstlerischen und sakralen Gesichtspunkten heraus war Thiersch hier auf eine erprobte uralte Lösung zurückgekommen. Um dieses sicheren Instinktes willen allein schon und als ein Musterbeispiel für die Jahrtausende überdauernde Kontinuität gewisser Ideen verdiente das Projekt auch jetzt noch seine bisher unterbliebene Verwirklichung.

„Mit Befriedigung, ja mit Stolz schaue ich auf mein Werk, das wohl das letzte sein wird, das mir auszuführen vergönnt sein wird“, schreibt er noch ein halbes Jahr vor seinem Tode. Zu dem Umgang mit den Gedächtnistafeln aber bemerkte er mit einem ironischen Seitenblick auf eine gewisse ländliche Unsitte: „Wenn schon die Bauernburchen und die Mehrzahl der Männer nicht in die Kirche hineingehen und lieber vor der Tür stehen bleiben, warum sollen sie nicht auch nach dem Tode mit diesem Plage vorlieb nehmen!“

Auch das kleinste Objekt solcher Art ließ Thiersch nicht in Ruhe, wenn es architektonischer Fürsorge bedurfte und auf seinem täglichen Wege lag. So entwarf er eine Wiederherstellung des in Nymphenburg außen an der Ecke der Wirtschaft zur Schwaige unter zwei mächtigen Kastanien eingebauten Kapellchens, das als letzter Rest einer etwas größeren, einst selbständigen Kapelle sich erwiesen hatte. So sorgte er auch für Wiederaufstellung der bei Erneuerung der Straße nach Königssee entfernten kleinen Kapelle am Löwenstein. Selbst für Anbringung und Erhaltung gefährdeter alter Holzkruzifixe im Geäst bemooster Ahorne, wie sie vor den Bauernhöfen Berchtesgadens so häufig sind, lieferte er Skizzen und Vorschläge.

Studium und Pflege der einheimisch ländlichen Bauweise.

Wie auf dem Lande, weit draußen vor St. Elisabeth, auf dem Marburger „Saurasen“ war Thiersch einst aufgewachsen. Fern den Städten, auf dem Lande hatte er als junger Mann beim Eisenbahndienst sich die ersten Spuren praktischer Tätigkeit verdient; auf dem Lande, eine Stunde vor München, in Nymphenburg, besaß er seit 1880 zwei Jahrzehnte lang sein Haus —, nicht ohne Gefühl einer gewissen Vereinsamung schon hier; in das Bergland Berchtesgadens hinaus führte ihn eine immer mehr sich häufende Zahl von Bauaufträgen; in der Schönau bei Berchtesgadens, mitten unter der Landbevölkerung, hatte er die ganzen letzten Jahre seinen eigentlichen Hauptsitz. So wurde ihm, der die freie unverfälschte Natur so liebte, und dessen Herzen das Landvölk immer nahestand, im Lauf der Jahre die ländliche Welt immer vertrauter, besonders natürlich alles, was ihr Bauwesen betraf, und das wertvolle alte Gut darin. Mit Peter Hofegger, dessen Lektüre ihm oft Erquickung war, teilte er den Schmerz über die zunehmende „Verstädtung“ des Landes (vgl. dessen Aufsatz „Die Geldgier als Waldverwüsterin“). Als nun im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts der Ruf nach Schutz und Konservierung der alten ländlichen Bauten immer dringender wurde, als der Verband der Architekten- und Ingenieurvereine ganz Deutschlands mit Unterstützung des Reiches die monumentale Aufgabe übernahm, die verschiedenen Typen des deutschen Bauernhauses zu sammeln, zu beschreiben und in einem großen Tafelwerke*) würdig darzustellen, da konnte für den bayrischen

*) Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten (mit 120 Folio-tafeln). Dresden, Verlag von Gerhard Rüttmann, 1906.

Teil des Unternehmens kein erfahrener und geeigneterer Bearbeiter gefunden werden als August Thiersch. Keiner der andren Architekten Münchens, so eminent sie sonst, wie die Gebrüder Seidl, die einfach bürgerliche Baukunst vertraten, verfügte über eine so gründliche und umfassende Kenntnis gerade des bäuerlichen (nicht des kleinstädtischen) Bauwerks, auf den es eben hier ankam. Als unmittelbare Vorbereitung für diese seinen forschenden Geist wie sein künstlerisches Gefühl gleich anziehende Arbeit unternahm er in den Jahren 1898 und 1902 mit Assistenten und Studierenden der Münchener Technischen Hochschule zwei Exkursionen in die bayerischen Berge samt ihrem Vorland, nach Nordtirol (Abb. 14) und nach Vorarlberg. Die erste Exkursion führte nach Tegernsee, Schliersee, Bayrisch Zell und das bayerische Inngebiet. Die zweite ins Allgäu, darüber hinaus in das obereinntal und in das warme, fruchtbare, anmutig milde Montafun, „wo das Maximum von Sauberkeit herrscht“, wo das Rhätisch-Romanische sich solange gehalten hat, und wo mit dem Zimmermeister Walser, der die Tradition des alten Holzbaues heute noch dort fortsetzt, wertvolle persönliche Fühlung genommen wurde. „Auch konnten wir ein Haus während des Aufbaues sehen und die „Schlüsler“ (Verbindungen der Hölzer an den Ecken der Blockwand) studieren. Zeichnen lassen sich solche Verbindungen nur schwer, zu machen sind sie gar nicht schwer. Herr Walser fertigte bis zum andren Morgen um 11 Uhr ein vollständiges Modell eines solchen Blockwerks aus 8 bis 10 Teilen an. Im Triumph wurde dies als Trophäe nach München gebracht und der Sammlung für landwirtschaftliche Baukunde einberleibt“. Ueberall wurden die schönsten und stattlichsten der alten Holzbauten mit allen Maßen genau aufgenommen und in Grundrissen, Ansichten, Schnitten und Innenausstattung vollständig aufgetragen. Die Ergebnisse veröffentlichte Thiersch mit erläuterndem Text auf den Tafeln 1—10 und 12—17 des genannten „Bauernhauswerkes“. Die schönsten Blätter, voran sein Stolz, der „Bauer in der Au“ bei Tegernsee (Taf. 4 und 5), der „Waldl-Barthl“ in Krün bei Wallgau (Taf. 14), außerdem das (nicht im Bauernhauswerk, aber im „Bayer. Heimatschutz 1913“, S. 184 veröffentlichte) Haus des Viktor Zuderell in Schruns im Vorarlberg (Abb. 13), das Hüterhaus in Aufhausen bei Erding (S. 180 und 181) und das Haus „beim Raxen“ in Alpersdorf bei Mauern (Bez. Moosberg) stammen von Thiersch's eigener Hand. An der liebenswürdigen, verständnisvollen Anerkennung der Eigenart jedes abgebildeten Gegenstandes (Abb. 15), sei es des Gesamtcharakters, sei es einer Einzelheit wie der feingekurvten Dachpfetten, der verschiedenartig geschnitzten Laubensäulen oder der Andeutung des landschaftlichen Rahmens ist sein persönlicher Strich sofort erkennbar.

Thiersch's Text gibt unter Benützung vereinzelter Vorarbeiten zum erstenmal eine wissenschaftliche bau- und kunstgeschichtliche Sichtung und Gruppierung des interessanten Materiales, das bisher höchstens vom male-riischen Gesichtspunkt aus betrachtet worden war. Hier werden, wie noch von keinem vorher, die charakteristischen Unterschiede der drei oberbayerischen Typen erfasst, deren Verbreitungsgebiete jeweils durch Lech und Isar, Isar und Inn, Inn und Salzach begrenzt werden: das Haus des Werdenfeller Landes, das des Tegernseer- oder Sundergau's und dasjenige des Chiemgau's. Die reinste, schönste und reichste Spezies stellt die mittlere Gruppe dar, für welche das alte Kulturzentrum Tegernsee der führende Mittelpunkt gewesen zu sein scheint. Dort und am Schliersee wie am Alchensee stehen die reichsten Werke dieser rein bayerischen Zimmermannskunst. Hier sind die Lauben am prächtigsten

entwickelt, nur hier laufen sie auf drei Seiten des Hauses um. Die beiden anderen, seitlichen Gruppen unterliegen sichtlich einem vom Süden über Fernpaß und Scharnitz einerseits, das breite Inntal bei Ruffstein andererseits hereindringenden Einfluß aus Tirol, der von Italien kommend sich darin äußert, daß der Wohnbau als Mauerwerk in Stein aufgeführt wird, die Holzbaukunst dagegen zurücktritt. Aber immer noch bleibt im Werdenfeller Land der mit reich geschnitzten, oft bunt bemalten, gitterartig gekreuzten Streben verzierte, innen verschaltete Holzgiebel. Im Chiemgau schrumpfen die langen Lauben an den gemauerten Fronten zu kurzen Balkonen ein. An den weißgetünchten Fassaden aber erscheint nach südlicher Art reicher, bunter Freskensmuck. Als spezifische Tiroler Elemente stellen sich der Erker und die strickartig gewundenen Laubensäulen heraus.

Von Westen, vom Allgäu und bayerisch Schwaben her drängt eine andre, mehr nüchterne Art ein, die große wirtschaftliche Vorteile, ja einen Kulturfortschritt bietet, der aber zugleich eine starke künstlerische Einbuße bedeutet. Des üblen Stallgeruches wegen werden nämlich Wohnung und Stall entweder durch den Hauptforridor des Hauses, der mit seinem Eingang hier nun an dessen Langseite, nicht mehr in der Mitte der Giebelfront liegt, oder durch die in — Altbayern oben über dem Stall gelegene — Tenne stets von einander getrennt. Infolgedessen herrscht im Allgäuer Haus bessere Luft und mehr Reinlichkeit als im oberbayerischen Haus. Auf den Schmuck der Lauben und das Gitterwerk des Giebels aber wird völlig verzichtet. „Der auf das Praktische gerichtete Sinn des Alemannen hat unbedenklich alte Kunstüberlieferungen wirtschaftlichen Verbesserungen geopfert“.

Nördlich der Donau dringt der fränkische Fachwerkbau und die fränkische Hofanlage noch weiter nach Osten vor. Nur am äußersten Rande, in der Oberpfalz und in Oberfranken, hat sich im Bayerischen Wald, Böhmerwald, Frankenwald und Fichtelgebirge noch eine letzte Verkümmernng des bayrischen Blockhauses mit flachem Schindeldach erhalten. Viel mehr davon aber und in noch stattlicher Breite im reichen Niederbayern, der Kornkammer Bayerns, doch auch hier wieder wesentlich nüchterner und kunstloser als in Oberbayern. Das reiche Getreideland erfordert eben andre Anlagen als das vor allem auf Viehzucht und Weideland angewiesene alpine Nachbargebiet, ganz anders geräumige Trakte für Wagen, Ackergeräte und Feldfrüchte als dort. Keine tiefen Schneefälle wie im Gebirge hindern hier den Verkehr im Freien. Darum gibt es in Niederbayern auch keine Nötigung zum Einheitshaus. Die Wirtschaftsgebäude sind selbständige Einheiten für sich, in der hofartigen Gruppierung rings um den zentral gelegenen Düngerhaufen bilden sie zusammen mit dem Wohnhaus einen geschlossenen Rahmen. Ebenso im benachbarten Ober- und Niederösterreich, vor allem im Innviertel. Anscheinend beruht diese Anordnung hier auf antik römischer Grundlage.

Es ist also Thiersch's Verdienst auf Grund dieser klaren Uebersicht zum erstenmal überzeugend gezeigt zu haben, nicht nur wie die altbayerischen Länder ihre schwere, massive Bauart überwiegend in Holz der leichteren gemischten Bauweise der Schwaben und Franken gegenüber behauptet haben und dadurch diesen künstlerisch überlegen blieben, sondern auch, wie innerhalb des spezifisch oberbayerischen Bauerngebietes die Krone künstlerischer Leistung den anmutigen Ufern der stillen Seen in der Mitte des Landes gehört, besonders der Gegend um den Tegern- und Schliersee. „In dem reichen

Aufbau des dort vertretenen Organismus feiert die Zimmermannskunst ihre höchsten Triumphe". Der Kulturhistoriker wird mit diesem Ergebnis als willkommener Parallele zu längstbekannten Tatsachen — wer denkt nicht an die große kulturelle Bedeutung des alten Klosters Tegernsee! — auf seinem Gebiete besonders zufrieden sein. Die Dialektforschung erhält neue Anregungen.

Mit dieser Arbeit war ein großer Fortschritt erzielt. Um sich darüber klar zu werden, braucht man nur etwa den Abschnitt über das „rätisch-alpine“ Haus in dem lange maßgebenden Buche von A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen (1895 III, 224ff.) zu vergleichen. Mit jenen Feststellungen war Thiersch aber noch nicht zufrieden. „Wie kommt es“, schreibt er, nachdem er eben die Dissertation von H. Schwab, „Die Dachformen des Bauernhauses in Deutschland und der Schweiz“ (1914) gelesen hatte, „daß am ganzen Rhein, am Main, in Württemberg, bis in die Schweiz hinein Fachwerkbauten fast gleichen Stils herrschen? (Schwab nennt ihn den fränkischen). Nach Ammianus Marcellinus bauten die vorher wilden Alemannen zu seiner Zeit im 4. Jh., ihre Gehöfte in ganz ordentlicher römischer Manier: doch wohl Fachwerkbauten, wie sie auch bei den Ausgrabungen in Kempten gefunden, sind und wie sie auch Vitruv gelannt hat, der sie eine schlechte Erfindung nennt und von ihr sagt, er wünsche, daß sie nie gemacht worden wäre. Es scheint, daß überall, wo römische Kolonien in weiterem Sinne waren, der Fachwerkbau sich eingestellt hat. Nur Altbayern ist einer älteren solideren Bautradition, wie sie in den Alpen heimisch war, treu geblieben“. — „Erst durch die Einführung aller eisernen Werkzeuge war ein solcher Fortschritt (in der Zimmermannskunst) möglich, daß man es wagen konnte, das Dach allein von den Bodgestellen tragen zu lassen, wie dies im niederländischen, altgermanischen Haus der Fall ist. Auch das Fachwerk verlangt die entwickelten Holzverbindungen der Verzäpfung, Verblattung usw. Dagegen das Pfostendach der Alpen, das mit seiner flachen Neigung auf Blockwänden oder Mauern ruht, verlangt kein andres Werkzeug als Säge und Äxt. Dieses Dach steht durch sein hohes Alter jedem anderen voran. Es ist schon in vorchristlicher Zeit der feineren Ausbildung durch griechisch-römische Kunst teilhaftig geworden. Als die Römer sich West- und Süddeutschland unterwarfen, ließen sich die Ansiedler beim Hausbau weniger durch künstlerische Rücksichten, als durch das Streben schnell und billig zu bauen leiten“. Dies paßt genau zu dem, was man neuerdings über die gallorömischen Bauernhöfe im Elsaß (A. Fuchs) und über den keltischen Hausbau im linksrheinischen Gebiet (Fr. Behn) festgestellt hat, und was jetzt das Modell eines solchen antiken Fachwerkhouses im Römisch-Germanischen Zentralmuseum zu Mainz besagen will*).

So ging Thiersch auch den Wurzeln der prächtigen altbayerischen Bauweise nach und fand zunächst, daß sie älter sein muß als diejenige der germanischen Bajuwaren, deren Haus nach einer wichtigen Stelle in den *Leges Bajuvarorum*, wie das niederländische heute noch, ein Pfosten- und Ständerhaus mit hohem, steilem Dach gewesen ist. Es kann sich also nur um eine vorgermanische, ja selbst vorkeltische, den Erfordernissen des Alpenlandes seit langem angepasste Bauweise handeln; und doch nicht im Alpengebiet selbst entstanden, sondern einst aus wärmerem, südlicherem Klima dorthin gedrungen, nur besonders zäh hier haften geblieben. Gerade am Nordfuß der Alpen muß sie besonders konservativ fest gehalten worden sein, da hier die Urbevölkerung *Vindiliens*, *Rätiens* und *Noricum*s zuletzt vier friedliche Jahrhunderte hindurch unter römischer Herrschaft, zu der sie sich treu hielt, in den stammverwandten Formen und Normen des Landes südlich der Alpen gleichsam noch einmal eigens geschult worden ist. Diese doppelte Tradition — anthropologisch gesprochen eine alpine und eine mediterrane innig mit

*) Heimat und Entwicklung des Fachwerkbauens sind noch nicht festgestellt. Schon die frühe La Tène-Zeit kennt ihn (Großgartach), die Germanen verwenden ihn seit der späten La Tène-Zeit (Lanus), die *canabae* der römischen Lagerdörfer kennen ihn ebenfalls.

einander verschmolzen — war so in sich gefestigt und einheitlich, daß sie weder die im frühen 1. Jahrtausend vor Chr. hier sich ausbreitenden Kelten noch die nach 500 n. Chr. aus Böhmen dann einfallenden germanischen Bajuwaren mehr zu benehmen vermochten, sondern im Gegenteil in allem Wesentlichen mit übernehmen mußten.

„Wer diese Häuser im Winter, wenn ihre Dächer unter einer meterhohen Schneelast senken, und mit Eiszapfen behängt sieht, die bis auf den Boden herabreichen, kann sich des Eindrucks nicht entziehen, daß diese Bauart nicht für dieses Klima geschaffen ist, sondern aus dem Süden stammt, wo die ringsumlaufenden Lauben (wie z. B. in den Tropen oder in Japan) dem Sonnenbrand wehren und zugleich vor tropischen Regengüssen schützen. Die Uebereinstimmung so vieler Eigentümlichkeiten des Alpenhauses im ganzen Habitus, in Konstruktion und Ausschmückung mit dem griechisch-italischen Tempel — man denke nur an die breite Giebelfront! — macht seine südliche Herkunft sehr wahrscheinlich. Sie geht wohl zurück auf eine Zeit, da sich die Länder des Mittelmeeres noch eines großen Holzzeitums erfreuten. Mehr als drei Jahrhunderte hatte sich die Römerherrschaft in diesem Teil von Rätien behauptet, während die Alemannen schon im ersten Jahrhundert die Schweiz und Südwestdeutschland bis an den Lech (eben die Grenze des keltisch-bayerischen Hauses) in Besitz nahmen. Es sind deshalb im Osten (des Alpengebietes) eher Reste römischer (und vorrömischer) Kultur zu erwarten als im Westen“. „Wie viel Heidenisches sich im Aberglauben und bei Festgebräuchen erhalten hat, ist hinreichend bekannt. Auch in der Baukunst ist es so. Ihre uralten Traditionen sind vom Mittelalter nur wenig berührt worden. An sie hat die Renaissance stillschweigend wieder angeknüpft und sie zu neuem Aufleben erweckt“. „Das bayerische Gebirgshaus verhält sich zu dem spitzgiebeligen Hause des Nordens wie ein griechischer Bau zu einem gotischen“.

Damit knüpft Thiersch bewußt und unmittelbar an seine großen Vorgänger in der Architektur, L. v. Klenze und, auf ihm fußend, G. Semper (Stil II, 307) an, die beide ganz ebenso und aus gleichen Beobachtungen heraus schon vermutet hatten, daß sich im Alpenhaus der griechisch-italische Baustil erhalten habe. Ja, Klenze stellte sich die Häuser in Athen noch zur Zeit des Pissistratus diesen bayerischen ähnlich vor, weil gegen ihre die Straße verengenden Dachvorsprünge und Galerien Gesetze erlassen werden mußten. Wie Klenze vermutete auch Thiersch, der sich schon 1875 ernstlich mit diesem Problem befaßte, als Ludwig Steub auch sprachlich etruskische Reste im Alpengebiet feststellen zu können glaubte, im etruskischen Tempel den historisch und technisch greifbarsten, nächsten Verwandten des Alpenholzhauses. Auch die Grundrisse gewisser etruskischer Kammergräber waren ihm ein wichtiger Fingerzeig für diese Verwandtschaft.

Er hing an dieser Ueberzeugung um so fester, als er von seiner Großmutter her wußte, daß Klenze die wissenschaftlichen Testimonia für diesen wichtigen Gedanken keinem andren zu verdanken hatte als — Friedrich Thiersch, August's Großvater, dem archäologisch geschulten Philologen. Der Enkel nahm als Viertel in der Reihe die Idee wieder auf. Ebenso stand auch hinter Ludwig Steub's ethnologischen Studien nicht nur die Autorität Niebuhrs und R. D. Müllers, die beide schon das rätische Alpengebiet für die Heimat der Etrusker angesehen hatten, sondern wiederum auch die ermutigende Zustimmung Friedrich Thiersch's, in welchem Steub, eine feinfühligere Philologennatur, stets seinen Hauptlehrer und väterlichen Gönner verehrt hatte*). Die jetzige Phase der Etruskerforschung lehnt zwar die Rhafenertthese Steub's ab. Aber schon jetzt zeigt es sich, daß seine geniale Intuition insofern richtig gesehen hat, als sich in manchen Tiroler Ortsnamen heute noch Sprachgut uralter Alpenbevölkerung tatsächlich erhalten hat.

*) Dreyer (Altbayer. Monatschrift 1911, 166) sagt, daß L. Steub seinem Lehrer Fr. Thiersch die Grundlagen seiner rätischen Namensforschung verdankte.

Wohl gähnt eine große zeitliche Lücke zwischen unsern ältesten Bauernhäusern in den Alpen — wohl keines geht über das 15. Jh. zurück — und der Antike. Und doch wird Thiersch's Auffassung Recht behalten*). Die Renaissance hat diesen Haustypus sicher nicht erst über die Alpen gebracht — woher hätte sie ihn auch nehmen sollen?! —, noch weniger haben ihn die gotischen oder romanischen Jahrhunderte des Mittelalters geschaffen. Also muß er sehr altes, antikes Erbgut sein. Seine Ahnen dürfen wir den Balkan hinunter bis nach Troja vermuten schon tausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung, bei jenem Volke, das schon vor Griechen und Kelten da war und in homogener Masse einen großen Teil von Südosteuropa bevölkerte, so wie Steub es sich im Grunde gedacht hatte**).

Ohne Zweifel war es diese Erkenntnis von solchem fernen Zusammenhang mit dem Altertum, und gerade erst recht, weil er sich darin isoliert wußte und bei den Fachgelehrten keinen Glauben fand, welche für Thiersch ein starker Magnet war bei diesen Arbeiten und Studien. Er, dem die Antike so hoch stand, deren architektonische Gesetze er so genau kannte, war durch und durch davon überzeugt, daß das Beste und Schönste im bayerischen Holzhaus antikes, klassisches Erbe war. Darum war ihm diese Bauart der Alpen geabelt, geheiligt; darum kämpfte, ja litt er auch für sie bis zuletzt.

Gelegentlich einer Reise nach Niederbayern schreibt er: „Ich konstatiere, daß in allen Dörfern die Donau entlang die Wohnhäuser aus Holz und ganz in dem Stil des Oberlandes mit Legschindeldach gebaut sind. Dies stimmt mit Verstrand's Theorie über den Weg der keltischen Einwanderung (vom Balkan her die Donau herauf)“. „Ich komme immer mehr dahinter, daß zwischen Griechen und Kelten eine Verwandtschaft besteht. Sie haben sich im Balkan getrennt, ein Teil ist nach Süden gewandert, um ein berühmtes Volk zu werden, ein anderer Teil ist die Donau hinaufgezogen und hat Süddeutschland, Frankreich, Spanien und England eingenommen. Darum gehen die Äthener so gern nach Paris, um zu studieren; sie fühlen sich mit den Franzosen geistesverwandt. Vor allem erklärt sich so die Ähnlichkeit unsres Gebirgshauses sowie des Siebenbürger Hauses mit dem griechischen Tempelhaus“. Andererseits war Thiersch auch überzeugt davon, daß hervorragende Eigenschaften des altbayerischen Volks heute noch alt-rätisch-keltische Erbstücke seien: die auch im Weltkrieg, besonders im Angriff, aufs neue bewährte Kriegstüchtigkeit, die Freude am Biergenuß, die Kunst ihn zu bereiten — die Germanen tranken Meth —, die Anhänglichkeit an einen politisch einflußreichen stattlichen Klerus (Druiden), endlich die angeborene Geschicklichkeit in dekorativen Künsten. „Wenn man bedenkt, daß die Kelten, von der

*) Schon scheint sich das Dunkel lichten zu wollen. Die Hütten des Hallstadtdorfes, deren Reste am St. Pantzrasfelsen bei Reichenhall zutage kamen, waren Blockhütten ganz alpiner Art. Der Ausgrabungsbericht vergleicht sie mit unsren Almhütten und Heustabeln und nennt sie unsren Alpenhütten mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen (F. Weber in *Altbayern. Monatschrift* 1905, 165; 1906, 133).

**) Ueber die Urbewohner Rhätien (1843) S. 119: „... nichtsdestoweniger glauben wir, daß es sich mit dem Fortschritt der Wissenschaft ganz klar herausstellen wird, daß im Altertum vom kleinasiatischen Taurus bis zu den Salzburger Tauern und vom Bosphorus bis zu den Pyrenäen in allen Küstenländern, die das ägäische, das adriatische und tyrrhenische Meer bespülen, nur stamverwandte Völker pelasgischen Ursprungs gewohnt haben“. Daß es im östlichen Alpengebiet „illyrische“ Stämme (darunter die Veneter) waren, und somit der alte Herodot wieder zu Ehren kommt, ist neuerdings immer klarer geworden (Fr. Stolz, *Walde*, v. Scala). Die Anthropologie wird vermutlich nicht abgeneigt sein diese Führer mit der vom Balkan her weit in unser Alpengebiet sich vorschubenden „dinarischen Rasse“ zu identifizieren. Diese Gleichsetzung würde in der Tat einen großen Teil der hier angeedeuteten Zusammenhänge gut erklären, nicht nur die Ähnlichkeit der heldenmütigen „Deffreggertypen“ mit den tapferen und kühnen Albanesen.

römischen Organisation geschickt noch 3—4 Jahrhunderte am Rhein und südlich der Donau ihr Wesen hatten, im Ganzen also wohl ein Jahrtausend lang, so begreift man, daß die Germanen, nachdem sie endlich den Grenzwall gebrochen und diese Länder überflutet, ihre keltische Bevölkerung zwar unterwerfen, aber nicht verschwinden lassen konnten. Während die germanischen Völker sich einerseits im nördlichen Frankreich und Spanien, andererseits in Italien ausbreiteten, hat sich im südlichen Frankreich, in Burgund, den ganzen Rhein entlang und südlich der Donau keltisches Wesen und keltische Sinesart bis heute erhalten: bei den heiteren und liebenswürdigen Rheinländern durch den Weingenuß noch gehoben; bei uns die mehr ichwerfällige gutmütige Art, welche sich bis Wien erstreckt und dort einen Zug von Eleganz, Fröhlichkeit und Leichtsinm zeigt, der der französischen Art auffallend ähnlich ist. Auf dieser Verchiedenheit der beiden Volksstämme, der Kelten und Germanen, beruht die tiefgreifende Abneigung der Süddeutschen gegen die Norddeutschen. Diese beiden haben sich immer noch nicht recht verstehen gelernt. Die Kluft zwischen Nord und Süd ist zwei Jahrtausende alt. Napoleons Politik, welche Bayern und Oesterreich besonders mit Frankreich zu verknüpfen suchte, beruhte auf einer richtigen Erkenntnis dieser alten Zusammenhänge". Hier deckt sich Thierich's Beobachtung unmittelbar mit den neuesten Feststellungen der Prähistorie. Ja, Carl Schuchhardt (Alteuropa (1919) S. 341 ff.) glaubt diese ethnische Zweiteilung des heutigen Deutschland in Germanen und Kelten sogar schon in der Steinzeit deutlich zu erkennen. — Endlich eine Notiz Thierich's von seiner südfranzösischen Reise: „Die Kelten müssen schon in ihren früheren Wohnsigen im Balkan, wo sie mit den Griechen der trojanischen Zeit in Verührung waren, vieles von diesen angenommen haben. Hier im Rhonetal empfangen sie aufs Neue gewaltige Eindrücke von der höher entwickelten Kultur der Hellenen. Darum haben sich die Südfrenzosen auch gegen die alle Eigenart vermissende Zentralisation und Bevormundung von Paris erfolgreich aufgelehnt. Ihr Vorgehen mag uns zur Ermunterung im Kampf der Erhaltung unsres Erbteils heimischer Ueberlieferungen und Lebensart dienen".

Bei dieser Arbeit, die eine sehr genaue Kenntnis der ländlichen Verhältnisse und einen feinen historischen Sinn voraussetzt, welche wissenschaftliche und künstlerische Gesichtspunkte in solcher Fülle enthält, war Thierich ganz in seinem Elemente. Und was er hier tat, ganz im Sinne seiner Zeit, das fand freudigstes Echo und dankbare Aufnahme, schon bei den Vorarbeiten zur großen Publikation. Einen zuerst in der Süddeutschen Bauzeitung (1900) erschienenen Aufsatz Thierich's, der zunächst in praktischer Weise die Vorzüge der alten Bauweise hervorhebt und drastisch die Verheerungen der rücksichtslosen Neubauten an den Pranger stellt, hat alsbald der Münchener Architekten- und Ingenieur-Verein wegen seiner Wichtigkeit und Volkstümlichkeit als besondere Denkschrift herausgegeben. Dies in der Süddeutschen Verlagsanstalt München unter dem Titel „Das Bauernhaus im bayerischen Gebirge und seinem Vorlande" erschienene und nach reizvollen Originalzeichnungen Thierich's illustrierte Heftchen hat in seiner Art klassische Bedeutung. Es wendet sich „an das Landvolk und alle, welche für sein Wohl zu sorgen haben". Sein Zweck ist, „die guten Eigenschaften des alten Baustils in's rechte Licht zu setzen, um der um sich greifenden Zerstörung der alten Häuser Einhalt zu tun und vor Verfehrtheiten bei Neubauten zu warnen". Vielfach schäme man sich aus Unverständnis der alten Mode — genau wie in der Tracht — und wolle gedankenlos, oberflächlich mit der Neuzeit fortzuschreiten. „Immer mehr richtet der Bauer sein Haus für Sommerfrischler ein. Diese spotten gerne über die winzigen Fenster, die rohen Holzwände, rümpfen die Nase über allerlei Unbequemlichkeiten und säen Unzufriedenheit mit dem Ueberkommenen. Je stärker der Fremdenbesuch, desto schneller verschwinden die alten einfachen Sitten". „Nicht selten wird der Bauer auch zu kostspieligen Neubauten verleitet durch seinen Baumeister, dessen Geschäftsinteresse natürlich bei einem Neubau mehr Befriedigung findet als bei einer bloßen Reparatur und Auswechslung der schadhafte Teile. Da wird dann das ganze alte Haus als ein „Glump" hingestellt, ein kräftiger

Arthieb in eine wunde Stelle führt den Beweis. Das Schicksal des alten Hauses ist beschlossen, es muß einem Neubau weichen. Sieht man sich nun die Neubauten an, so offenbart sich in ihnen der „Fortschritt“ in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit und Blindheit. Zwar ist die alte Einteilung im Ganzen dieselbe geblieben, aber der Aufbau des Hauses ist ein gänzlich anderer geworden. Der Holzbau wird immer mehr verdrängt, die Lauben (Altanen) sind verschwunden oder fristen nur noch an den Giebelseiten ein verkümmertes Dasein, mehr angehängten Käfigen oder ausgezogenen Schubläden vergleichbar. Die Arbeit des Zimmermanns ist roh und kunstlos geworden und tritt kaum noch am Dach zu Tage, das (an Stelle der alten Regenschindeln) meist für Ziegelbedeckung eingerichtet oder, was noch schlimmer, mit häßlich blindendem Blech gedeckt, nur noch so wenig ausläßt, daß es keinen wirklichen Mauerchutz vor dem Regenschlag mehr gewährt. Die Stockwerke und die Fenster sind viel höher geworden und damit das alte breite würdige Aussehen des Hauses, das sich auf seinem Grund und Boden behaglich ausstreckt, gänzlich geschwunden. In dem schwindlichen Aussehen des neuen Hauses spricht sich die ganze Debe und Erbärmlichkeit einer armeligen Stadtwohnung aus“.

Mit seinem ausgeprägten Instinkt für charakteristische Proportionen legte Thiersch gerade dem niedrigen Breitformat der alten Gebirgshäuser den größten Wert bei. Mit Recht. Denn „die Proportionen sind das, was ein Volk als sein Eigenstes gibt. Mag auch das System der Dekoration von außen hineingetragen sein, in den Maßen von Höhe und Breite kommt der Volkscharakter immer wieder zum Durchbruch“. (Heinrich Wölfflin, Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur, S. 30). Hier ließe sich eine bedeutsame anthropologische Parallele anführen. Ebenso wie der hauptsächlich in den Alpen heute noch festhafte Typus des homo alpinus ein breit und niedrig gebautes Gesicht und als seelisches Charakteristikum eine ungewöhnlich geduldige Beharrlichkeit und Seßhaftigkeit aufweist, so scheinen einem Naturgesetz entsprechend, dieselben Grundsätze auch dem Bau und Gesicht seines Wohnhauses eigen zu sein. Das aber spricht für ein Alter der Bauart, das bis weit in die Prähistorie zurückreichen kann.

Ähnlich äußert sich Thiersch in einem kurzen Aufsatz, den er auf Verlangen der „Süddeutschen Monatshefte“ in diesen (1904, 932—938) hat erscheinen lassen, und der neben den praktischen Gesichtspunkten vor allem die Ergebnisse seiner historischen Studien in knappster Zusammenfassung andeutet. „Neben der herrlichen Natur ist es auch die Art des Wohnens, welche den Menschen glücklich macht“, heißt es da, wie in einer Parole, gleich eingangs. „Dort, wo alljährlich der Städter Erholung und Stärkung seiner Gesundheit sucht, findet er in dem Bauernhaus ein Dasein von solchem Behagen, daß er gern auf städtische Bequemlichkeit verzichtet“. Und ergänzend dazu in einem 1914 in Rosenheim gehaltenen (ungedruckten) Vortrag: „Die gemütlige Stube mit dem dicken Kachelofen und den Wandbänken um den Eschisch im Herrgottswinkel gegenüber gefällt den Städtern besser als ihre eigene. Sie sind bei schlechtem Wetter gar nicht herauszutreten aus diesem Raum, zum Verdruß der Bäuerin. Stühle gibt es nicht, die unordentlich herumstehen, auch keine Möbel, die den Platz verengen; Wandschränke lassen alles verschwinden, was in städtischen Wohnungen liegen bleibt. Hier sieht es immer ausgeräumt aus“. Aber, was geschieht? „Die alten Häuser werden für Sommerwohnungen eingerichtet, ihre braunen Holzwände von großen Fenstern durchbrochen, innen und außen überkleistert, charakterlose Logierhäuser und städtische Spekulationsbauten wachsen wie Pilze hervor. Sie tragen den Stempel der Selbstsucht und der Rücksichtslosigkeit an ihrer Stirne und verderben weithin die Schönheit der Landschaft“. Wer die bauliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte in unsren großen Lustkurorten Berchtesgaden, Garmisch, Partenkirchen, Oberstdorf kennt, der weiß, wie sehr berechtigt diese Klagen waren und sind.

Meisterhaft sind endlich die Stellen, in denen Thiersch die verborgenen Wurzeln der Schönheit und Zweckmäßigkeit der bayerischen Bauernhäuser aufdeckt, indem er ihre aus Jahrhunderte langer Erfahrung fließenden Eigen-

arten sachlich begründet und erläutert. „Nirgends regnet es stärker und häufiger als im Gebirge und seinem nördlichen Vorland (dreimal so viel als in der Ebene), und nirgends hat der Bauer so viel mit dem Schnee zu kämpfen als hier. Darum ist dem ganzen Alpengebiet (und Schwarzwald) das Einheitshaus eigentümlich, das Menschen, Vieh und Heuvorräte unter einem Dache birgt. Der Verkehr zwischen Wohnung und Stall muß offen bleiben, auch wenn in einer Nacht alle von außenher zum Stalle führenden Zugänge verschneit sind. Daher geht in Altbayern der Zugang zum Stalle stets unmittelbar von der Wohnung aus durch einen Gang, der in der Firstaxe des Hauses gelegen, Wohnung und Giebelfront genau in der Mitte durchschneidet. Diese bequeme und im Winter unbelästigte Verbindung der beiden Hauptteile des Bauernhauses ist von jeher für wichtiger erachtet worden als die größere Feuersicherheit, welche wie z. B. beim fränkischen Bauernhaus die Trennung nach besonderen Gebäuden bietet. Wie eine Henne mit ihren Flügeln breitet das Hausdach seinen Schutz über Menschen und Tiere und hält auch den Weg um das Haus herum trocken. Dieses flach geneigte, mit Steinen beschwerte Dach aus langen Lärchenholzschindeln hat zunächst den Vorzug, daß der Bauer selbst alle nötigen Reparaturen vornehmen kann, und daß es in Folge der schlechten Wärmeleitfähigkeit des Holzes auch bei der größten Hitze kühl und luftig bleibt.“ „Nichts verleiht dem Alpenhaus eine so stattliche Erscheinung, einen solchen Grad von Würde und Monumentalität als das flachgeneigte, mit Steinen beschwerte Schindeldach. Ob es den Einzelhof deckt, der auf breiter Matte sich behaglich ausdehnt, oder ob es mit mehreren zusammen seinen mächtigen Rücken über die Ebene streckt, nichts kommt ihm an Wirkung gleich. In diesem Dache vereinigt sich Wucht, ausgiebigster Schutz und wohlthuende Sicherheit wie bei keinem andren. Nur diese Dachform kann neben den großen Rinnen der himmelan steigenden Berge aufkommen. Unter ihm birgt das Menschenwerk seinen Licht und Wärme spendenden Herd wie unter einem Schild vor den Schrecknissen der gewaltigen Natur. — Die Eindeckung des Daches mit Legschindeln erfordert eine Neigung, welche so schwach ist, daß die aufgelegten Gegenstände nicht abrutschen können, daß nichts mehr gleiten kann, und die doch wieder hinreichend groß ist, um das Regenwasser abfließen zu lassen. Das ist 1:3 bis 1:2,75.“ — „Mit aller Entschiedenheit muß davor gewarnt werden die alte Dachneigung zu verändern, sie steiler zu machen. Fortwährend wird der Versuch gemacht steile Dächer in das Gebirge einzuführen. Dadurch verliert das Gebirgshaus seinen alten ruhigen Charakter, seine charakteristische Schönheit geht dahin, und aller Aufwand an Ballonen, Holzverzierung und Malerei kann diesen Mangel nicht wieder gut machen. Es geht wie bei einem Menschen, der seinen sittlichen Halt verloren hat: er geht zu Grunde“.

Die ungewöhnlich starken Niederschläge am Nordrand der Alpen machen besonders weit ausladende Dächer und noch weiter, bis zu 5 Metern, vorspringende Dachrinnen notwendig, um das Regenwasser möglichst weit vom Hause abzuweisen und den Boden rings um das Haus trocken zu halten. „Aber unverantwortlich ist die neuzeitliche „Verbesserung“, welche die alten Dachrinnen einfach abläßt und das Wasser durch Blechrohre abfallen läßt. Nun versichert die Rasse dicht am Mauerfuß, macht die Parterrewohnung feucht und schädigt die Gesundheit der Bewohner.“ „Zum Schutze des Hauses vor Rässe trägt auch die geringe Stockwerkshöhe der beiden Geschosse (2,10—2,40 m) wesentlich bei, zum Schutze vor Kälte die tiefe Lage des Wohngebodens in fast gleichem Niveau mit der Umgebung“.

Der Hauptschmuck des bayerischen Gebirgshauses sind die wie reiche Ziergürtel die Wohnung umziehenden „Lauben“ oder Altanen. „Die Städte sind besonders von ihnen entzückt, sie finden sie „ganz reizend“. „Diese Lauben haben aber auch einen besonderen, praktischen Nutzen: sie dienen nicht nur zum Trocknen von Hülsenfrüchten, sondern auch zum Wäschetrodnen und Bettensonnen. In den Städten ist ja diese wichtige Tätigkeit zur Bergzweiflung jeder tüchtigen Hausfrau verboten. Die Krankheitskeime, die der Mensch bei jedem Atemzuge ausstößt, sammeln sich in den ungepönten Betten und sind mit einer Hauptursache des städtischen Elends. Man sieht es den Stadtkindern bald an, wie gut ihnen der Schlaf im Bauernhaus bekommt, ihre Waden werden rund und rosig. Das kommt nicht nur von der guten Milch und dem Aufenthalt im Freien!“

„Zwischen den Laubengängen sitzen die Reihen der kleinen aber zahlreichen Fenster. Durch sie bringt die Winterforme bis in die äußersten Winkel der Stube und füllt den traulichen Raum mit Wohlbehagen. Gegen die Strahlen der hochstehenden Sonne da-

gegen sowie vor dem Schlagregen schützen die Lauben und das tiefsitzende, weitausladende Dach. Deshalb sind diese Wohnungen im Winter warm, im Sommer kühl und das ganze Jahr hindurch trocken. Werden aber die Lauben abgeläßt, die Dachvorsprünge gestutzt und die kleinen Fenster durch große ersetzt, so sind die nachteiligen Folgen: Belästigung durch Hitze, Fliegen und Blendung im Sommer, Schädigung der Hauswände durch die anfallende Nässe und leichteres Eindringen der Winterkälte“.

Endlich der Herd in seiner altertümlichen Gestalt einer niederen Plattenform mit offenem Feuer unter dem drehbar hängenden großen Kessel; darüber der Rauchfang mit seiner Holzwandung, der unmittelbar und ganz frei in den Dachraum des Hauses einmündet, den der Rauch ganz durchdringen kann, bis er durch die Giebellücke oder die vielen kleinen Spalten zwischen den Legschindeln von selbst seinen Ausgang findet. „Das ganze Holzwerk des Daches wird auf diese Weise von den teerigen Bestandteilen des Rauches durchtränkt, sodaß es glänzend schwarz wird und der Fäulnis widersteht. — Feuergefährlich ist diese alte Herdeinrichtung nicht. Wohl aber ist dies ein geschlossener Herd mit engem, gemauertem Kamin. Ein solcher reißt die Funken über das Dach hinaus und verschuldet so die meisten Brände bei Schindelbäckern“.

Dies Schindeldach zu erhalten als erstes Erfordernis für die Beibehaltung des alten Haustypus, es zu retten gegenüber den verheerenden Bestimmungen der Feuerversicherungsgeellschaften, hat sich Thiersch ganz besonders angelegen sein lassen. Da es immer schwieriger und kostspieliger wurde das Lärchenholz, das in 1 m langen Scheiten gelegt werden muß, zu beschaffen, empfahl er für die Falzziegel, die unter den Ziegeln als einzig möglicher Ersatz in Betracht kommen können, eine möglichst einheitliche und zweckmäßige Form zu finden. Auch sonstigen Ersatz in flachen Platten einer Kunstmasse (Sternit) brachte er in Vorschlag. „Ich mache augenblicklich in Dachziegeln, um die flachen Dächer zu retten. Die vorhandenen Ziegel passen nicht dafür, und alle meine Anstrengungen sind erfolglos, wenn es nicht gelingt eine Ziegelbedeckung einzuführen, welche die schöne, ruhige Dachneigung untrer alten Legschindelbäcker wieder ermöglicht. Ich bin jetzt auf eine etruskisch-römische Form gekommen. Die Hauptschwierigkeit macht unser Klima. Es kommt vor, daß sich unten am Dachfuß Eis anlegt und einen förmlichen Damm bildet, der das Wasser aufstaut und seitlich eindringen läßt. Wir brauchen also eine große Falztiefe, damit dies nicht so leicht vorkommt: also förmlich Dachpfannen. Man darf doch sicher annehmen, daß die praktischen Römer auch diese Schwierigkeiten zu überwinden verstanden haben. Wir brauchen nur ihre Erfahrungen zu benutzen! Ich stehe in Unterhandlung mit einer Ziegelei in Luzing am Starzberger See“. — „Die Dachdecker laufen mir das Haus ein, und ganze Häufen von Musterziegeln häufen sich in meinem Atelier auf“. — „Fortan wolle mir niemand diese (nachgeneigte Ziegel-) Bedachung verdächtigen! Sie ist auch bei den jetzigen erhöhten Holzpreisen die beste für unsre Alpen. — Aesthetisch betrachtet wiederholt sich auf dem Hausdach alter Art das Bild eines mit Felsstuppen bedeckten Hügellandes. So paßt es besser ins Gebirg als die glatten Dächer“.

Schon 1900 konnte Thiersch berichten, wie von der Erkenntnis durchdrungen, daß die Bauten auf dem Lande nach jeder Richtung eine andre Behandlung erfordern als solche in den Städten, die Bayerische Staatsregierung einen besondern „Lehrstuhl für landwirtschaftliches Bauwesen“ an der Technischen Hochschule in München errichtet habe. Mit diesem Lehrstuhle werde zugleich eine Auskunftsstelle verbunden werden, welche über vorzunehmende Um- und Neubauten unentgeltlich Rat schläge erteilen, auf mustergültige Anlagen hinweisen und auch mit der Tat durch Beschaffung von Plänen behilflich sein solle.

Diese vorbildliche Einrichtung war eine unmittelbare Frucht und Anerkennung von Thierschs Bemühungen und Vorschlägen; wie auf ihn selbst zuge schnitten, der aus eigenen Stücken schon 1883 ein Kolleg über Holzbau-

kunst ausgearbeitet hatte, ist diese Bürde mit den Opfern, die sie brachte, auch im Löwenanteil tatsächlich von Thiersch getragen worden. Von 1903—1909 nennen die amtlichen Jahresberichte der Münchner Hochschule als seine fast ausschließliche Nebentätigkeit „Gutachten und Berichte über Erhaltung und Restaurierung ländlicher Bauwerke, Herstellung von Entwürfen in volkstümlicher Bauweise“. Ja, diese neue Aufgabe hat Thiersch weiter und weiter beschäftigt, aufs stärkste beschäftigt, meist ohne irgend welches Honorar, bis in sein Todesjahr hinein*). In seinem Nachlaß fanden sich Stöße von Skizzen von ausgearbeiteten Entwürfen zu solchen Bauten der aller verschiedensten Art. Die spezifisch landwirtschaftliche Seite des ländlichen Bauwesens behandelte an der Hochschule neben ihm, eigens dazu bestellt, Professor Zimmerpach. Nach dessen Tode, mitten im Wintersemester 1914, übernahm es Thiersch, die so jäh unterbrochenen Vorlesungen und Übungen über das Bauernhaus selbst noch zu Ende zu führen.

Wieviel bedeutet nicht der Holzbau für diesen Baustil! Thiersch hatte gerade für diese Lektion das allerfeinste Gefühl und das allerwachsamste Auge. Es ist, als ob er von dem geliebten Wertplatz des Zimmermanns auf dem Marburger „Saurasen“ her, von seiner Kindheit an, gerade für die Verteidigung und Verherrlichung der Zimmermannskunst prädestiniert gewesen wäre. Seine Skizzenbücher beweisen, wie er auf allen Reisen, wo immer es auch war, auf die Holzkonstruktionen ganz besonders geachtet hat. Am Oberrhein achtet er auf die alten holzüberdachten Brücken, in Verona lebt er sich in die Konstruktion der eigenartigen Tonnen-Holzäcker der alten Kirchen (S. Zeno u. a.) ein, in Pisa und Florenz folgt er mit besonderer Liebe den hölzernen Vordächern über den Kirchenportalen, in Genua der Konstruktion der Treppengeländer, in Pästum der in Stein übergegangenenen Kassettenform in der Unteransicht des Dachvorsprungs beim Ceres-Tempel, in Rom den offenen Dachstühlen von S. Saba, den Pfettenenden außen an S. Cecilia, in Athen und Itca den Holzaltanen der alten Wohnhäuser, in Patras der kräftigen Holzkonstruktion des Weinlagers unjres Landsmanns Gaigl, in Kairo den hölzernen Kasettendecken der alten Moscheen und den zierlichen Erkern der arabischen Wohnhäuser, in Laujanne dem eleganten Aufbau des escalier du marché, auf der Reichenau der Konstruktion der dortigen Dachvorsprünge an den Wohnhäusern usw. usw. Dazu die Fülle anmutiger Skizzen oberbayerischer Bauernhäuser und Feldkapellen! Darum interessierte ihn auch ein so hoch altertümlicher Tempel wie der von Theron in Aetolien, den er im Weisem Dörpfelds besuchte, im höchsten Maße: hier war ja noch überwiegend Holzkonstruktion angewendet gewesen, inmitten der mächtigen Eichenwälder Aetoliens, und das Dach hatte Walme, noch keine Giebel.

Thiersch stand in seinen Bestrebungen längst nicht mehr allein. Bald hatte sich in München ein Kreis Gleichgesinnter um ihn geschaart, die in ihm ihren gegebenen Führer und Leiter erkannten, die in dem Siebzigjährigen „den getreuen Eckhardt des bayerischen Heimatschutzes“ mehr und

*) Einmal schrieb er mir: „Ich habe heute die Zeichnungen zu einer Feldkapelle gemacht, die an den Achenjee kommen soll. Sie darf nur 200 Mark kosten. Ich habe mir 10 Mark Honorar ausbedungen. Daraus kannst Du sehen, welch glänzende Einnahme ich habe!“

mehr verehrten. Unter ihnen, in aufrichtiger Freundschaft ihm zugetan, der nachmalige Ministerpräsident Dr. Gustav von Kahr. Von diesem stammt folgender Bericht: „In den Spätherbsttagen des Jahres 1902 traf sich in München eine kleine Schar von Männern, die alle seit langem mit Schmerz und Empörung die landläufige Mißachtung, die sinnlose Vernichtung des aus alter Zeit Ueberlieferten empfanden. Man wurde in diesem Empfinden rasch befreundet, fand sich einig in der pietätvollen Achtung und in der Wertschätzung dessen, was unsre Voreltern Gutes geschaffen haben, in der Pflicht das schöne Alte zu schützen, ihm aber auch gleichwertiges Neues an die Seite zu stellen. Die Herzen taten sich auf, und jeder sprach frei von dem, was ihn im Innern bewegte. Die wöchentlichen Abende waren zudem durch all die lebenswürdigen Gegenstände der Volkskunst, die der und jener zur Schau stellte und besprach, wie von einem Weihnachtszauber berührt. Von inniger Begeisterung, von heiligem Eifer für die gemeinsamen Ziele, von treuer Anhänglichkeit an die Eigenart des bayerischen Volkes und Landes waren alle diese Zusammenkünfte erfüllt und getragen. Am Ehrenfest saß — August Thiersch. In wallendem Silberbart bot er uns ein Bild patriarchalischen Friedens und abgeklärter Weisheit, uns überraschend durch die Kühnheit seiner Gedanken, durch die scharfe Beobachtung, durch die aufrichtige Wiebergabe seiner Eindrücke und Erlebnisse. Wie öffneten sich uns die Augen, wenn er auf bisher nicht beachtete Einzelheiten und nachdenkliche Zusammenhänge hinwies, wie verstand er es anzuregen zu weiterem Nachsinnen und Forschen! Auch im alltäglichen Gebrauchsgerät erkannte er vor andern die Schönheit und Zweckmäßigkeit volkstümlichen Schaffens. Dabei betonte er stets und nachdrücklich, daß auch dem neuzeitlichen Schaffen volles Recht werden müsse, wie die Alten das gute Neue unbedenklich dem guten Alten harmonisch eingefügt haben. Und zum Schluß der durch seine Mitteilungen und Fragen veranlaßten Aussprache gab dann sein verständliches Wort den widerstreitenden Meinungen gerechten Ausgleich. Ja, dieser Meinungs austausch mit ihm war und ist immer eine Quelle lehrreicher, lebenswürdiger Erlebnisse“.

Diese Stelle ist einem Sonderheft entnommen, das der „Bayerische Heimatschutz, herausgegeben vom Bayerischen Verein für Volkskunst und Volkskunde“ als Festgabe zu August Thiersch's, seines ersten Vorstandes, 70. Geburtstag herausgebracht hat. In diesem Heft sind auch eine Reihe von Skizzen, Aufnahmen und Entwürfen Thiersch's veröffentlicht: eine Auswahl der vielen Vorschläge, die er zur Gefundung der gerade im Oberlande noch vielfach so darniederliegenden Bauweise gemacht hat. „Denn nicht etwa Dekorationsstücke sind diese Einzelheiten beim alten Bauernhause, sondern vor allem notwendige Bestandteile des Hauses. Thiersch behandelt das Bauernhaus nicht nur in seiner äußeren Form, sondern auch in seinem Zusammenhange mit den Sitten, den Gebräuchen, den Eigentümlichkeiten der Bewohner. Gerade deshalb sind uns diese Aufnahmen so lieb, weil sie schon in der zeichnerischen Darstellung diesen Zusammenhang mit dem Charakter des Volkes zeigen.“ (Buchert.)

Wie kraftvoll und segensreich dieser von Thiersch mitbegründete und mitgeleitete Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde einsetzte und im selben fördernden Sinne, wie vorher schon der Bayerische Architekten- und Ingenieurverein, zur Verbreitung einer guten und volkstümlichen Bauweise weit ins Land hinein wirkte, erhellt auch daraus, daß schon 1904 die Bayerische Regierung besondere Vorschriften zum Schutze altertümlicher Häuser und zur Erhaltung der ortsüblichen Bauweise erließ. In der Tat ein hocherfreuliches Zeichen des gefunden Gefühls, das sich aller Kreise bemächtigt hatte. Damit war „durch hohe Anerkennung ermuntert“ noch in letzter Stunde für das ganze Land viel gewonnen, selbst über Bayerns Grenzen hinaus. Nach dem großen Brande von Zirl z. B. wurde der bayerische Volkskunstverein München von der Landeshauptmannschaft Tirol offiziell aufgefordert, sich um den Wiederaufbau des Dorfes anzunehmen. Alle neuen Baupläne sollten von den Münchner Herrn geprüft und, wenn nötig, umgeändert werden. „Der ganze Sonntag ging mit stürmischen Verhandlungen hin. Zweimal drohte der

Bürgermeister sein Amt niederzulegen, wenn man sich nicht rauch einigen konnte. 190 Anwesen sind abgebrannt. Das Ganze sieht aus wie Pompeii. Wir haben hier im fremden Land wie Eroberer geschaltet, Machtworte ausgeübt, Gnaden erwiesen, Todesurteile ausgesprochen. Unsere Reisen werden von der österreichischen Regierung bezahlt.“

Thiersch ging mit gutem Beispiel unermüdet voran. Auch das kleinste Objekt bearbeitete er mit hingebendster Treue gegen den heimischen Stil, um die alte Holztradition in möglichster Reinheit wieder zu Ehren zu bringen. Er machte Entwürfe zur Anbringung von Plafattafeln im Innern einer Wartehalle am Dampfschiffsteg zu Berg (am Starnbergersee), zu Feldkapellen (Glashütte bei Kreuth und Scheffau bei Schellenberg), zu einem Aussichtspavillon in Verbindung mit einer Wirtschaft, ganz in der Art eines reich geschnitzten „Legernseer“ Blockhauses, ähnlich zu einem kleinen Bahnhof in Hindelang (der Kernbau nach echt Allgäuer Art ohne Lauben), zu einem reichbemalten Nebengebäude der Villa Köppeleck bei Berchtesgaden, zu Wohnhäusern für seine Kollegen Prof. Finsterwalder (Haus „Berggrast“ bei Sterzing, errichtet durch den Montafuner Meister Fr. Jos. Walser, für 7000 Mk.) und Prof. Ebert (in Ising), zu kleinen Pensionen wie die von Eckhard in Garmisch, zu einem Malerheim mit eingebautem Atelier (Anfelen in Oberstdorf): alles im selben rein bayerischen Holzstil, je nach dem Orte mit verschaltem Sündgauer- oder vergittertem Werdenfeller Giebel. Bei An- und Nebengebäuden wie der Keunermühle in Mühlbach ging Thiersch besonders sorgfältig zu Werke, um im alten, einmal angeschlagenen Rhythmus zu bleiben. Nur in ganz besonderen Fällen, wo es sachlich unbedingt geboten war, ließ er sich herbei, das ihm so sympathische niedrige, bäuerliche Breitformat zu verlassen und mit 3 bis 4 Stockwerken in die Höhe zu gehen. So bei dem Entwurf zu einem Heilbad in Rünzing a. D. (Niederbayern) für den Grafen Prehsing und zu einem Mietthaus in Mittenwald. In beiden Fällen tritt, der Gegend entsprechend, der Steinbau mehr hervor. Die Lauben sind zu Balkons in der Fassadenmitte verkürzt. Die Hausecken nehmen mehrstöckige Erker nach Tiroler Art ein. Reiche Gliederung der Baumasse zeigen die Projekte für ein Kasten- und Gemeindefeuerhaus in Schliersee mit hochliegenden Frontterrasse und für das Stift Wieninger bei dem Dorf-Anger in der Nähe von Berchtesgaden. Hier war eine Verbindung von Kranken-, Pfundner- und Armenhaus geplant mit allem Zubehör von unentbehrlichen Nebengebäuden. „Es heißt acht geben, daß die Landschaft nicht verdorben wird! Ich bilde mir eine Baugruppe ein nach dem System der niederbayrischen Hofanlage“. Der dritte Entwurf, über dessen, aus Sparfamkeitgründen einzuschränkende Ausführung 1912 noch mit dem Grafen Verchenfeld, dem späteren bayerischen Ministerpräsidenten, damals Bezirksamtman von Berchtesgaden, verhandelt wurde, kommt beim Hauptthaus zu einer tief in die Fassadenmitte loggia-artig eingebetteten Veranda, einem Motiv, das, wie wir sehen werden, für Thiersch eine ganz besondere Bedeutung hat. Ein Entwurf zur Anlage eines großen Schwimmbades im Triftbassin unten am Südfuß von Berchtesgaden bringt, ganz in Holz, wieder eine Mischung von bayerischen und toskanischen Formen, die sich vortrefflich in das Gesamtbild der schönen Landschaft eingefügt hätte. Als bei Einführung der Motorschiffahrt auf dem Königssee Thiersch zur Beratung über die Umgestaltung der Schiffslände beigezogen wurde, entwarf er einen regelmäßigen Ausbau der ganzen nördlichsten Bucht mit Schiffshäusern (giebelförmig, breit und in antis) am Rande eines großen Hexagons. Wieder also nach antiken Muster: nach Art des römischen Hafens von Ostia. Für die Spitze des Seebucks da-

hinter projektierte er einen Monopteros. — Vereinzelt steht der 1904 skizzierte Entwurf zu einem Viktor Scheffeldenkmal auf dem Staffelsberge bei Staffelsstein: ein massiger Rundturm mit Keller und Trinkstube unten, einer Erinnerungshalle darüber auf breiter Terrasse. — Das Projekt für ein behagliches Unterkunfts Haus, das die Sektion Mark Brandenburg des D. D. A. B. in den Dehtaler Alpen erbauen wollte, kam leider nicht im Sinne des Architekten, der auch hier das Vorwiegen des Holzbaues für das Richtige hielt, zur Ausführung. Dagegen hatte Thiersch die Genugtuung, gelegentlich der deutschen Landwirtschafts-Ausstellung von 1905 zu München ein, wenn auch nur kleines, so doch in seiner unverkürzten Eigenart komplettes Musterbeispiel eines echt oberbayerischen Landhauses in Natura aufbauen zu können, das zugleich das moderne Wohnungsbedürfnis befriedigen konnte. Mit all seinem lustigen Farbenschmuck, mit dreiseitiger Laube und dem Zugelöcklein oben auf dem First, mit seinen behaglichen Innenräumen hat es damals allgemein Anklang gefunden. Von Bankdirektor Duckstein erworben steht es jetzt als dessen Sommerwohnung in Niederpöcking am Starnbergersee. Thiersch selbst hat darüber in der von dem gleichnamigen Münchener Verein herausgegebenen Zeitschrift „Volkskunst und Volkskunde“ 1905, 85—89 kurz berichtet, mit wertvollen Bemerkungen über das Sinnreiche der alten Bautradition: die feste Verzahnung der selbst Lawinen trogenden Blockwände, den bunten Delfarbanstrich an der Fassade als Wetterschutz des Holzes, die Kühle des Dachraums unter dem Legschindeldach, die Niedrigkeit der Zimmer als genügend für Menschen, die sich meist im Freien aufhalten, die Kleinheit der Fenster, die hinreichen, wo keine Nachbarhäuser und Bäume das Himmelslicht verdecken. — Als Scherz endlich brachte Thiersch das bayerische Holzhaus zu Ehren bei einer kunstgewerblichen Konkurrenz für Reiseandenken in Berchtesgaden: er ließ in der dortigen Schnitzerstube eine Arche Noah schnitzen in Form eines Tölzer Bauernhauses, mit dem nötigen Viehstand dazu, der in diesem Falle besonders ausgiebig ausfallen durfte.

Eine kleine Gruppe für sich bilden Entwürfe, welche die Kühnheit haben, die antiken Bauformen fast ohne Abänderung in die bayerische Bergwelt zu versetzen. So ein Projekt zu einem kleinen Bahnhofsgebäude, das mit den vier weitgestellten toskanischen Säulen seiner Vorhalle unter dem flachen Giebel dem Habitus eines etruskischen Tempels überaus nahe kommt. Bei einem Anbau an einen alten Flügel des Malterlehens (Abb. 25) in der Schönau ist ein solcher vieräuliger Portikus mit entsprechender Cella dahinter (als Kaffeezimmer) tatsächlich zur Ausführung gekommen. Hier ist das Giebelfeld nach antiker Art auch wirklich mit figürlicher Plastik (alten buntbemalten Holzfiguren) gefüllt. Das Gleiche sollte der Fall sein bei der Front eines Kurhauses für Berchtesgaden selbst, das mit seinen Wandel- und Aussichtshallen ebenfalls antiker Gestaltung in vornehmster Ruhe und Würde von seiner hohen Terrasse außen vor dem Friedhofe ins Tal herab gegrüßt hätte. Thierschs große, sorgfältig ausgeführte Blätter zeigen, wie vorzüglich diese Bauweise sich in die bewegten Linien unserer Alpenwelt eingefügt hätte. Statt dessen kam ein ganz anders gearteter Bau zur Ausführung, auch an viel weniger günstiger Stelle.

Ueber diese aufopfernde, leider oft vergebliche Arbeit im „Ausfluß für heimische Bauweise“, welche Thiersch die letzten 12 Jahre seines Lebens beständig beschäftigt, und über die Ziele, die er dabei, d. h. bei Umbauten im Gebirge,

durch Anpassung an die heimische Bauart verfolgte, hat er sich einmal selbst folgendermaßen geäußert: „Solange es sich nur um Häuser für die eingeborene Bevölkerung mit landwirtschaftlichem Betrieb handelt, können die alten schönen Bauernhäuser mit wenig Veränderungen als Vorbild dienen. Meistens gilt es aber den Bau von Sommerwohnungen für Städte, welchen die schmalen Altanen oder Lauben nicht mehr als Sitzplätze genügen, weil sie auch bei schlechtem Wetter sich im Freien aufhalten, dort frühstücken und speisen wollen. Dazu braucht man geräumige und vor Luftzug geschützte Plätze. Die Art, wie diese gewöhnlich beschafft werden, ist sehr unschön und erfüllt den Zweck nur halb. Man setzt „Veranden“ auf zahnsäckerartigen Stützen vor das Haus und schließt, um sich vor Luftzug zu schützen, die Seiten mit Glas. Diese vogelfäßartigen Anhängsel wirken bei alten Häusern wie ein Schlag in das ehrliche Bauerngesicht, bei neuen selten erfreulich. Um den alten Charakter des ausgiebigen Wetterschutzes nicht zu verlieren, bedarf es kräftiger Mauern zum seitlichen Abschluß, Pfeiler, die stark genug sind, die Wucht des weithin schattenden Daches zu tragen. Vorhallen dieser Art waren auch dem ältesten griechischen Haus vorgelegt und sind im Orient noch üblich als altbewährte Einrichtung nicht nur für den Aufenthalt im Freien, sondern auch für alle häusliche Handlung. Was aber in dem milderen Klima das ganze Jahr über gut tut, wird auch für unsern Sommer passen.“

Zu dieser originellen Idee, das Vorhandene einem ganz neuen, modernen Zweck anzupassen durch nichts anderes als eine eigenartige Verschmelzung des Gebirgshauses mit dem antiken templum in antis, gibt es in Thierschs Nachlaß eine große Anzahl von Skizzen und Entwürfen (Abb. 21—24). So stark hat ihn dieser Gedanke beschäftigt, eben wegen des unmittelbaren Anschlusses an die Antike dabei. Freilich mit einer durch den neuen Zweck durchaus begründeten Neuerung: die massiven seitlichen Außenmauern sind, damit sie nicht zu schwerfällig erscheinen und auch nicht zu viel Aussicht versperrten, in beiden Stockwerken bogenförmig ausgeschnitten. Sonst aber ist der ehrwürdige alte Habitus durchaus gewahrt, vor allem durch Einfügung kräftiger, weitgestellter Holzsäulen toskanischen Stiles als Stützen der Frontgalerien. Von solcher Art dachte sich Thiersch auch die Fassaden der mykenischen Königspaläste (vgl. unten): über den starken Außenmauern des Pronaos ein ebenfalls schindelgedecktes flaches Giebeldach. So wollte er die Megara von Mykenä und Tiryns rekonstruieren. Also selbst das allermodernste Erfordernis, hier die Bequemlichkeit der städtischen Sommergäste auf dem Lande, führte ihn geraden Weges zur bewährten Antike zurück. Es lohnte den Versuch wohl, einmal einen solchen Bau auch tatsächlich auszuführen, um seine praktischen und aesthetischen Vorzüge in Wirklichkeit zu erproben.

In Wohnhausentwürfen für Wolfsberg am Chiemsee (Hintermeier), Hohenschäftlarn (Jof. Rieger), Unterwölfen (M. Hagenhauser), Beuerberg (P. Galmburger) hat Thiersch diesen ganz neuen, durch wuchtige Kraft und Anmut zugleich höchst eindrucksvollen Bautypus aufgestellt. Mehrere Skizzen gelten dem Versuch, diesen Typus selbst für ein so kleines Objekt wie ein Wahnwörterhäuschen (Abb. 25) oder ein kleines Landschulhaus anzuwenden, dieses einmal auch mit doppelläufiger Aufgangstreppe im „Pronaos“. Eine besondere Variation aber des neuen Typus schien sich für größere Bauten zu eignen. Da wird die nischenartig zurücktretende Frontmitte seitlich nicht von starken Außenwänden, sondern von turmartig vortretenden Zimmern eingefasst. Wieder sind es antike Motive, die da hereinspielen, ein altorientalisches und ein griechisch-klassisches: das altägyptische Partchhaus (Hilani) und das hellenistische Bühnenhaus zeigen dieselbe Anordnung. Mit beiden hat sich Thiersch in eben jenen Jahren viel beschäftigt. Der Zusammenhang ist unverkennbar, besonders wenn in zwei Geschossen übereinander je 2 bis 4 antikisierende

Holz Säulen die tiefen Veranden in der Mitte tragen. So bei dem breit hingelagerten Projekt zur Bebauung der Insel im Schliersee mit einem Gasthaus bayerischen Stils (Abb. 24). Der dritte Entwurf zum Umbau des Gasthofs „Zum Grauen Bären“ in Kochel gab ebenfalls diesen Grundriß, aber im Aufbau dann eine bayerische Form.

Selbst eine weitab liegende Parallele zum bayerischen Alpenhaus war Thiersch nicht entgangen, auf die ihn schon 1883 sein Vater aufmerksam gemacht hatte, und für die er in dem prächtig illustrierten Aufsatz »Castles in the air; experiences and journeys in unknown Bhutan« von John G. White im National Geographic Magazine vol. XXV, 367—455 (Washington 1914) höchstwünschtes Material fand: Wohn-, Schloß- und Klosterbauten im hochliegenden östlichen Himalajagebiet (Bhutan), welche in der flachen Neigung des Holzdaches, ihrer Eindeckung mit großen Kegelschindeln und schweren Steinen, ihrem weiten Vorsprung zum Schutz gegen Regengüsse, der Stützung dieser Dachvorsprünge durch weit vorgegebene Balken oder Pfosten eine ganz erstaunliche Ähnlichkeit mit der Konstruktion unserer Alpenländer haben. Selbst die Art der steil aufgemauerten Baumassen erinnert vielfach an Südtirol. „Das Kegelschindeldach feiert also in den asiatischen Gebirgen seine höchsten Triumphe. Es kann dort auf das ehrwürdige Alter von 3000 Jahren zurückweisen, obwohl es alle fünf Jahre erneuert werden muß.“ Daß der Nadelholzreichtum des Gebirges und gleiche klimatische Bedingungen allein die gemeinsame Wurzel dieser frappanten Übereinstimmung seien, dabei vermochte Thiersch sich nicht zu beruhigen, da der ungeheure Schneefall in beiden Gebieten folgerichtig zu ganz anderer Dachform hätte führen müssen, einer viel steileren. So war ihm ein sonst vergessener geschichtlicher Zusammenhang mit dem ursprünglichen Wohnsitz aus Zentralasien verprengter europäischer Völker und uralte gemeinsame Bautradition wahrscheinlicher. Für den homo alpinus oder den „östlichen“ Menschen in Europa, wie ihn Hans Günther in seiner anregenden „Rassenkunde des deutschen Volkes“ (München 1922) soeben nennt — nur seelisch ein zu ungünstiges Bild von ihm entwerfend —, ist eine andre Herkunft als die aus Zentralasien ja gar nicht zu denken. Diese erste Ausbreitung und Einsiedelung innerasiatischer Stämme in Europa mit „mongoloiden“ Abkömmlingen wäre in unvordenklicher Zeit ein Vorpiel des Prozesses gewesen, der sich später im Slaventum noch einmal nachhaltiger wiederholt hat. Dieses wird in der Tat als die Durchsetzung nordisch europäischer Rasse mit mongolischen Elementen anzusehen sein. Der Instinkt des Architekten bewegte sich hier also ganz in der Richtung dieser anthropologisch jetzt zweifellos gesicherten Tatsachen. Fand er doch dort im Himalajagebiete —, was sich übrigens ebenso auch für Tibet und Nordchina feststellen läßt, — auch ein Hauptmerkmal der antiken Bauart wieder: die strenge Einhaltung der einfach rechteckigen Grundform, das Vorherrschen der horizontalen Schichtung, die Vermeidung jeder Durchbrechung des Daches, die starke Betonung des horizontalen Abchlusses, das einem mächtigen Schlußafford ähnlich wirkt, endlich die weise Beschränkung des Schmuckes auf durchgehende Frieße und Krönungen einzelner Bauteile wie Stützen, Fenster und Türverdachungen. Ja, einen Vortrag über diese fernen Bauten, gerade ein Jahr vor seinem Tode, schloß Thiersch mit den Worten: „Besser noch als von den griechisch-römischen Vorbildern können wir von den Bauten im Himalaja lernen, daß nur die größte Einfachheit und Regelmäßigkeit der Gesamtform eines Bauwerkes sich mit der Natur verträgt, wo

diese in mächtigen, unregelmäßigen Formen auftritt. Durch seine regelmäßige geometrische Form bildet das Bauwerk hier einen wohlthuenden Gegensatz zu den unregelmäßigen Berggestalten. Auch diese ferne Analogie darf uns begeistern in der Erkenntnis des Guten, das wir in unsern Bergen haben, und uns ermutigen auf dem betretenen Wege der (konservierenden) Neugestaltung fortzuschreiten.“ Und in seinen Briefen fügt er hinzu: „Ich glaube, daß die Burgen von Tiryns und Mykenä so ausgesehen haben wie die in Bhutan. Langschiebeln sind die Vorläufer der griechischen Tonplatten auf den Dächern gewesen, anfangs lang und schmal und schwach getrümmt. In diesen Bergen und ihren unzugänglichen Tälern hat sich offenbar, wie in unseren Alpen, ein wichtiges Stück antiker Baukunst erhalten. Der Beweis ist erbracht, daß man in diesem Stil nicht nur Landhäuser und Bauernhäuser, sondern auch große Hotels würdig herstellen kann.“ Auch hier verband sich seinem weiten Blick Anfang und Ende, griechische Prähistorie und modernste alpine Baubedürfnisse.

Wie sehr Thiersch, der überaus Fleißige und Tätige, sich bewußt war, in all diesen Fragen noch bei den Anfängen zu stehen, bezeugen die 1916 an einen Freund gerichteten wehmütigen Worte: „Die Menge des Unfertigen hat sich bei mir bis zum Erdrücken angehäuft. Ich sehe mich am Ende meiner Kraft — schon zweimal hat mich der Schlag gerührt —, und so vieles, was ich unternommen, muß ich verloren geben. Auch das Bauernhaus gehört zu diesen Unternehmungen. In dem deutschen Bauernhauswerk konnte nur ein kleiner Teil meiner Studien aufgenommen werden, so daß für eine weiter und tiefer gehende Forschung noch vieles übrig geblieben ist.“

So kämpfte Thiersch auf der ganzen Linie für die Erhaltung des bewährten Alten. Aber wie oft vergebens! Der fortschreitende Prozeß im Verschwinden des Alten ließ sich im Ganzen nur wenig aufhalten, die Bemühungen, das Neue im Sinne des Alten zu gestalten, hatten geringen Erfolg. So findet sich schon in einem Briefe vom November 1907 die wehmütige Stelle: „Heute ist mir die Prinzregentenmedaille von Silber (zu der später aus gleichem Anlaß noch die Krone hinzutam) überreicht worden in Anerkennung meiner Bemühungen um die Erhaltung der heimischen Bauweise. Das ist mir ein schlechter Trost. Eine einzige Ausführung nach meinen Zeichnungen wäre mir lieber!“ Und 1910 schreibt er: „Ich bin mit einem Holzhaus für Unterwölffen bei Reut im Winkel beschäftigt. Aber meine Mühe ist vergeblich; denn wie gewöhnlich sind die Arbeiten schon halbfertig, wenn der Plan an den Verein für Volkskunst gelangt. Es hätte eine kleine Sommerfrische in antis geben können!“ Dabei steht eine der reizenden kleinen Federfakzen, mit denen Thiersch's Briefe reich durchsetzt sind. — „Das Volk weiß unsre Einmischung als lästige Maßregelung der Behörde zurück. So geht es nicht weiter! Beneficia non obtruduntur!“ — „Ich leiste hier eine Sisyphusarbeit; denn niemand kann gezwungen werden, so (wie wir vorschlagen) zu bauen, und die Mode des norddeutschen Daches ist schon zu tief eingedrungen!“ — „Das Maß der Mißerfolge und Enttäuschungen ist bei mir zum Ueberlaufen voll geworden. Mich erfüllt der Wunsch, den Rest meines Lebens nicht vergeblich gearbeitet zu haben!“

Dieselbe Tragik eines vielfach vergeblichen Kampfes für ein hohes Ideal erlebte Thiersch auch auf demjenigen Gebiete, das von den Erfordernissen der neuen Zeit am unmittelbarsten berührt wurde. Am das Jahr 1910 hatte die „elektrische Kanalisation“ Deutschlands begonnen. In tausend Adern, in immer dichter werdendem Reß begannen Starkstromleitungen Berg und Tal zu überziehen. Unzählige Leitungsträger stehen jetzt an den alten Landstraßen und durchsetzen scheinbar wahllos die Fluren. Wo sie vor einer Ansiedlung am Wegesrand in einer Dorfstraße einen Teil der Energie, mit der sie geladen sind, abgeben sollen, halten sie vorher Einkkehr in einem kleinen Gebäude, in dem für die Spannungsänderungen Transformatoren aufgestellt sind. Die Gesamtheit dieser wichtigen Erscheinung,

deren Aufgabe es ist, ganze Gegenden mit Licht und Kraft zu versorgen, hat mit ihren Leitungen, Masten, Transformatorenhäuschen und Kraftzentralen bereits in vielen Teilen unseres Vaterlandes das Landschaftsbild merklich verändert. Besonders anfangs waren grobe Verunstaltungen der Umgebung erfolgt, die es den Behörden alsbald zur gebieterischen Pflicht machten, diesen neuen Gebilden menschlichen Schaffens eine erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und weiteren Verschandelungen der Gegend rechtzeitig vorzubeugen. Umfomehr, als die Bauaufgabe hier verhältnismäßig einfach liegt. Nur muß sie sich mit den technischen Anforderungen des Ingenieurs verbinden und darf nicht ausschließlich ein ästhetisches Ziel im Auge haben. Die großen Elektrizitätsgesellschaften selbst waren geneigt sich hierin beraten zu lassen, als sie erkannten, daß die Anpassung an die bodenständige Bauweise auch eine Kostenersparnis bedeuten könnte. Nur fehlte es bei der völligen Neuheit der Aufgabe noch überall an guten Vorbildern. Unter den Regierungen welche in dieser Verlegenheit und kritischen Stunde rechtzeitig eingriffen, wie im Regierungsbezirk Frankfurt a. D. oder in Elsaß-Lothringen, steht Bayern, seinen künstlerischen Traditionen getreu, oben an. Gerade weil die elektrischen Anlagen in alle Landschaften vordringen und überall dem Blick des Wanderers begegnen, mußten diese Bauwerke schleunigst zum Gegenstand künstlerischen Nachdenkens und Schaffens gemacht werden.

Unter der verständnisvollen und tatkräftigen Initiative des damaligen Oberregierungsrates G. von Nahr wurde in den Jahren 1910—13 durch mehrere Erlasse in Bayern dafür gesorgt, daß die Auswahl der Plätze für die elektrischen Masten und Träger nicht in das Belieben der unternehmenden Firma gestellt, sondern von der Zustimmung der Gemeindeverwaltung, bezw. des betreffenden Bezirksamts abhängig gemacht wurde. Die Bezirksamter selbst wurden dabei angewiesen auf interessante Orts- und Straßenbilder, Denkmäler, heimische Bauweise und Landschaft möglichst Rücksicht zu nehmen. In Aufbau, Baustoff und Farbe sollten Masten und Transformatorgehäuse möglichst unauffällig, schlicht und sachlich gehalten, reine Eisenkonstruktionen möglichst vermieden werden. Ja, es wurde (1913) ein eigener Heimatschutz-Ausschuß aus Vertretern des Landesauschusses für Naturpflege und des Bayerischen Volkskunstvereins in München eingesetzt, welchem die Elektrizitätsfirmen ihre Projekte zur Prüfung erst vorzulegen hatten. Eine mit Vertretern der Ueberlandwerke und der Bezirksamter gemeinsame Begehung der Dertlichkeit selbst mit gegenseitiger Aussprache sollte die endgiltige Einigung erleichtern. Erst dann durfte die Genehmigung zur Ausführung der elektrischen Anlagen erteilt werden. So war man eifrig bemüht die scheinbar gegensätzlichen Interessen möglichst zu vereinigen. (Vgl. A. Blöchner im Bayer. Heimatschutz 1914, Nr. 5, wo S. 66 und 70 auch einige von Thierschs Entwürfen abgebildet sind.)

Thiersch, in jenen Ausschuß berufen und von dem Vertrauen und der Anerkennung des Ministeriums getragen, nahm sich dieser Fragen und Sorgen mit einer Hingebung an, die nur derjenige ganz abschätzen kann, der die Fülle der Vorschläge zum Bau von elektrischen Masten und Transformatorenhäuschen, die Thiersch mit eigener Hand entworfen, einmal in ihrer Gesamtheit beisammen gesehen hat. Es sind an 50 Varianten, die er durchdacht und gezeichnet hat. Wohl kein Architekt von Rang hat sich mit diesen kleinen Objekten soviel abgegeben wie August Thiersch. Was ihn dabei

so stark anzog, war zweifellos die eigenartige Verschmelzung technischer und künstlerischer Erfordernisse, wie sie eben seiner Natur ganz besonders entsprach. „Ich habe mich ganz in Elektrizitätsfragen vertiefen müssen, um brauchbare Vorschläge zur Verdrängung der üblichen Scheinröhren zu machen. Es wird altbayerische, schwäbische und fränkische Typen geben. Wieviel ich durchsehe, weiß ich noch nicht; denn die Ingenieure sind eigensinnig und meinen, das Publikum solle sich an ihre Monstra gewöhnen“.

Mit den Vertretern der Isarwerke-, Amper- und Lechwerke erfolgten entscheidende Beratungen; für Sonthofen und Donauwörth arbeitete er die ersten Vorschläge aus; für Passau, Reichertsbeuern und Tölz wurde er zu Rate gezogen.

Das Allererste war den eisernen Gittermasten, welche im Anfang der neuen Betriebe von den Elektrizitätsfirmen vielfach in erschreckender Häufigkeit und Gefühllosigkeit überall aufgestellt wurden, eine gefälligere Erscheinung zu geben, bis sich herausstellte, daß, infolge der ungünstigen atmosphärischen Einwirkung auf das den Apparaten notwendige Öl, diese offenen Mastbauten untunlich sind. Die Notwendigkeit ihrer Umkleidung führte rasch zu der mehr und mehr üblich gewordenen Turmform, in der kleine Oeffnungen für die Einführung der Leitungsdrähte genügen. Daß sich die Holzverkleidung als nicht feuergefährlich erwies, wenn die Apparate mit Asbest genügend abgedichtet sind, war Thiersch natürlich sehr erwünscht. Unverkleidete Masten wollte er nur noch an abgelegenen Stellen verwendet wissen. Die Leitungen selbst sollten im Hügel- und Gebirgsland niemals in harten Geraden, sondern stets in ganz schwachen Krümmungen gelegt werden.

Zwei Typen eiserner Transformatormasten (Gobiet's offenes „Ideal“ und Martin Bartels' geschlossene Obeliskenform) — diese beiden erschienen ihm unter den vorhandenen verhältnismäßig noch am wenigsten schrecklich — waren Thiersch's erste Verbesserungsvorschläge gewidmet, ohne daß sie ihn selbst hätten recht befriedigen können. Immerhin war die Verschönerung ganz erheblich, schon in der ästhetisch soviel günstigeren Diagonalstellung der viertartig aufsteigenden Gitterkörper. Mit elegantem Schwung steigt der schlanke sich verjüngende Mast in die Höhe, weich laden oben die eisernen Raaen der Traversen aus, die Spitze bleibt von den Leitungen möglichst frei und wird zum dekorativ wohlthätigen Abschluß. Aber diese dünnen Gestelle, die Thiersch als eiserne Gespenster in der Landschaft umherzuspuhen schienen, waren seinem Empfinden auf die Dauer doch zu schwächlich. „Sobald das Gefühl der Sicherheit fehlt, ist die ganze Schönheit dahin. Denn dies ist die erste und einzige Voraussetzung für die Schönheit eines solchen Bauwerks. Die erste und wichtigste Bedingung muß auch hier sein, daß das Bauwerk nicht nur genügende Festigkeit besitzt, sondern daß es auch eine solche zeigt, sie äußerlich zum Ausdruck bringt; kurz, daß es so stabil als möglich erscheint. Eiserner Konstruktionen, die mit dem Fundament verankert sind, haben gewiß die nötige Festigkeit. Aber das Auge sieht und empfindet sie nicht. Eine gesunde Architektur sollte aber lediglich durch das Gewicht ihrer Masse die nötige Stabilität bieten. Auch Umhüllungen der schwächtigen Eisenkonstruktion mit Gips- oder Cementplatten, die den Eindruck gemauerter Türme machen sollen, wirken in ihrer Umwahrheit nur schwächlich, haltlos, charakterlos. Nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen sollte die Basisbreite eines, wie es hier der Fall ist, durch starken Zug auf Umfanten angegriffenen Turmes wenigstens $\frac{1}{3}$ der Höhe, also bei der hier technisch erforderlichen Höhe von 7 m mindestens 2,40 m sein“.

Um die Gestalt der Eisenmasttransformatoren, auf welche aus Billigkeitsgründen die Elektrizitätsgesellschaften mit Erfolg später wieder zurückkamen, für die Berggegenden und in der Nähe von deren Holzbauten einigermaßen erträglich zu machen, versuchte Thiersch u. a. den Kopf der Masten

zu einem Alpenhäuschen in Miniatur, etwa in der Form eines kleinen Heuschobers oder eines Feldkapellchens, auszugestalten, auf entsprechend verschaltem Unterbau.

Aber viel lieber war es ihm, wenn er einen stabilen, vierkantigen Turm von geschlossenem Umriß mit fester Sockelpartie und schlichtem Dach entwerfen konnte, teils mit einer noch von den Eisenmasten her übernommenen merklichen Verjüngung seines Baukörpers, teils mit ganz senkrecht aufgehenden Kanten. Die einfachsten Gestaltungen sind auch hier die besten. Seltener sind die interessanten Varianten mit sechseckigem oder kreisrundem Grundriß. Schon der Elektriker empfahl ja aus technischen Gründen den quadratischen Grundriß als den vorteilhaftesten. Daß unter den vielen Lösungen für den Aufbau bei Thiersch auch hier antike Motive unmittelbar mit einfließen und Verwertung fanden, war für ihn, bei dem alles Wissen zu neuem Leben drängte, nur natürlich. In den teilweise zur Ausführung gekommenen Entwürfen für Sonthofen spiegelt sich nicht nur das bekannte Lysikratesdenkmal von Athen wieder, sondern als damals neueste und ganz persönliche Errungenschaft auch der alexandrinische Pharos, dessen dreistöckige Rekonstruktion wir eben August Thiersch verdanken: auf hohem geböschtem Unterbau mit Kantenlisenen das Apparatenhäuschen — einmal sogar wirklich achteckig — für sich abgesetzt auf gallerieumrahmter Plattform, darüber ein zierlicher, laternenförmiger Abschluß.

Wie sehr Thiersch aber stets alles, was mit der Materie, die ihn gerade beschäftigte, zusammenhing, in den Kreis seiner überlegenden Fürsorge zog und da auch nicht das Unbedeutendste über sah, zeigt, nun da die Welt der elektrisch geladenen Drähte ihm einmal nahe getreten war, sein Vorschlag zur Verbesserung der einfachen Leitungs masten, auch der unfrer Telegraphenstangen (Abb. 26). Die starre Art, mit der bei uns die weißen Glocken der Porzellanisolatoren auf ganz geradlinigen Eisen an dem kahlen Holzmast befestigt sind, hatte ihm nie zugesagt. Unterdessen war er im Süden gewesen und hatte sich des öftern gefreut an den prächtigen großen Agaven, die dort zuweilen am Wege stehen und aus ihrem kräftigen Blätterfächer einen hohen schlanken Blütenstengel mit zierlicher Verzweigung an der Spitze nach oben entsenden. Thiersch's Vorschlag ging dahin, diesem Vorbild der Natur entsprechend die eisernen Halter der Porzellanhütchen in lebendig aufwärts geschwungener Kurve und alternierend bald kürzerem, bald längerem Zuge am Mast anzubringen, ein Hütchen auch ganz oben auf dessen Spitze. Seine Skizzen zeigen, mit welcher geringer Aenderung an jenen eisernen Haltern, wie sie jetzt überall im Gebrauch sind, ein wirklich anmutiges Gebilde an Stelle der üblichen, gänzlich reizlosen und nüchternen Gestänge gesetzt werden könnte, wie sehr unsere Landstraßen gewinnen und die Leitungen selbst sich aufs Verfühlichste in die umgebende Natur, die Landschaft einfügen würden. Skizzen von seinem zweiten Aufenthalt in Griechenland (1902) zeigen, daß er damals schon auf diesen Gedanken gekommen sein muß, andre von der Reise durch Südfrankreich (1911), daß dieselbe Pflanzenercheinung dort ihn aufs neue dazu anregte, bis er schließlich mit ganz bestimmtem Vorschlag hervortrat.

Archäologisches.

Schon aus dem Bisherigen erhellt, welch' großen und entscheidenden Anteil in Thierschs Gedanken, Plänen und Bauten das archäologische Element hat. Vom großväterlichen und väterlichen Hause her und aus eigener, innerster Neigung der Antike zugekehrt, durch den Lehrberuf beständig aufs Neue vom Altertum her angeregt, besonders im Verkehr mit den ihm befreundeten Kollegen Jos. Bühlmann, dem Schöpfer des großartigen Panoramas vom alten Rom, sowie Franz v. Reber, dem Uebersetzer Vitruvs, dann durch Reisen verschiedentlich darin bestärkt, durch die Mitarbeit bei der 1900 durch Ernst v. Sieglin in Stuttgart ermöglichten Ausgrabung in Alexandrien ganz unmittelbar damit befaßt, erhielt diese Richtung noch weiter stetige Nahrung, als einer seiner Söhne, der Schreiber dieses, das Fach der klassischen Archäologie zum Studium und Lebensberuf erwählte. Schon im Herbst 1898 hatte ich meinem Vater auf der von ihm so lange ersehnten Fahrt nach Griechenland und Kleinasien als Reisebegleiter dienen dürfen, nachdem wiederholte Exkursionen nach Italien bei ihm das Verlangen, Hellas zu schauen, immer mehr gesteigert hatten: was Italien architektonisch an hellenischen Motiven bietet, entbehre doch, wie die durch Rom vermittelte Plastik, der Ursprünglichkeit und Frische. Als ich später, 1905, nach Freiburg i. Br. kam, beginnt eine bis in meines Vaters letzten Lebensmonat hineinreichende Korrespondenz, in der er sich über alles, was ihn auf architektonisch-archäologischem Gebiete beschäftigte, neue Publikationen, Vorträge, Rekonstruktionen antiker Bauten, strittige Probleme ausführlich ausspricht. Der Text der Briefe ist durchsetzt mit kleinen, zierlich gezeichneten Skizzen oder begleitet von großen Blättern, welche gewöhnlich in mehreren Varianten die neuen Vorschläge und Lösungen zu illustrieren hatten. Es ließe sich aus diesem Material ein ganzer Band interessanter neuer Rekonstruktionsversuche zusammenstellen. Mit wahren Feuereifer warf sich Thiersch auf diese Probleme, als Architekt der Praxis die Schwächen der älteren theoretischen Versuche — und um solche handelte es sich meistens — bald erkennend. Rasch, kühn und immer originell schuf seine leicht gestaltende und spielend kombinierende Phantasie ein verbessertes Bild. Aber oft mit solch ungestümem Eifer, daß er die volle Orientierung über das ganze Tatsachenmaterial nicht immer erst abwartete und dann seine eigenen Vorschläge durch mehrere neue ersetzen mußte. Oft war bei ihm eine Idee noch nicht zu Ende geführt, als sie schon von einer zweiten überholt wurde und diese gleich darauf von einer noch leuchtenderen dritten. Und doch war es nur seine künstlerische Gewissenhaftigkeit, die sich mit keiner als eben nur der besten Lösung zufrieden geben wollte, die in immer neuen Ueberprüfungen oft zu einer wahren Selbstquälerei führte. Diese Gründlichkeit und diese Ehrlichkeit gegen sich selbst war es, die bei dem übergroßen Reichtum seiner Einfälle so manches Wertvolle am Fertigwerden bei ihm verhindert hat. Er war auch in diesen Fragen so durch und durch Künstler, daß das kritisch-wissenschaftliche Gegengewicht, welches die Behandlung gerade solcher Dinge unbedingt erfordert, dagegen zurücktrat. Er spürte dies auch, suchte darum selber ein ergänzendes Korrektiv und nahm in Ruhe vorgebrachte Einwendungen und Gegenvorstellungen dankbar an. „Von meiner

Ingenieurtätigkeit her stehe ich dem mathematischen Geist nicht fremd gegenüber, und ich habe gelernt zwischen Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Gewißheit zu unterscheiden. Mit der Forschung aber käme man nicht vom Fleck, wenn man sich mit den erwiesenen Tatsachen zufrieden geben wollte!" Freilich konnte er sich auch so fest in das Ergebniss seiner Gedankengänge verbohren, daß er von solchen, bei denen er keine Kompetenz in der betreffenden Frage voraussetzen zu dürfen glaubte, keinen Widerspruch vertrat; aber auch dann nicht, ohne gleich darauf selbst die Glut seines Befehrungsseifers lächelnd ironisieren zu können. Ungeachtet dieser Schwäche enthalten Thierschs Rekonstruktionsversuche antiker Gebäude wissenschaftlich und künstlerisch so viele fruchtbare Gedanken und Anregungen, zeichnen sich im Gesamthabitus durch eine solch technische Sachlichkeit, harmonische Schönheit und Anschaulichkeit aus, daß sie das Verstauben in der Vergessenheit nicht verdienen. Leider kann hier das Ganze nur kurz in chronologischer Gruppierung gestreift werden. Keinesfalls aber durfte in einer Darstellung des Lebenswerkes von August Thiersch diese mehr wissenschaftliche, kunstgeschichtliche Seite seiner Betätigung, welche die zweite Hälfte seines Lebens immer dichter ausfüllte, zu kurz kommen, umsoweniger als von ihr bisher nur ein sehr kleiner Teil bekannt geworden ist, trotz der unverhältnismäßig großen Opfer an Zeit und Kraft, die er selbstlos an sie gewandt hat.

Im Ganzen erweiterte sich der Umkreis seines Forschungsgebietes über das engere klassische Gebiet hinaus nur gelegentlich in den Orient hinein; um so mehr aber später über die römisch-provinziale Sphäre der Heimat hinaus in die Prähistorie seiner nächsten Umwelt hinein. Vorgeschichtliche Fragen des Barchinensadener Landes haben ihn bis in seine letzte Krankheit verfolgt. Sie noch einmal wieder aufnehmen zu können, ist noch ganz zuletzt sein sehnlicher Wunsch gewesen.

Durch die Dissertation seines Schülers Th. Dombart „Zikkurat und Pyramide“ (1915) angeregt und sich im Aufbau des babylonischen Stufenturms ganz für Dombart (gegen Kolbwey) entscheidend bemerkte Thiersch hiezu mit einer erläuternden Skizze: „Mir ist besonders merkwürdig, daß auch die Proportionalität im Aufbau des alten Turms (von Saggita) eingehalten ist, wenn man nicht die geometrische Ansicht, sondern das perspektivische Bild, wie es in einer Entfernung von der doppelten Basisbreite (180 m) erscheint, betrachtet. Es schrumpft dann die Höhe bedeutend zusammen und verhält sich die Höhe des Hauptgeschosses zur Höhe der fünf darüberfolgenden Geschosse wie 1 : 1; ebenso auch die zweite Geschosshöhe zu den darüber folgenden vier Geschossen. Oder $a : (b + c + d + e + f) = b : (c + d + e + f)$. Das heißt: jedes der beiden Hauptstockwerke ist durch die darüber liegende Masse verhältnismäßig gleich belastet. Dasselbe Gesetz befolgt die Natur im Aufbau der Pflanzen. Bei einem Lannenvipfel z. B. steht jeder Höhenabschnitt zu allem darüber folgenden in gleichem Verhältnis. — Ferner ist für mich wichtig, daß die hohen vielstöckigen indischen Tempeltürme denselben Grundgedanken befolgen. Das Ganze baut sich nur viel steiler mit vielen Abfällen auf, wie dies der Quaderbau gegenüber dem Lehmbau erlaubt“.

Kolbweys Zusammenfassung seiner jahrelangen Ausgrabungsarbeit in seinem anregenden Buch „Das wiedererstehende Babylon“ (1913) erweckte Thiersch aufrichtige Bewunderung für die Ausdauer in dieser „Maulwurfsarbeit“. „Allein Kolbweys Vogelperspektiven sind ungünstig und geben keine Vorstellung von der imposanten Erscheinung dieser Mauermassen. Bei dem Mangel an künstlerischem Detail dieser Bauten wäre eine Betonung der hohen monumentalen Wirkung der bewältigten Massen angezeigt. — Was Kolbwey für die „hängenden Gärten“ hält, ist es sicher nicht. Der Unterschied in den Mäßen ist zu groß. (Diodor und Strabo geben das Biersache an). Dagegen paßt für diesen Wunderbau das furchtbar massige Bollwerk an der Westfronte des Südbaues mit seinen 20—23 Meter hohen Mauern. Dieses Bauwerk flust

sich nach dem Euphrat zu ab und hatte einen 30 m weiten Hof, der größtenteils durch eingestülpte Mauern ausgefüllt war, um die Erdaufsichtung des Gartens zu tragen“.

Für den altkretischen Palast von Knossos, dessen erstaunliche Ruine Thiersch im Jahre 1902 besuchen konnte, befriedigte ihn die englische Rekonstruktion des Treppenhauses nicht. Er ließ eine verbesserte Lösung zeichnen und versuchte besonders eine technisch geneitische Erklärung jener eigentümlichen Kapitellform zu finden, die auf manchen altkretischen Darstellungen in kastenförmiger Gestalt wiederkehrt. Vor allem war ihm unverständlich, warum sämtliche Holzsäulen ohne Ausnahme mit der bekannten mykenischen Verzüngung nach unten rekonstruiert werden sollten, während doch in Knossos selbst deutlich Reste auch der andren Säulenart gefunden wurden, deren Schaft, wie derjenige der Säulen der späteren Perioden, sich nach oben verzüngt. — Zu Meurers Versuch, Form und Herkunft der von Durm in ihrer Eigenart verkanteten mykenischen Säule zu erklären (Jahrbuch d. Deutschen Archäolog. Instituts 1914) schrieb er mir unter unmittelbarer Beifügung lehrreicher Skizzen: „Die Hauptfrage hat Meurer nicht erkannt: den wahren Grund der tischbeinartigen Gestaltung der Stützen. Nur wo die Stütze mit dem, was darauf liegt, so fest verbunden ist wie das Tisch- oder Stuhlbein mit der Zarge, hat dieses Zunehmen der Dicke nach oben einen Sinn. Sie muß sich soweit als möglich nach oben fortsetzen, den Rahmen durchdringen und unberrückbar mit ihm verbunden sein. Der nach oben fortgesetzte Schaft wird — so muß es ursprünglich gewesen sein — von den kurzen Niegeln der Kapitellplatte, dann von den beiden Balken des Architravs umlammet und dient oberhalb des flachen Daches als Geländerpfosten (einer oberen Gallerie). Nach demselben Prinzip sind auch im chinesischen Säulenbau die Kapitele gebildet: als kurze Stücke, welche wie Backen an den Schäften befestigt sind mit Verzäunungen und Verkämmungen, wie bei dem bekannten Spiel mit dem Verzweigungsknoten. Der Wulst des Kapitells muß früher aus einer Umwicklung von Schnüren bestanden haben, die aus zusammengedrehten Weiden oder dergleichen gebildet waren“.

Lange und eingehend beschäftigte ihn ein Rekonstruktionsversuch der zuerst von Schliemann 1884/5 ausgegrabenen mykenischen Burg von Tiryns. „Mir ist schon wieder eine neue Arbeit in die Quere gekommen, die ich geglaubt hatte schnell erledigen zu können“, schreibt er am 1. Juni 1909. „Das Deutsche Museum (in München, welches bekanntlich auch das Wohnungsweien darzustellen unternommen hat,) hat mich erjucht die Zeichnungen zu einem Modell von der Burg von Tiryns zu machen. Dies schien mir eine verlockende und lohnende Arbeit auf der soliden Grundlage von Dörpfelds Ausgrabungen und Aufnahmen. Jedes Jahr hat mich in meinen Vorlesungen das Problem des Aufbaues dieser Burg gereizt. Aber nie habe ich bis jetzt Zeit gefunden mich damit eingehend zu befassen“. Schon früh erkannte Thiersch die Anzeichen verschiedener Bauperioden. „Es ist klar, daß mit dem Palast ein Umbau vorgenommen worden ist. Zu dem früheren Stadium oder dem älteren Plan gehört das große östliche Hallentor (erstes Propylon) und die ihm parallel laufende Mauerzüge links und rechts. Dann die ebenfalls nicht zu dem späteren regelmäßigen Plan passenden Mauerzüge im Westen des Megaron. Der ältere Plan war offenbar einfacher und regelmäßiger und mußte einem komplizierteren für neue Ansprüche und Bedürfnisse weichen. Die Frauenwohnung — die Frauen haben immer die Hauptschuld an allen baulichen Schwierigkeiten! — erhielt einen zweiten Binnenhof und Gemächer für den vergrößerten Hofstaat, die Männerwohnung einen besonderen Innenhof getrennt von dem großen Außenhof. Dieser mußte sich infolgedessen sehr stark nach Süden erweitern, wo die großen Bollwerke vorgebaut worden sind. Nur so erklärt sich die gedrückte und in den Winkel geschobene Stellung des großen Ost-Propylons. Es kann nicht für diesen Platz geschaffen worden sein und fordert eine Ergänzung durch den noch teilweise in den Fundamenten erhaltenen Flügel“.

Den Aufbau des Herrenhauses, seiner Hallen und Zugangstore dachte sich Thiersch in einer Art frühdorischen Stils. D. h. er ließ sich trotz aller

Warnungen nicht davon abhalten, jenes „brotleibförmige“ altertümliche Kapitell, das Dörpfeld richtig dem dorischen Tempel zuwies, der später auf den Trümmern des mykenischen Palastes erbaut worden war, als schon von diesem herstammend zu betrachten und demgemäß zu verwerten. Das war zweifellos ein Fehler. Aber unabhängig davon besteht zu Recht die Annahme, daß die architektonisch hervorstechendsten Räume des ganzen Baukomplexes mit flachen Giebelböden eingedeckt waren. So wie dies, der herrschenden Meinung entgegen, welche alles ganz flach wie in einer Eisenpfanne gedeckt sein läßt, 1896 schon J. Bühlmann und F. v. Reber mit guten Gründen verteidigt haben und neuerdings auch E. Schuchhardt (Akteuropa, S. 217) mit Nachdruck betont. Treffend sagt dieser: „Es wäre auch nicht einzusehen, woher der spätere griechische Tempel sein Giebeldach haben sollte, wenn das mykenische Megaron, aus dem er sich in allem entwickelt hat, es nicht gehabt hätte“. Thiersch vermied aber auch hier übertreibende Schematisierung: „Wir haben also auf den Toren und der Vorhalle des Hauptfaales Satteldächer. Aber nicht alle Dächer waren so beschaffen, sondern manche Teile des Palastes müssen ein flaches Lehnterrassendach gehabt haben. Schließlich komme ich darauf, daß die Dächer in der Hauptachse wie bei den Tiroler Schlössern und Tiroler eng gebauten Dörfern gewesen sein muß“, nämlich mit z. T. flachen, z. T. steilen Dächern.

Die Megara von Tiryns wurden also von Thiersch mit Dächern und Giebeln gezeichnet, die unmittelbar an den Holzstil unsrer Alpen erinnern. Wichtig bleibt in jedem Fall das Fazit: „Der Palast in Tiryns ist wenigstens zweimal umgebaut worden“. Dauernden Wert haben diese Ansichten, welche über den Zustand vorbereitender Blätter leider nicht hinausgekommen sind, aber auch dadurch, daß sie die bisher einzige Darstellung der ganzen Burg von Tiryns sind, die dieser diejenige Bedachung gibt, welche sich mehr und mehr als die richtig erschlossene erweisen wird. Soeben macht sich, wie verlautet, ein französischer Architekt daran ein neues Rekonstruktionsbild zu entwerfen, im Gefühl der Unrichtigkeit des früheren Versuches von Ch. Chipiez, welcher sämtliche Dächer in Tiryns in asiatischer Weise als flache Terrassen angenommen hatte. Man darf gespannt darauf sein, wie weit sich dies neue Bild mit Thiersch's Vorschlägen decken wird.

Als 1906 Adolf Furtwängler's Werk über die Ausgrabungen am Aphaeatempel auf Megara erschienen war, befaßte sich Thiersch alsbald intensiv mit diesen Ergebnissen. War er doch selbst bald nach der Grabung 1902 auf der Ruinenstätte gewesen, und waren Furtwängler als Assistenten bei der Kampagne Thiersch's ältester Sohn und Thiersch's Schüler und alexandrinischer Mitarbeiter, Ernst Fiechter, zur Seite gestanden. Die architektonische Behandlung des Aphaeatempels hatte Fiechter schon 1904 als Promotionschrift bei der Technischen Hochschule München eingereicht. Thiersch ging aus von einer kritischen Prüfung des architektonischen Befundes und der dafür vorgeschlagenen Bewertung, wurde aber bald auch tief in die äußerst schwierigen, selbst heute noch keineswegs gelösten Probleme der figürlichen Giebelkompositionen hineingezogen. Ja, er hat sich sieben Jahre lang grübelnd und einsam mit diesen Schwierigkeiten abgequält, schließlich 1913 seine Untersuchungen nur in einem ungedruckt gebliebenen Aufsatz zusammenfassend. Wie wertvoll diese sind, selbst auf dem Thiersch ferner liegenden Gebiete, dem rein plastischen, nicht nur dem architektonischen, beweist die Tatsache, daß erst durch Thiersch ein Rätsel, für das Furtwängler

nur eine unwahrscheinliche Verlegenheitshypothese als Erklärung hatte vorschlagen können, seine richtige Lösung gefunden hat. Das Vorhandensein einer dritten Giebelgruppe und eines dritten Firsatroters ist nämlich nicht zu erklären als eine unterlegene Konkurrenzarbeit, sondern als ursprünglicher Schmuck des Front(Ost)giebels, der um 490 vor Chr. bei einem Handstreich der persischen Flotte zerstört worden war und raschen Ersatz verlangt hatte. Diese einleuchtende Erklärung ist heute Allgemeingut geworden, nachdem sie Paul Wolters, Furtwängler's Nachfolger in München, in seine Neubearbeitung des Glyptothekskataloges und in seinen „Aeginetischen Beiträgen“ zustimmend aufgenommen hat (1912). Aber Thierich's einmal angefachter Spürsinn ging noch weiter. Er hat zum erstenmal wenigstens einen Versuch gemacht den ursprünglichen „vorpersischen“ Ostgiebel in seiner Figurenkomposition zu rekonstruieren, mit einer Gruppe sehr ähnlich dem ihr dann gefolgten Erlaße, die „Zurücktaumelnden“ darin nur weniger stark hintenüber geneigt. Für die besser erhaltenen Figurenreste des ursprünglichen Ostgiebels nahm er eine pietätvolle spätere Aufstellung innen an den Seitenwänden des Propylons an: darauf führten ihn außer der Fundstelle dieser Fragmente ihre auffallend geringe Verwitterung und, wie er glaubte, Spuren nachträglicher Abänderung und Befestigung ihrer Fußplinth. Daß das Propylon in einer ersten Fassung keine Pfeilerstützen besaß, sondern seine Architrabe, nur an den beiden Enden auf vortragenden Konsolsteinen aufliegend, in der Mitte frei schwebten, erschloß er aus nicht beachteten Blöcken eben dieser Form. Für ihn, den Architekten, aber war das Wesentlichste die noch von niemandem erkannte Existenz eines „vorpersischen“ Tempels, der dem archaischen, nach Thierich zweischiffigen, Bau des frühen 6. Jhrts. gefolgt sei und schon fast ebensovoll wie der Tempel der heutigen Ruine dessen ganz unmittelbarer Vorläufer gewesen sein müßte; entsprechend dem älteren Propylon nur etwas mehr n. ö. orientiert als sein Nachfolger, nämlich gerade auf die Zisterne hin. Dieser nach kurzem Dasein von den Persern zerstörte Bau wäre ebenfalls schon ein Peripteros — nicht nur ein Antentempel — gewesen, und aus seinen Giebelfeldern stammten nach Thierich auch die ersten Figurengruppen. Die verhältnismäßig wenig beschädigte Gruppe der hinteren Westfront wäre beim neuen Tempel, der dann entgegen der jetzt herrschenden Annahme erst nach 480 vor Chr. als vollständiger Neubau entstanden wäre, mit einigen Fickungen wieder verwendet, für dessen Fassade aber die neue Ostgiebelgruppe ganz frisch erstellt worden. Auch zwei noch ältere, bescheidene Bauphasen des Aphaia-Heiligtums glaubte Thierich in ihrem Plane festlegen zu können. „Je mehr ich mich mit Regina beschäftige, umso mehr enthüllt sich mir eine reiche Vorgeschichte des Tempels. Es gibt eine ganze Entwicklungs-geschichte des dorischen Tempelbaues, vom Holz- bis zum Steinbau“. Eine Prüfung von Thierich's Vorschlägen durch eine Nachuntersuchung des Tempelfundamentes und seiner nächsten Umgebung zur völligen und sicheren Aufklärung seiner Vorgeschichte wäre sehr zu wünschen. Thierich selbst hoffte noch darauf, in der gewissen Erwartung seine Vermutungen bestätigt zu finden. „Schade, daß ich nicht bei Furtwängler's Lebzeiten Zeit gehabt habe mich in das Wirrsal seines Aphaiawerkes zu vertiefen! Er würde sonst selbst gestanden haben: Ja, ich habe mich geirrt!“

Thierich verdanken wir weiter die künstlerisch beste Rekonstruktionszeichnung zu einem der vollendetsten und eigenartigsten Werke der griechischen Architektur: dem entzückend seinen Rundbau des Asklepiosheiligtums von

Epidaurus*). Grundriß, Ansicht und Querschnitt hat er 1908 zu meinem damals in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur erschienenen Aufsatz über antike Musikbauten beigezeichnet. Wenn sich seither auch herausgestellt hat, besonders durch das genauere Bekanntwerden eines ganz entsprechenden, nur wenig älteren und z. T. noch reicher durchgebildeten Rundbaues in Delphi, daß neben der Musik die Festbanketts im Innern eine größere Rolle gespielt haben werden, als ich damals annahm, wenn in der Mitte des Ganzen auch ein städtischer Opferherd statt eines Musikerpodiums anzusehen ist, und der Bautypus damit sicher zu den Prytaneen gerechnet werden darf, so tut das alles dem architektonischen Aufbau, wie wir ihn dort annahmen, nicht den mindesten Eintrag. Die kassettierte Holzkuppel in Halbkugelform im Innern und die feingeweihte Kontur des abgesetzten Kegeldaches hatte vorher niemand so anzusehen gewagt. Ähnlich festlich muß auch der Rundbau des Prytaneions in Athen gewesen sein, wo neben den städtischen Beamten die Ehrengäste der Stadt verköstigt wurden.

Im Anschluß an die Rotunde von Epidaurus versuchte sich Thiersch auch an einer neuen Rekonstruktion des großen geschlossenen Rundbaues von Samothrake, der den nächtlichen Mysterienfeiern und orgiastischen Tänzen zu Ehren der großen Göttermutter dort als Sanktissimum diente. Wieder war es, wie so oft, die Decken- und Dachbildung, deren Schwierigkeit ihn konstruktiv und künstlerisch anzog. „Der hohe Gipfel des Daches, das nur lose auf den Mauern saß wie ein Lampenschirm auf seinem Reif, deutet auf eine innere Dachstütze oder auf einen Ersatz derselben durch eine Hängesäule. Diese ist mit einer Kuppel unvereinbar. Auch das unmittelbare Aufsitzen des schrägen Kegeldaches auf den Umfassungsmauern (bei Niemann) befriedigt nicht. Die korinthische Säulenordnung (im Innern unmittelbar darunter) ist dafür zu fein organisiert. Auch mit dem Sprengwerk unter dem Dach ist es nichts. Das gibt immer eine zu große Verwirrung, die auf keinen Fall dem antiken Geist entspricht. Ich mache also von den vorhandenen Strebenfüßen den bestmöglichen Gebrauch durch Konsolen in Gestalt von Tänzerinnen, welche in Anbetracht ihrer gefährlichen, schwindelerregenden Situation mit Flügeln ausgerüstet sind. Ich weiß sonst nicht über die Schwierigkeiten wegzukommen“. Wie in einem Logentheater stattete Thiersch dann den Innenraum für c. 400 Zuschauer mit Sitzreihen und balkonartig eingezogenen Holzgalerien aus, die der eigentümlichen Abarbeitung der unteren Wandquadern auf ihrer Innenseite zufolge z. T. nicht im ursprünglichen Bauplan gelegen haben können.

Der schöne Versuch seines Kollegen Bühlmann das Maussoleum von Halikarnas zu rekonstruieren (Zeitschr. f. Gesch. d. Archit. Jahrg. II) regte auch Thiersch zu neuen Versuchen an diesem Schmerzenskind antiker Bauprobleme an. Er kam dabei sogleich zu der richtigen Ueberzeugung, daß die von dem holländischen Gelehrten J. Siv angenommene Vermutung, das Säulengeschloß unter der Dachpyramide habe an den beiden Schmalseiten Giebel gehabt, eine bare Unmöglichkeit ist.

Im Oktober 1898 war Thiersch gelegentlich seiner griechischen Reise und auf ausdrückliche Einladung Theodor Wiegands einige Tage Gast der Ausgrabungsleitung von Priene gewesen. Die Aufdeckung dieses kleinasiatischen Pompeji war damals noch im Gange. Mein Vater bot zum Dank sogleich seine Dienste für Aufnahmen und Rekonstruktionen an, zeichnete nach genauen Maßen den singulären Rundbogen, der von Osten her zum Markte führt,

*) Das neuere Rekonstruktionsbild, das P. Kabbadias (Sitzungsber. der Berliner Akad. d. Wiss. 1909) mitteilt, ist ästhetisch ein Rückschritt.

und begann Wiederherstellungen einzelner Gebäude, wie des Rathhauses, von Wohnhäusern, so wie des gesamten Stadtbildes, welches ihn in der Schönheit seiner Plananlage aufs stärkste anzog. „Zum erstenmal bietet sich hier das Gesamtbild einer griechischen Stadt mit ihren Straßen und öffentlichen Gebäuden nach einheitlichem Plane errichtet: Alles wohl zusammenhängend und durchdacht. Durch die ganze Anlage geht ein Zug von Schlichtheit und Größe: das durch alle Jahrhunderte dauernde Erbtteil griechischer Art und Kunst“.

Unglücklicher Weise fielen gerade in jene Zeit heftige Angriffe Furtwänglers in München gegen die Berliner Archäologie. Da durfte es Wiegand, der Thiersch's Gastgeschenk mit hoher Freude begrüßte, zu seinem eigenen Schmerze nicht wagen, einen Münchner Architekten zur Mitarbeit an dem Unternehmen der Berliner Museen zu gewinnen. Als nach langen Jahren aber ein als Wandtafel gedachtes Blatt erschien, das die antike Landstadt Priene in Vogelperspektive und Vierfarbendruck rekonstruiert zeigt, vermochte Thiersch nicht ohne Bitterkeit an jene damals vorübergezogene Gelegenheit zurückzudenken. „Dies Blatt steht ganz auf dem Niveau der Kellernbilder, welche Fabriken und große Geschäftsräume von ihren Anlagen in Wirtshäusern, Bahnhöfen und dergleichen anhängen mit schreienden Farben und ohne jeden künstlerischen Wert, gefertigt von Baukünstlern, die dafür eine mäßige Bezahlung nehmen. So was kann jeder Baugewerkschüler machen. Es ist die ungünstigste Auffassung, die sich denken läßt; kein Mensch hat Priene so sehen können! Was ließe sich von dieser herrlich gelegenen Stadt für ein prächtiges Bild machen, das ihrer einstigen Erscheinung im Hintergrund des Hafens und am Fuß des Burgberges entspricht! Wenn es auch nur eine geometrische Ansicht wäre, wie ich sie an Ort und Stelle aufgetragen hatte, — es war eine Bleistiftzeichnung (von Drien her gesehen mit den feinen Berglinien im Hintergrunde und dem in Stadtbilde stolz dominierenden Athenatempel von vorne), und was bei einigen Gebäuden zu berichtigen war, hätte leicht verbessert werden können. Nun darf sich Berlin mit Dilettantenarbeit zufrieden geben. Im Interesse der Altertumsforschung ist das nicht. Hier kommt es doch darauf an die Kunst der Stadtanlage ins günstigste Licht zu setzen.“

Da war es für Thiersch eine wehmütige Freude, als er 1908 von der Leitung des Deutschen Museums in München gebeten wurde für dessen Abtheilung „Wohnbau“ das Modell eines antiken Wohnhauses anfertigen zu lassen. Er wählte dazu das Wohnhaus „in der Mulde“ in Priene, verwendete dabei auch Studien, die er an älteren Wohnhäusern des heutigen Athen (Abb. 27—29) als noch kaum beachteten Ausläufern ihrer antiken Vorgänger gemacht hatte, und ließ den Obertheil des zweigeschossigen Modells aufklappbar anfertigen, um auch das bemalte Innere deutlicher zeigen zu können. Die instruktive Darstellung ist bisher nur ungenügend in Neuburger's „Antiker Technis“ (1920) abgebildet worden (S. 319, Abb. 416).

Wieder war es eine ungewöhnliche und schwierige Dachkonstruktion in Holz, die Thiersch reizte, für die neugefundene große sechs-schiffige Markthalle auf Delos eine bessere Lösung zu versuchen, als sie 1909 der Franzose Leroux etwas nüchtern und plump über dem weiten Raum mit den hohen jonischen Säulen und basilikalem Oberlicht in der Mitte vorgebracht hatte. (Der ganze Dachstuhl war offen sichtbar). „Der griechische Zimmermann würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er von dieser Zumutung wüßte!“

Ähnlich lag es bei dem Zentralbau in der sogen. Hadriansstoa zu Athen. Hier handelte es sich freilich um eine Eindeckung anderer Art: gemauerte Gewölbe und die damals noch neue Schwierigkeit eine Kuppel richtig und leicht über einem weiten quadratischen Kernbau schweben zu lassen. Bei seinem Aufenthalt in Athen 1898 hatte kein Bau Thiersch so sehr beschäftigt, als diese etwas verwahrloßt daliegende Ruine des römischen Athen, deren

Grundriß von ungewöhnlicher Schönheit und Großartigkeit zwar durch einen Plan Dörpfelds in gewohnter musterhafter Sauberkeit vorlag, um dessen konstruktiven Aufbau und umherliegende Reste, wie auch heute noch, sich aber niemand gekümmert hatte. Dabei handelt es sich um nichts Geringeres als die Reste der Hochschule, durch die Kaiser Hadrian in Verbindung mit einer eigenen Bibliothek dem absterbenden Athen noch einmal einen neuen, hellen Glanz hatte verleihen wollen. In einem großen rechteckigen Hallenhof, dessen korinthisch flankierte Portalwand im Westen noch aufrecht steht, und der zu Bücher- und Hörsälen gegenüber im Osten führte, lag einst ein freistehender Mittelbau von höchst eigenartigem Grundriß: ein feierlicher, vermutlich als „Aula“ für Festakte dienender Repräsentationsraum (vielleicht das „Pantheon“ des Kaisers*), in dessen Ostapsis, wie ich annehme, als herrliche Verkörperung von Hellas und lautes Bekenntnis zur geistigen Ueberlegenheit und nationalen Würde des klassischen Griechentums jene Athena-statue stand, die, eine Kopie der phidiasischen Pallas vom Schlachtfeld von Plataä in pentelichem Marmor, verstümmelt uns heute noch im sog. Torso Medici erhalten ist. Mein Vater war überzeugt, hier die Grundlagen und das Vorbild des römischen wie des byzantinischen Zentralbaues, besonders der Sophienkirche in Konstantinopel gefunden zu haben. Hatte dieser antike Bau doch selbst später als eine Kirche der „großen Gottesmutter“ gedient. Im Herzen Griechenlands also, nicht in Kleinasien, wie Strzygowski es verfiel, sah Thiersch den Ausgangspunkt, das früheste Hauptbeispiel des neuen Typus. Er hat den Bau auf großen, für den Unterricht an der Münchener Technischen Hochschule bestimmten Wandtafeln auftragen lassen und bemerkt dazu: „Der Grundplan liegt mit Ausnahme der schmalen, narthexförmigen Vorhalle völlig klar. Der quadratische Mittelraum (von 15,10 m Seitenlänge) ist auf allen vier Seiten durch bedeutende halbkreisförmige Ausbauten erweitert. Drei von diesen sind von Seitenschiffen umzogen. Die Art und Weise, wie diese Seitenschiffe an den Ecken zusammenschließen und ein äußeres Biered betonen, erscheint vollkommener als bei allen christlichen Zentralbauten dieser Art. Am verwandtesten ist noch S. Lorenzo in Mailand (sicher zuerst auch mit quadratischem Mittelraum!). Die in den drei großen Apfiden halbkreisförmig angeordneten Säulenstellungen müssen bei dem Mangel von zertrümmerten Architrabsteinen in Bogen aus Ziegelwerk überdeckt gewesen sein. Gegen diese Bogenstellung lehnte sich ein ringförmiges Sonnengewölbe. Diese gewölbten Umgänge hatten ein Obergeschloß mit 0,40 m starken Säulchen; auch dieses muß überwölbt gewesen sein. Diese umlaufenden Gewölbe lehnten sich gegen die Halbkuppeln der drei säulengetragenen Credren, und über diesen erhob sich als Eindeckung der quadratischen Mitte ein achteckiges Kuppelgewölbe, dessen mächtiger Schlussstein verstümmelt noch erhalten ist. Er ist durch eine 1,40 m große achteckige Platte gebildet und in der Mitte durchlocht zur Aufnahme einer Eisenstange, welche einem dekorativen Aufsatz, ähnlich dem am Windeturm, Halt geben mußte.

Von allen griechischen Bauproblemen aber hat sicher keines Thiersch so intensiv und andauernd beschäftigt als die heiß umstrittene Frage nach der Gestalt des klassisch-hellenischen und hellenistischen Bühnenhauses. Seit dem Erscheinen des einschneidenden Buches von Dörpfeld und Reich (1890) hat er nicht aufgehört in immer neuen Skizzen und Versuchen sich die Möglichkeit, ja Notwendigkeit der eben von Dörpfeld bekämpften „hohen“ Bühne klar zu machen, bis in sein letztes Lebensjahr hinein. Thiersch's Hochachtung vor Dörpfeld's Verdiensten und Persönlichkeit war im übrigen unbegrenzt.

*) Gewöhnlich gilt er als ein späterer Einbau in den Hof, der zuerst nur ein langes Wasserbecken in der Mitte hatte. Mein Vater hielt das zentrale Gebäude trotzdem für eine noch hadrianische Zutat.

In seinen griechischen Reisetagebüchern heißt es: „Das deutsche archäologische Institut in Athen verdankt sein Ansehen Prof. Dörpfeld's fruchtbarer Tätigkeit, der die deutsche Forschung an die erste Stelle gerückt hat. Ohne seinen Rat wird von Griechen, Amerikanern und Österreichern nichts unternommen. Der Gedanke hat mich stets mit Stolz erfüllt, daß ein deutscher Techniker, ein Architekt es ist, der durch sein Eingreifen die Altertumsforschung so gewaltig vorwärts gebracht hat: ein Mann der Tat“. — „Dörpfeld kennen zu lernen und mit ihm zu verkehren war ein Hauptziel meiner Reise“. Eine persönliche Aussprache zwischen Beiden in Griechenland selbst hatte zu keiner Annäherung in der Bühnenfrage geführt: jeder blieb nach wie vor auf seinem Standpunkt. Als 1914 E. Fiechter's Buch „Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters“ mit einer öffentlichen Widmung an August Thiersch als Dank des Schülers an den von ihm wie ein Vater verehrten Lehrer erschien, da entbrannte durch die neuen darin gegebenen Anregungen das Feuer noch einmal lichterloh. „Die antike Theaterwelt hat mich so ganz gefangen genommen, daß ich kaum merkte, was um mich vorgeht“. (24. Nov. 14). „Ich stehe immer noch im antiken Theater. Merkwürdig, daß dieses ein noch nicht wieder erreichtes Ideal in Bezug auf gutes Sehen und Hören, und gewiß auch in der Schönheit war. Seine Form wieder herzustellen bin ich heiß bemüht“. Thiersch selbst hat über diese Fragen niemals etwas veröffentlicht, aber es hat sicher niemanden gegeben — unter den Philologen nur Erich Bethe, unter den Archäologen etwa nur Otto Buchstein —, der ein unerschütterlicher Anhänger der alten Anschauung und ein überzeugterer Gegner der Dörpfeldschen These gewesen wäre, als ihn. Davon, daß in hellenistischer Zeit auf erhöhter Bühne gespielt worden ist, hat man sich unterdessen ja auch sonst mehr und mehr überzeugt. Daß dies ebenso auch schon zur Zeit der großen Dramatiker selbst, im 5. Jh., der Fall war, obwohl es nicht glatt bewiesen werden kann, galt für Thiersch als selbstverständlich. Ueber dem Proskenion mit seinen steinernen Halbsäulen als Unterbau nahm er ein schon frühe zweistöckiges Gerüst mit weiten Öffnungen, die der Befund von Ephesos nun sichert, in reiner Holzkonstruktion an; davor und niedriger ein Musikerpodium, die vielgeschmähte „Thymele“, auf welche auch die archäologische Forschung (M. Friedenhans, Die altgriechische Bühne (1912), S. 86 f.) schließlich wieder zurückzukommen im Begriffe steht.

„Man soll sich doch erst klar machen, wo eigentlich die Musiker gesessen sind! Sie brauchen ja den Platz blutnützig, wenn die Schauspieler herumspazieren sollen. Die Musiker können auch nicht auf dem Plaster sitzen mit ihren stimschwachen Instrumenten; sie müssen auf einem tiichhohen Podium plaziert werden, das mittlont. Vergleiche das Experiment mit der Stimmgabel, deren Schwingungen man erst hört, wenn man sie auf einen umgestürzten Kasten setzt. Dies hat auch Moriz (Das antike Theater und die modernen Reformbestrebungen im Theaterbau, 1910) sehr klar auseinandergesetzt. Dies Musikerpodium muß vom Proskenion um 2 bis 3 Meter weit abgerückt gewesen sein, so daß hinter ihm die Zugänge durch die Türen des Proskenions freibleiben, aber auch Treppen zu ihm hinauf angelehnt werden konnten. So bekommen die Pinakes als Reflektoren und Verstärker des Schalls der Musik erst einen rechten Sinn“. „Wie kommt es, daß noch niemand daran gedacht hat ein Musikerpodium wie einen Experimentiertisch vor der Bühne aufzustellen oder wie einen langgestreckten Altar vor einer Tempelfront? Im sizilischen Akra glaubte Thiersch eine solch schmale Musikerestrade (mit 14,5 m Länge, 2,3 m Breite und 0,5 m Höhe) der Proskenionmitte ganz unmittelbar vorgelegt zu erkennen.

Was Thiersch am Aufbau des ganzen Bühnengebäudes am meisten beschäftigt, was er auch in Fiechters Rekonstruktionsversuchen nicht genügend berücksichtigt fand, war wieder das Problem der Dachbildung, das er, als Wetterchutz für die Bühnenwand selbst, nicht zu kümmerlich forderte. „Das Bühnendach ist für den Schauspieler ebenso notwendig wie der Bretterboden des Logeion“.

Als Form des Daches wählte er das Satteldach, ausgehend von dem erhaltenen Rest der freilich erst aus römischer Zeit stammenden Ruine zu Patara in Lykien. Aus konstruktiven Gründen kam er zu der Norm: „Der Vorprung des Daches ist niemals größer als sein Auflager auf dem Mauerwerk und den vorgestellten Stützen. Immer ist der Schwerpunkt gut unterstützt. Dies ist die erste und wichtigste Aufgabe der Säulenstellung auch auf der römischen Bühne, nicht Prachtentfaltung. Ein schönes Beispiel dafür, wie die Alten es verstanden haben aus der Not (Schalldeckel und Wetterschutz) eine Tugend zu machen. Dazu kam das Streben nach möglichst geringer Tiefe des Bühnengebäudes (als Träger der „Reliefbühne“). Dies ermöglichte im Obergeschloß von selbst weite Ausblicke in die dahinterliegende Landschaft“.

„Die Bedingungen des guten Hörens sind für die Musik andere als für das gesprochene Wort. Für das Ogeion des griechischen Theaters bildete das wagrechte Bühnendach keinen schädlichen Reflektor. Denn der Schall wird sofort nach unten abgelenkt und nachhall gelangt nicht zu den Seiten des Zuschauerraums. Zudem überschreitet die Wegdifferenz zwischen dem direkten Strahl und dem reflektierten Schallstrahl nicht das akustisch zulässige Maß von 17 m. Ebenso darf der Abstand des Schauspielers von der Bühnenrückwand nicht größer als 8,5 m sein, wenn nicht der Nachhall schädlich sein soll. Daher die geringe Tiefe der griechischen Bühne. Anders ist dies bei der Musik, bei der die Töne nicht so schnell aufeinanderfolgen wie die gesprochenen Laute. Bei den großen römischen Theatern, wie in Orange und Apsandos, und ihren hochgelegenen, gegen den Zuschauerraum ansteigenden Pultbänken hat man wahrscheinlich nur an Musik gedacht, die ähnlich wie die kirchliche in ihrem getragenen Tempo dem großen Raum angepaßt war. Hier schadet der Nachhall nichts, wenn er nicht allzu lang hinterher kommt und dadurch zum Echo wird. Das Bühnendach des griechischen Theaters war dagegen hauptsächlich zum Schutz des hölzernen Bühnenpodiums und dessen resonierender Eigenschaft notwendig. Immerhin hält es auch einen großen Teil der Schallwellen zusammen, die sonst in der Luft verloren gehen. Die kassettierte Bühnenbede wirkt schallzerstreuend, nicht wie ein glatter Spiegel“.

„Nur dies noch: daß die Pinates des Prosceniums das Aussehen von Türen haben, kommt davon her, daß bei der Zusammenfügung einer Holztafel von c. 1 m Breite dieselben Bedingungen für den Schreiner gelten wie bei der Herstellung eines Türflügels. Eine ungeteilte Holzfläche bekommt Risse oder Spalten. Es müssen kleinere Tafeln gebildet und so in Rahmen gefügt werden, daß sie sich bewegen können. Das Holz verändert seine Größe nur in der Längsrichtung seiner Fasern“.

In dieser Weise hat Thiersch in Skizzen (Abb. 30 und 31), und ausgeführten Zeichnungen die Bühnengebäude von Dropos, Eretria, Epidaurus, Ephejus (dreigeschossig), Delos rekonstruiert. Schwierige Sonderfälle wie Athen, Megalopolis und Pergamon lockten ihn besonders. „Kaiser Nero's Loge (in Athen) ist nicht von Stroh gewesen!“ Diese seine Wiederherstellungsversuche unterscheiden sich von allen anderen Bühnenrekonstruktionen durch harmonische Geschlossenheit und eine Sicherheit des Tektonischen, besonders in der kräftigen Entschiedenheit der Bedachung, wie sie eben nur ein in der Baupraxis, besonders im Holzbau und Zimmerwerk wohl erfahrener Meister mitbringen konnte, der zugleich wie kein zweiter ein geschultes Auge für fein abgewogene optische Verhältnisse und akustisch praktische Erfordernisse besaß. Darum müssen diese Skizzen auch auf denjenigen einen wohlthuenden und anziehenden Eindruck machen, welcher in der antiken Bühnenfrage auf dem Standpunkt des Gegners steht. Mag auch die Frühzeit der griechischen Bühne infolge Mangels an erhaltenen Resten wissenschaftlich immer in einem gewissen Halbdunkel bleiben müssen, rein künstlerisch geben die Blätter Thierschs in dem breit und ruhig hingelagerten Bühnenhaus, seiner klaren schlichten Gliederung und der lustigen Transparenz seiner Gallerien dem lebhaften Spiel auf den Brettern die günstigste Folie.

Auch den römischen Bauwerken hatte Thiersch ein lebendiges Interesse zugewandt. Schon der etruskische Tempel mit seinem alpinen Charakter

war ein Objekt, das er geradezu liebte und mit seinem weit ausladenden Dach besonders gerne darstellte. Für die Basilika in Pompeji hatte er mit getreuer Verwendung der vorhandenen Reste ein ansprechenderes Bild (mit offenem Mittelraum) als das übliche bei Mau entworfen, leider aber ebenfalls nicht veröffentlicht. An der ursprünglichen Gestaltung des Pantheons in Rom, Einspruch erhebend gegen Fr. Volz's irreführende Darstellung des Innern (ganz ebenso wie das jetzt R. Worrnann, Arch. Anz. 1921, 249 ff. getan) hat er sich mehrfach versucht. Eine Reise nach Südfrankreich (1910) machte ihn mit zwei stolzen, hochgelegenen Ruinen bekannt, deren zeichnerische Wiederherstellung ebenfalls so stark lockte, daß wenigstens die Studie über die eine von ihnen im Druck erschienen ist. Sie galt der „La Turbie“ genannten Ruine an der französischen Riviera bei Monaco, dem hochragenden Rest des „Tropaeum Alpium“, das im Jahre 7/6 vor Chr. zu Ehren des Kaisers Augustus errichtet, die Erinnerung an die Unterwerfung der Alpenvölker festhalten sollte. Auf Grund eigener Messungen an Ort und Stelle und kritischer Analyse der französischen Rekonstruktion kam Thiersch zu einem etwas andren Bild als Formige: zu einem schlankeren und höheren Aufbau, damit zu einem freudig sieghaften Gesamteindruck, der dem Triumphbau besser ansteht als die etwas düster schwere Baumasse des Franzosen. Dazu wurde Thiersch, der sonst die breiten Proportionen bevorzugte, notwendigerweise geführt durch die Erkenntnis, daß die erhaltenen Reste des dorischen Frieses unmöglich über der großen Säulenstellung, die den zylindrischen Mittelteil des stolzen Siegesmonumentes umzog, gehört haben können, sondern einem schwächeren, kleineren Geschos weiter oben angehört haben müssen. „Die Nischen im Rundbau sind anders zu verteilen, so daß in der Mitte jeder Seite ein Pfeiler kommt. Bemerkenswert ist, daß die beiden Säulenstümpfe zusammen so hoch sind, wie der Rundbau dick ist. Das hat sich so ergeben, und scheint mir ein gutes Zeugnis für meinen Versuch zu sein. Die sonderbare Beschaffenheit des Züllmauerwerks im vierseitigen Unterbau denke ich mir so: der Bau wurde so schnell emporgetrieben, daß das Mauerwerk im Unterbau noch weich war, als es schon die enorme Last der oberen Geschosse aufnehmen mußte. Es wich auseinander, die Ringmauer mit ihren 24 Sporen wurde nach außen gedrängt, man sah sich genötigt, die zuerst nur mit Erde ausgefüllten Hohlräume auf allen Seiten jetzt mit Gussmauerwerk auszustopfen, um weitere Bewegungen hinten zu halten. Auf der Südseite ist tatsächlich eine solche Deformation zu beobachten“.

Im Einzelnen mag Thiersch's Rekonstruktion vielleicht zu reichlich figurlichen Schmuck auf die Abhänge und Ecken des riesigen Monumentes verteilt haben; aber in der überwältigenden, majestätischen Gesamterscheinung, in dem wohl erwogenen Ebenmaß seiner stolz aufsteigenden Stagenverjüngung fügt es sich den hohen Linien der Seealpen vorzüglich ein.

Der zweite Aufsatz, der, wie der eben genannte, in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur (Jahrgang V) erscheinen sollte, ist in Skizzen und Manuskript stecken geblieben. Hier ist der Erhaltungszustand des Denkmals auch wesentlich ungünstiger, die Wiederherstellung problematischer. Es handelt sich um „La Tour Magne“ von Nîmes, die hochragende Ruine auf dem höchsten Punkte im Norden der Stadt, diese weithin überschauend. Dieser mächtige Ziegelbau, mehrstöckig mit knappen Abhängen im Achteck sich aufbauend und einst vielleicht eine jetzt völlig zerstörte Rotunde als Bekrönung tragend, hat nach Thiersch's Beobachtungen, für die er auch Clérifseau's ältere Zeichnungen benutzte, wieder einen erheblichen Umbau durchgemacht. Zuerst sei ein ganz freistehendes, kleineres Denkmal dagewesen, mit nur drei Geschossen: „Als dann der Bau in die mindestens 9 m hohe Stadtmauer mit einbezogen

werden mußte, (deren Schenkel schiefwinklig und ungleichmäßig an ihn Anschluß suchen) mußte man den ersten Umgang, dessen Einsparungen noch vorhanden sind, auf diese Höhe hinauf rücken, um ihn für die Verteidigung nutzbar machen zu können. So kam nun die Decke des Umgangs dicht unter den Fuß der flachen, schlanken Pilasterordnung zu liegen, welche heute noch das dritte Geschos auszeichnet. Weiter ergab sich die Notwendigkeit den ganzen Bau soweit zu erhöhen, daß er die Stadtmauer in ähnlicher Weise überragte, wie früher die Oberfläche des Hügels. Zu diesem Zweck wurde eine Halbsäulenordnung ohne Rücksprung aufgesetzt, und der Rundtempel des ersten Baues als Basis für einen neuen Rundbau darüber benützt. Dieses neue, zylindrische Stockwerk denken wir uns (unter einem Kegeldach) offen wie das oberste Geschos des Juliergrabmals vom nahen St. Remy, mit einer weithin sichtbaren Kaiserstatue in der Mitte. Diese in höchstem Sinne monumentale und wirkungsvolle Aufstellung von Statuen geziert einem Nationaldenkmal jedenfalls mehr als einem Privatgrab. Dieses erscheint vielmehr als eine anpruchsvolle, jedoch kleinliche Nachahmung eines großen Gedankens". Selbstverständlich wurde auch bei dieser Rekonstruktion das Gesetz der Proportionalität genau berücksichtigt. „Wenn ich es nicht tue, wie kann ich es von andren erwarten?“

Eine Reise nach Dalmatien 1901 hatte Thiersch über Grado und Aquileia auch nach Trau, Salona und Spalato geführt. In Salona rekonstruierte er für Mgr. Bulić das reiche, Denkmälern an der Gräberstraße in Pompeji verwandte Grabmal der Römerin Pomponia Vera (Bulet. di Archeologia e Storia Dalmata 1903). In Spalato beschäftigte ihn baugeschichtlich natürlich stark die Anlage Diokletians. Diese Reiseeindrücke verbunden mit dem Studium der später erschienenen Werke von G. Riemann und C. Gurlitt-Kowalczyk (1910) führten ihn zu folgendem Ergebnis: „Mit dem Palast des Diokletian wird es wohl so gegangen sein: an diesem Ort hat sich der Kaiser zuerst einen anspruchslosen Wohnsitz bauen lassen, wo er Gartenarbeit verrichten und nicht mehr repräsentieren wollte. Aus dieser Zeit stammen die beiden Tempel, der achteckige und der viereckige, auf einem forumartigen Platz einander gegenüberstehend. Später erst gelang es einem Streber von Architekten den Kaiser zu bestimmen eine ganze festungsartige Stadt mit Säulenstraßen nach orientalischem Vorbild bauen zu lassen. Das Projekt war eilig und oberflächlich aufgestellt. Bei der Ausführung zeigte sich dann, daß man den bestehenden Tempeln nur mit Mühe sich anpassen konnte. Die Hauptachse mußte schief gestellt, Kompromisse nach verschiedenen Seiten gemacht werden. Eine zweite wichtige Aenderung ergab sich erst bei dem Tode des Kaisers, um den Achteckstempel in ein Mausoleum umzuwandeln: Vermauerung der Gallerie, Einbau der großen pompösen Säulen im Innern (das zuerst ähnlich wie beim Baptisterium in Florenz gegliedert gewesen sein muß), Vorbau der tonnengewölbten Vorhalle, Verdunkelung des Innenraums durch Verdeckung des einzigen Fensters, Bedachung der ursprünglich niedrigeren Kuppel und ihres Umgangs, Ersatz der Säulen desselben durch dünnere und kürzere, auf Sockel gestellte. Ich habe das ausgesprochene Gefühl eines verunglückten Baues. Der Innenraum ist durch die acht unteren Säulen furchtbar beengt und bei der geringen Weite mit Säulen und Gesimsstücken lästig angefüllt, die obere Ordnung zusammengestaut. Ursprünglich können keine großen Säulen im Innern gestanden haben. Für die Säulen sind erst nachträglich besondere Fundamente in opus implectum an die Quadermauern angelegt worden. Die Gesimsprofilierung der oberen Ordnung ist wesentlich reiner und klassischer als die der unteren. Auch die Kapitelle gehören da noch der besseren Zeit an. Das Pyramidendach der Kuppel gehört anscheinend ebensfalls nicht zur ersten Anlage, sondern ein Kahlkopf à la Pantheon, der die ganze Bauanlage überragte. Hatte die Kuppel vielleicht (wie beim Pantheon) anfangs ein Oberlicht im Scheitel? Und hat sich dieses Auge erst nach dem Tode des Kaisers geschlossen? Der äußere Umgang muß auf dem Gebälk noch eine Attika oder Balustrade mit Statuen gehabt haben; sonst erscheint das aufsteigende Achteck zu hoch und zu schwer. Also wie in Palmyra!

Hohles Pathos und Gefühlsroheit kommt bei diesem Umbau zur Geltung. Dies muß ein anderer Architekt verschuldet haben. Solche Roheiten sind besonders die Fußlosigkeit der oberen Säulen und der zerhackte Zustand des Relieffrieses, der früher von Pilastern rhythmisch unterbrochen im Hintergrund einer zierlichen Gallerie geessen haben muß, welche mit einer kleinen Säulenordnung sich gegen den Kuppelraum hin geöffnet hatte.

Noch etwas andres fällt mir auf: die ungenügende Palastfassade Niemanns gegen das Meer. Die Gallerie nimmt sich ja viel zu niedrig aus über dem hohen Unterbau und zwischen den ragenden Ecktürmen! Es gehört eine Attika hinauf, von der Nob. Adam noch die Postamente gesehen. Sie muß den hohen Gewölberücken bergen, selbst aber ein niederes Geschloß sein, damit dieser lustige Galleriebau die gleiche Höhe gewinnt wie der geschlossene massive Unterbau darunter. Die Silhouette darf auch nicht durch die drei Loggia-giebel so unentzwickelt bewegt werden. Ich mache dir ein feines Bild, vom Meere her aus größerer Entfernung gesehen! Niemand macht ja nur eine Anhäufung von Kisten!"

Zu Anfang 1916 war als eine Frucht der Anregungen, welche die von Gustav Hölcher und mir 1903 im Auftrag der deutschen Orient-Gesellschaft ausgeführten archäologischen Vereisung Palästinas gegeben hatte, die Bearbeitung der antiken galiläischen Synagogenruinen durch Kohn und Wazinger erschienen. Ich sandte das Buch sogleich nach der ersten Durchsicht mit meinen Bedenken meinem Vater zu und erhielt es bald darauf mit kritischen Randbemerkungen gespickt, von denen nur wenig Seiten frei blieben, wieder zurück. Wie gründlich und fruchtbringend diese Durcharbeitung war, zeigten vor allem große Grundrisse, Fassadenbilder und Schnitte, in denen die wichtigeren dieser Bauten ganz neu aufgetragen waren. Leider meist nur in Bleistift auf dünnem Pauspapier. Es war ein halbes Jahr vor seinem Tode, als die schleichende Krankheit auf einmal mit einem rapiden Kräfteverfall einsetzte und die weiteren Ausarbeitungen unmöglich machte. „Das Synagogenbuch ist da!“ schrieb er mir am 23. Febr. jenes Jahres, „Mit einer wahren Wut bin ich darüber hergefallen, und der Eifer, diese merkwürdigen Bauwerke richtig wieder herzustellen, hat mich so ergriffen, daß ich darüber alles andre vergesse. Der arme Kohn — er fiel im Weltkrieg — hat gewiß noch nichts nach eigenen Entwürfen gebaut; sonst hätte er sich nicht so ange stellt bei seinen Rekonstruktionen. Du wirst sehen, was ich daraus mache. Für Kapernaum und Chorazin sind ja fast alle nötigen Architekturstücke vorhanden, nur fehlen leider bei vielen die wichtigsten Maße. Ganz verunglückt ist ihm die Aufstellung der Thora. Er macht daraus in Kapernaum einen Windfang hinter der Haupttüre, während doch dieser Hauptgegenstand der inneren Einrichtung an die Rückwand dem Haupteingang gegenüber gehört, wo auch die Kultstätte der heidnischen Tempel steht. So kommt er in das richtige Licht, das durch das große Halbkreisfenster der Fronte fällt. Dieses muß über den Emporenboden hinaufgesetzt werden und muß in dem Raum des Mittelschiffs ebenso stehen, wie der Triumphbogen in einem christlichen Kirchenischiff. Dann gibt es nur einen großen Bogen in der Fronte, nicht zwei übereinander!“

Wenn man das, was von den verschiedenen Synagogen Galiläas erhalten ist, zusammenfaßt, bekommt man wohl ein richtiges Bild dieser merkwürdigen Bauwerke. Das wahre Licht ist den Juden auch bei ihren Synagogen verschlossen geblieben. Es war der christlichen Basilika vorbehalten: die ganze Schönheit des hoch einfallenden Lichtes durch die Seitenwände des überhöhten Mittelschiffes, die Fülle des göttlichen Lichtes“.

Und am 12. März: „Von drei Synagogen habe ich Rekonstruktionszeichnungen in großem Maßstab in Arbeit . . . von denen ich hoffe, daß sie den monumentalen Charakter der jüdischen Baukunst zu Ehren bringen. Nur bei den kleineren Synagogen ging die Decke in gleicher Höhe über die drei Schiffe hinweg, die größeren hatten überhöhtes Mittelschiff mit Giebeldach und flache Terrassendächer auf den Absseiten; wie es Vitruv für die „ägyptischen Säle“ beschreibt.“

In Kapernaum glaube ich einen älteren Bau herauszählen zu können. Innerhalb der auffallend schwachen Umfassungsmauer (nur 60 cm an den Langseiten!) standen Holzsäulen mit Holzgebälke wie bei den salomonischen Bauten des Hauses vom Walde Libanon, der Gerichtshalle usw. Erst durch die Gunst der römischen Kaiser erhielt die Synagoge steinerne Säulenordnungen im Innern und die durch ihre einfachen, glatten Charakter auffallenden Gesimse . . . Der Gedanke, daß es in dem älteren Bau von Kapernaum war, wo unser Heiland selbst aufgetreten und die hl. Schriften ausgelegt hat, beschäftigt mich lebhaft. Die Synagoge von Chorazin dagegen erscheint als ein Bau aus einem Guß. Doch hatten die Seitenschiffe Holzgebälke auf Steinjochen mit Satteltkapital. Es sind drei

Thora-Nischen vorhanden (für jedes der drei Schiffe eine). Keßl Birim imponiert mir am meisten, nicht wie Kohl die Synagoge restauriert, sondern wie sie noch dasteht!"

Endlich: „Die Ähnlichkeit der protestantischen Kirchen im nördlichen Bayern mit diesen Synagogen ist überrassend: beides reine Predigtkirchen ohne Kult und mit Emporen auf drei Seiten!"

Mit der verwickeltesten Baugeschichte der großen Geburtsbasilika in Bethlehem hatte sich Thiersch das Jahr vorher eingehend befaßt, anschließend an die neuen Publikationen von Edm. Weigand, P. Vincent und P. Abel (1915). „Die Frage, ob hier ein justinianischer Umbau eines konstantinischen Werkes vorliegt, kann von Nicht-Architekten oder Nicht-Bauverständigen nicht entschieden werden . . . Ueber der Bierung muß ein leichter, kuppelartiger Aufbau wenigstens geplant gewesen sein, wie bei der Kirche in Esra und bei fast allen Häusern in Jerusalem . . . Der Drei-Apsidenraum scheint wirklich konstantinisch zu sein, das Langhaus aber von Justinian erneuert, und zwar durch Weglassung des Frauengeschosses niedriger, so daß die Dächer von Haupt- und Querschiff in gleiche Höhe kommen. Konstantins Bau war zu kühn und deshalb nur von kurzer Dauer“.

Im Zusammenhang mit einem andren verschwundenen konstantinischen Bau, der Apostelkirche in Konstantinopel, und im Anschluß an Manfred Bühlmanns Monographie über die Kathedrale von Paris (Beiheft 10 der Zeitschrift für Geschichte der Architektur, 1914) als Beispiel einer Kreuzkuppelkirche, ist es auch hier wieder das Problem der Ueberdeckung, das Thiersch anzog. Ueber der Bierung des vorjustinianischen Baues in Konstantinopel dachte er sich eine Laterne von Holz nach Art des atrium displuviatum und bemerkt dazu: „Schon bei dem kostantianischen Atrium mit dem stereotypen Grundriß muß die Ueberdeckung eine derartige gewesen sein, wenn das Haus freistand und das Regenwasser nach außen abgeleitet werden konnte (atrium testudinatum). Bei den Grundrissen des St. Galler Klosters vom Jahre 800 steht an dieser Stelle des Mittelraums entweder locus foci oder testudo“.

Auch die hitzige, um das Theodorichgrabmal von Ravenna zwischen Durm, A. Haupt, Strzygowski und Bruno Schulz entbrannte Debatte hat Thiersch mit eigenen Wiederherstellungsversuchen auf lebhafteste verfolgt und seine Proportionslehre auch hieran geprüft. „Die Macherer Gitter müssen auf einem vortretenden Gesims gestanden und für das Untergeschoß eine ähnliche krönende Zone gebildet haben wie das Verschmärgungsgesims (am untern Rand des Decksteins) für den Oberstock“. Albrecht Haupt hatte im Einzelnen nachgewiesen, besonders an Hand des Fugenschnittes, wie die Erbauer dieses Mausoleums noch stark in den Traditionen der Zimmermannskunst befangen waren, und wie ungewohnt, ja ängstlich sie noch dem Steinschnitt gegenüberstanden. Wie eine Bestätigung dieser Ansicht klingt es, wenn Thiersch bemerkt: „Ich habe jetzt herausgebracht, wie beschaffen der Umgang war; ursprünglich so konstruiert, wie die Laube an einem Gebirgshaus. In die Mauern des runden Oberbaues waren stehende Platten eingeklemmt 0,90 m hoch und 1,30 m weit vorpringend. Sie trugen das Steindach. Das Gewicht desselben war den schwächlichen Säulen (nur 12 cm dick) fast ganz abgenommen. Du siehst, auch die Dimensionen sind dieselben wie beim Alpenholzbau. Das ungeheure Gewicht der monolithen Flachkuppel sicherte die Einklemmung. Das ist charakteristisch für die Anfänge des Steinbaues: Anordnungen und Dimensionen des gewohnten Holzbaues werden anfangs beibehalten, bis die Erfahrung zu zweckmäßigeren Zusammenfügungen und Dimensionen führte“.

Ferienreisen in Süddeutschland und Tirol wurden für Thiersch erst dann zu einem vollen Genuß, wenn es dabei irgend einen geschichtlich verwickeltesten Bau zu erforschen und zu studieren gab. So haben ihn im Sommer 1904 die alten Kirchen der Insel Reichenau und eine kritische Prüfung ihrer Darstellung bei Fr. Adler lange festgehalten; im Jahre vorher Aufnahmen

des merkwürdigen Polygons (Sechzehneck) der St. Michaeliskapelle in Neustift bei Brigen, ebenfalls noch aus romanischer Zeit stammend und dann mancherlei Schicksalen und Veränderungen ausgesetzt.

Sonst hat mein Vater sich mit mittelalterlichen Bauproblemen, abgesehen von einer eingehenden Besprechung des grundlegenden Werkes von Dehio und Bezold über die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Bd. 1. (Beilage der Allg. Zeitung 1884, Nr. 300), nicht näher befaßt. Dann erst wieder mit den Vertretern des Klassizismus: außer mit dem hohen Vorbild seiner Frühzeit, Leo von Klenze, noch mit Schinkel, Weinbrenner, Semper, dessen „Stil“ auch er so viel verdankte, und Moller. Die 1908 erschienene Dissertation von B. Sack, deren Referent er war, brachte ihm diesen niederen Niedersachen näher. „Bornehme Schlichtheit, gute Massenverteilung und schöne Verhältnisse zeichnen in der Tat Mollers Werke aus. Freilich streifen sie hart an Nüchternheit. Aber seine deutsche Ehrlichkeit hält sich frei von scheinbarer Monumentalität“.

Nur einmal ist es meinem Vater beschieden gewesen, bei einer archäologischen Grabung größeren Umfangs im Süden ganz unmittelbar sich zu beteiligen, aber leider an einer, die gerade für ihn als Architekten eine große Enttäuschung sein mußte. Denn von den ersehnten Bauwerken, dem berühmten alexandrinischen Serapeion, dem die Grabung galt, fand sich nichts mehr übrig als dürftigste Fundamentreste und ausgeraubte leere Fundamentbettungen. Aus diesen „Negativen“ oben auf der windigen Höhe bei der sog. Pompejusssäule in Alexandria galt es die höchst verwickelte Baugeschichte eines weiten Komplexes von mehreren Jahrhunderten wieder zu gewinnen. Es gehörte die ganze, hingebende und gewissenhafte Selbstlosigkeit und die ebenso große Kombinationsgabe meines Vaters dazu, hier nicht schon bald zu verzagen, sondern treu und zäh bei dieser Sisyphusarbeit auszuhalten. Wenn in irgend einer Leistung während seines ganzen Lebens, so hat er hier in dieser qualvollen und etwas trostlosen Mitarbeit sicher das Höchste geleistet. Als Adolf Furtwängler einmal die Ausgrabungsstätte als flüchtiger Besucher betrat, war er ebenso sehr verblüfft über die ungewöhnliche Dürftigkeit des Befundes wie erschüttert von dem Maße der Entsagung, das die Verarbeitung dieser Kampagne erforderte. Aber mein Vater ging unverdrossen ans Werk. Sein großer Plan des Tatbestandes ist ein Muster von Genauigkeit und Klarheit, seine großen Blätter mit den rekonstruierten Grundrissen, Ansichten und Schnitten in ihrer schönen Anschaulichkeit lassen nicht ahnen, welche Unsumme von Ueberlegungen und Vorarbeiten nötig war, um diese, nicht ohne starke Inanspruchnahme aufbauender Phantasie erst ermöglichten Bilder der frühptolemäischen, späthellenistischen, römischen und frühchristlichen Periode überhaupt zu schaffen. Rasstlos unter steigender Sorge, den Abschluß dieses mühevollen Werkes nicht mehr zu erleben, hat Thiersch über diesen Rätseln gegessen. Gleich nach der Rückkehr von den beiden ägyptischen Kampagnen (Nov. 1900—März 1901 und März—April 1902) ist er in München um Urlaub eingekommen, um der Ausarbeitung der Pläne und des erläuternden Textes sich widmen zu können. Aus demselben Grunde hat er bald darauf um seine völlige Enthebung vom Lehramt nachgesucht, sehr gegen den Wunsch seiner Hochschule. Und wahrlich, es hat nicht an ihm gelegen, wenn trotz allem das Ergebnis seiner vielen Mühen bis heute noch nicht vor der Öffentlichkeit erschienen ist, wenn wir

noch immer auf die große Serapeionspublikation warten, obwohl Thiersch's Tafeln (vgl. **Abb. 32** und **33**) seit Jahren nun hergestellt und gedruckt sind. Hoffentlich gelingt es, trotz der unterdessen ungeheuer erschwerten Verhältnisse die Veröffentlichung wenigstens in verkürzter Form noch herauszubringen und so Ernst von Sieglin in Stuttgart, von dessen edelmütiger Munificenz das groß angelegte Unternehmen allein getragen wird, noch jetzt auf diese Weise späten Dank darzubringen.

Das Ganze war höchst unerwartet gekommen. Thiersch weilte im Herbst 1900 eben auf der Weltausstellung in Paris, wo die Darstellung der großartigen römischen Denkmäler aus Nordafrika tiefen Eindruck auf ihn machte, und wo er die schöne und klare Ausdrucksweise des französischen Idioms mit Genuß als ein Erbe der Antike empfand, als er am Abend des 6. Oktober mit dem Leipziger Archäologen Prof. Theodor Schreiber zusammentraf. Dieser erzählte ihm von seinem Plane die Reste des großen Serapisheiligtums in Alexandria freizulegen. Er suche, und zwar sofort, einen Architekten dazu, der mit der Antike vertraut sei. Thiersch ließ sich das nicht zweimal sagen und stellte seine Beteiligung mit seinem Assistenten E. Fiechter alsbald in Aussicht. Schon vier Wochen darauf standen beide in Alexandria, wo Prof. Ferd. Roack eben die erste Kampagne abschloß. Diese hatte vor allem der Festlegung des Straßennetzes der antiken Stadt gegolten. Als Archäologe wurde, da Prof. Schreiber in Leipzig unablösmlich war, außer Alfred Schiff aus Berlin, dem die geschäftliche Leitung des Ganzen an Ort und Stelle übertragen war, auch ich hinzugezogen, zur unmittelbaren Assistenz meines Vaters. Er war damals schon bald ein Sechziger, dem die ägyptische Sonne, der unglaubliche Schmutz des arabischen Vorstadtviertels, in dem das Ausgrabungsfeld lag, und die freche Zudringlichkeit seiner faulen und neugierigen Bevölkerung zu schaffen machte. Die schädlichen Folgen verspürte er noch später. Umso dankbarer genoß er nach allerlei Fieber- und Schwächetagen besonders abends die herzliche Gastlichkeit der befreundeten Familien in der deutschen und schweizerischen Kolonie; allen voran bei dem wissenschaftlich interessiertesten und hülfreichsten dieser Männer, dem leider so früh verstorbenen Kaufherrn Heinrich Hindernagel. Dieser herrliche Mann, das geistige Haupt der deutschen Kolonie damals in Alexandria und zugleich der rührigste Präsident der Société archéologique d'Alexandrie, hat auch Thiersch's Untersuchungen dort vielfach die Wege geebnet.

Die sicheren Ergebnisse, zu denen wir in Verbindung mit der dürftigen literarischen Ueberlieferung, trotz der weitgehenden Zerstörung jener alten Hochburg der antiken Stadt kommen konnten, sind kurz folgende: in weitem, rechteckig formiertem Hofe lag, genau nach den Straßennagen der Stadt orientiert, der berühmte Serapistempel über dem Eingang zu einer katakombenartig sich verzweigenden Gruft. Außerdem die Bibliothek des Serapeions, die im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung gewonnen hat. Die vermutlich erst von Diokletian errichtete sog. Pompejusssäule, heute noch ein hohes Wahrzeichen der Stadt, die anscheinend wie am antiken Hafen von Brindisi ursprünglich noch eine gleich hohe Zwillingsschwester unmittelbar neben sich hätte bekommen sollen, stand nicht im Mittelpunkt des Hallenplatzes, sondern nahe an dessen innerem Ostrand, wo eine hundertstufige Freitreppe heraufführte und in ein Prachtportal einmündete. Von Norden her stieg mit sanftem Gefälle eine gepflasterte Fahrbahn herauf. Im Süden

schloß unmittelbar die große Rennbahn an. Dürftige Lehmmauern rühren von der kleinen, noch vorgriechischen Ansiedlung Rhakotis her. Die ptolomäischen Bauten sind kenntlich an Resten schöner weißer Kalksteinquadern, die römischen Erweiterungen an festen grauen Zementmörtelbettungen, die christliche Endzeit schließlich mit ihren beiden Kirchen wieder an kümmerlichen Bruchsteinmauern. Ganz zuletzt hatte sich still ein weiter arabischer Friedhof darüber gelegt. — Eine gewisse Entschädigung für das, was ihm beim Serepeion an künstlerisch bedeutungsvollen Funden versagt blieb, fand Thiersch in den z. T. imposanten Grabanlagen aus griechischer und römischer Zeit, die eben damals bei der raschen Erweiterung der modernen Stadt unfreiwillig ans Tageslicht kamen und rasch aufgenommen werden mußten, da sie meist alsbald brutaler Zerstörung anheimfielen. Nicht so zum Glück die große, mehrgeschossige Katakombe von Kom eich-Schugafa. Wie fruchtbar diese Eindrücke aus der alexandrinischen Metropole für Thiersch wurden, ist weiter oben (S. 26) schon gezeigt worden.

Ein andres nicht weniger wichtiges Nebenergebnis des alexandrinischen Aufenthaltes war, nach dem wir so oft die fein abgestuften Minarette der arabischen Stadt vor uns hatten aufragen sehen, die plötzlich wie eine Erleuchtung aufsteigende Erkenntnis, daß in diesen schlanken Moscheetürmen mit einiger Modifikation die Gestalt des alten Pharos, des berühmten Leuchtturms des antiken Alexandria, heute noch fortlebt. Es war mein Vater, der diesen Gedanken damals zuerst aussprach, und der dann nicht müde wurde, seiner Ausarbeitung, die ich bald darauf archäologisch unternahm, mit seiner ganzen Erfahrung, seinen mathematisch-mechanischen Kenntnissen und seinem sicheren zeichnerischen Können aufs Förderlichste zur Seite zu stehen. Ohne August Thiersch hätten wir die hohe Gestalt des stolzen Fanals, dem man sehr zu Unrecht das nächtliche Leuchtfener abzusprechen versucht hat, in dieser mächtigen und eleganten Form (Abb. 34) heute nicht wieder. Die Tafeln und Abbildungen in meinem Pharosbuche bezeugen es. Nicht zum wenigsten war es auch das optische Problem dieser größten antiken Seewarte, das ihn anzog: „Es ist mir fast unglaublich, daß die Alten so nahe an der Erfindung des Teleskops waren und es für astronomische Zwecke nicht angewendet haben sollten“. Auch er, mein Vater, hoffte immer noch auf eine feine vorsichtigen Sondagen und Messungen von 1902 ergänzende Grabung in den Grundmauern des weit ins Meer hinausgeschobenen Kastells Raitbey, in dem die Fundamente des Pharosturmes stecken sollen, und das seither völlig zum formlosen Schutthaufen geworden ist. Den Resten der mittelalterlichen arabischen Stadt galt auch sonst seine Aufmerksamkeit: einen prächtigen Rundturm am Meere als letzten Zeugen der Stadtmauer hat er noch kurz vor seinem Abbruch vollständig aufgenommen.

Endlich muß noch derjenigen Seite der archäologischen Forschung gedacht werden, die Thiersch in der Heimat selbst mit prähistorischen und römischen Resten und Spuren zwischen allen übrigen Arbeiten hindurch, ganz zuletzt noch in gesteigertem Maße, beschäftigt hat. Anregung dazu gaben vielfach die Vortragsabende der unter Johannes Ranke's langer und vorzüglicher Leitung in München blühenden Anthropologischen Gesellschaft. Für sie und gemeinsam mit Ranke ist er schon 1878*) bei Erforschung jener merk-

*) Künstliche Höhlen in Oberbayern. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns Bd. II.)

würdigen gangförmigen Höhlen beteiligt, die überall in der Oberpfalz, Ober- und Niederbayern, Ober- und Nieder-Oesterreich vorkommen, wo man in festanstehenden Sand bequem einschneiden kann. Die Zugänge sind absichtlich möglichst eng und verborgen angelegt, dann aber erweitern sich die oben rund- oder spitzbogig zugeschnittenen Korridore. Diese Form bietet bei der geringen Kohäsion des Materials den besten Halt. An den Wänden befinden sich kleine, rußgeschwärzte Lampennischen und größere Sitznischen mit Resten schwarzer Aschenurnen. Am Ende wird man zuweilen zu kleinen Kammern geführt. Auch Kombinationen mehrerer Stollen, wie zu einer Familiengruft sich erweiternd, kommen vor. Mit großer Präzision, sichtlich in dieser Technik wohlgeübt, sind alle Flächen und Kanten eingeschnitten, wie gestern erst hergestellt. Das Volk denkt sich die Schrazeln, d. i. die freundlichen Heinzelmännchen, oder die drei gütigen Feen darinnen geheimnisvoll hausend. Thiersch setzte klar und knapp einem Wust unmöglicher Deutungen gegenüber schon damals den wahren Charakter dieser künstlichen Höhlen, von denen er die in Unterbachern bei Dachau und in Rissing bei Augsburg selbst aufgenommen hatte, auseinander als: Begräbnisstätten der vorrömischen Bevölkerung, ihrer eigentlichen Schatzbeigaben natürlich längst beraubt. Ebenso richtig war seine Heranziehung verwandter etruskischer Grabgrüfte wie derjenigen der Tomba Regolini Galassi. Daß sich das Verbreitungsgebiet dieser Höhlen mit dem sowohl vorrömischen wie vorgermanischen, nämlich dem altkeltischen deckt, war ihm eine neue, erwünschte Bestätigung seiner festen Ueberzeugung von der nachhaltigen Fähigkeit, mit der die Kelten in Südbayern und Oesterreich sesshaft gewesen seien. Auch von hier aus fühlte er Verstärkung kommen für seine Ansicht von dem keltorätischen Grundtypus des oberbayerischen Bauernhauses.

Die Aufdeckung römisch-provinzialer Bauwerke auf heimischem Boden hat Thiersch stets mit regstem Interesse verfolgt. Für die von Näher bei Pforzheim freigelegte römische Villa hat er eine Rekonstruktion aus der Vogelperspektive gezeichnet, an der Ausgrabung des römischen Lagers bei Weissenburg Pfünz und Eining beratenden Anteil genommen, „Römertürme“, wie den von Pfähl selbst aufgenommen, alte Schanzen und Ringwälle im Allgäu mit untersucht. Die römischen Ruinen von Augst hat Thiersch mehrmals von Basel aus besucht, zuletzt 1908, allerlei Aufschluß bringend in die dortigen prächtigen architektonischen Reste. Für die rätselhafte, einst sehr reich mit Nischen, Säulen und Stufen ringsum ausgestattete Ruine des sog. „Tempels“ unten nahe der Ergolz, hat er mit einem Brachialaktar, nach dessen Muster er sich auch die große statuenreiche Ara des Augustus zu Lyon vorstellte, vielleicht die richtige Lösung gefunden. Jedenfalls gibt es in Rom selbst auf dem Marsfeld eine gute Parallele dazu in dem ebenfalls stattlich und reich ausgestatteten Bau, den Chr. Hülsen vorläufig als domitianische Erneuerung der alten Porticus Minucia erklärt, ohne seine eigentliche Zweckbestimmung angeben zu können. In dem frühromanischen Portal der Schottenkirche (St. Jakob) in Regensburg vermutete Thiersch Nachklänge triumphphobogenartiger Stadttore aus der Römerzeit Regensburgs selbst, mit reichem Wechsel von architektonischem und figürlich plastischem Schmuck. Also ebenso, wie das ganz unabhängig von ihm später auch Rud. Schülke angenommen hat, der in seiner Studie über die Einwirkung des römischen Stadtores auf die romanische Baukunst eben jenes Regensburger Denkmal als Siegel gleich-

sam unter seine Darlegung setzt (Bonner Jahrb. 1917, 50 ff.). Zusammenhänge mit Südfrankreich (St. Gilles, Poitiers), das seinerseits ebenfalls an römische Triumphbogen anschließt, erkennt ja für Regensburg jetzt auch die neueste kunstgeschichtliche Forschung an (vgl. Hamann, Deutsche und französische Kunst im Mittelalter, 1922). An ein so unmittelbar am Orte selbst mögliches Vorbild wird dabei allerdings nicht gedacht. Und doch ist das römische Regensburg niemals erstimt oder kriegerisch zerstört worden.

Das Bedeutksamste dieser Art aber war die Aufnahme und Rekonstruktion des römischen Forums von Rempten. 1885 war es unvermutet zu Tage gekommen und von Thiersch zuerst und sogleich in seiner Bedeutung als forum civile, als darin in Deutschland ganz einzigartige Anlage erkannt worden. Es liegt der Stadt gegenüber auf dem Hochplateau des rechten Illerufers, dem sog. Lindenberg, wo in den folgenden Jahren in überraschender Ausdehnung eine offene, unbefestigte römische Zivilstadt ans Licht trat mit Hallenstraßen, regelmäßigen Häuserblocks und stattlichen Thermen, die an Vollständigkeit der Anlage den (sogar etwas kleineren) Stabianer Thermen in Pompeji am nächsten kommen und, den Verkehrsstraßen entrückt, weiter draußen mitten im Grünen lagen. Es handelt sich um eine nach italischem Muster vornehm angelegte bürgerliche Siedelung als Stapelplatz und Sitz der Behörden und Großhändler, die sich an diesem wichtigen Knotenpunkt einer Anzahl von Römerstraßen hier in Cambodunum zu Anfang der Kaiserzeit niedergelassen hatten. Gleich der Beginn der neuen Stadt, die sich mit dem stolzen Selbstbewußtsein Roms, der Erobererin, frei und raumverschwen-derisch mitten ins weite Gelände setzte, muß der vorzüglichen Bauart und Ausstattung nach glänzend und stattlich gewesen sein. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung des vicus scheint aber zugleich ein überall merklicher Rückgang des Wohlstands eingetreten zu sein. „Zuerst dorfsartige offene Bauanlage mit ausgedehnten Gärten und bloß ebenerdig. Dann bei starker Zunahme der Bevölkerung Verbauung der Zwischenräume und Rückplätze, Straßenregulierung, hier verbunden mit Laubengängen. Zuletzt übertriebene Ausnützung der Baupläze durch Verbauung der gedeckten Fußwege und weiterer Aufbau der Häuser. Zugleich Teilung in kleinere Wohnungen, zunehmende Verarmung. Also nahm schon damals die Entwicklung städtischer Ansiedlungen denselben Gang, den wir heute noch fast überall beobachten können“. Die besonders unter Hadrian aufstrebende Augusta Vindelicorum, das römisch-rätische Augsburg, zog als Residenz des römischen Procurators damals die besten Kräfte an sich. Endlich mit dem Fall des Limes, mit den sich häu-fenden Einfällen der Alemannen, gegen Ende des 4. Jhs. scheint die stolze römische Siedelung Cambodunums ganz aufgegeben worden zu sein und der Rest ihrer Bewohner auf der kleinen natürlichen Feste der „Burghalde“ am linken Illerufer Zuflucht gefunden zu haben. Dort, an der Stelle wahr-scheinlich schon des altkeltischen, vorrömischen Oppidums geben sie den wich-tigen Kern ab für die dann anschließende mittelalterliche und neuere Stadt.

Die Auffindung des prächtigen, klassisch normierten Forums mit seinem Tempel, seiner Kurie, seiner Gerichtsbasilika (in der seltenen Erweiterung durch zwei einander gegenüberliegende Apsiden), mit seinem Getreidemagazin, seinem gleichmäßig mit steigenden Stufen umlaufenden Hallenrahmen, seiner wie für Spiele tiefer gelegten Mitte — sie ist weniger lang als in Pompeji, aber ebenmäßiger im Format (70 × 37 m): das alles war so gänzlich über- raschend dem kleinen Remptener Altertumsverein in den Schoß gefallen,

daß dieser sich in München Rat erbitten mußte zur richtigen Behandlung und Bewertung des Gefundenen. Ein seltener Glücksfall hatte ja gerade den Mittelpunkt des öffentlichen Verkehrs und den Sitz der Amtsbehörden aufgedeckt, und das einer römischen Stadt, welche bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen war. Die Remptener Herren konnten sich für diese baugeschichtlichen Fragen keinen idealeren Berater und Helfer wünschen, als sie ihn bald in August Thiersch gefunden hatten. Es entstand ein inniges Zusammenarbeiten mit Herz und Seele. Auch Thiersch selbst sprach stets mit der größten Hochachtung von der aufopfernden und selbstlosen Sachlichkeit, mit der die Herren an Ort und Stelle sich der Forschung hingaben, allen voran der ihm rasch befreundete, kluge und umsichtige ideale Träger des Ganzen, Herr Kaufmann August Ulrich. Seine Parole von Anfang an war, nicht nach Altertümern und Maritaten zu graben, neugierige Schaulust zu befriedigen, sondern in geduldiger Ausdauer womöglich die Erfassung des römischen Stadtbildes als eines Ganzen zu bewerkstelligen, also geschlossen ganze Quartiere, nicht nur reizvolle Einzelobjekte heraus zu bringen. Dankbar bekannte Ulrich, von Thiersch diesen Blick aufs Große und Ganze gelernt zu haben, durch seine Anleitung dahin geführt worden zu sein, in den technischen Beobachtungen des Ausgegrabenen die Hauptaufgabe zu sehen, — vollends wichtig in Rempten für die Unterscheidung der verschiedenen Bauperioden, da die Einzelfunde bei der starken Ausplünderung der verlassenen Stadt schon im Altertum nur gering und belanglos waren.

Herr Kaufmann Ulrich schreibt mir in Erinnerung an jene schöne Zeit gemeinsamen Zusammenarbeitens: „Gerade die Art Ihres Herrn Vaters mit Nichtfachleuten und Nichtakademikern zu verkehren, auch diese zu erstem Denken und Studieren, zu objektiver Beobachtung anzuregen dürften Viele sich zum Beispiel nehmen. Mit autoritativem Dozieren wird höchst selten jemand für die Heimatforschung begeistert. Ohne Begeisterung aber bringt niemand die großen Opfer an Zeit und Kraft, welche die dabei nötige unscheinbare Kleinarbeit erfordert. In welcher herzlichster, liebenswürdigster, aber auch anregender Form Ihr Herr Vater die Heimatforschung auch da förderte und unterstützte, wo sie nicht berufsmäßig, sondern rein aus Liebe zur Heimat betrieben wurde, zeigen seine Briefe an mich, und mein persönlicher Verkehr mit ihm bleibt mir eine lebenslängliche, erfreuende Erinnerung. Mit welcher Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit er sein reiches Wissen in den Dienst einer Sache stellte, beweist, daß er, der Einzige, der in dem zuerst hier ausgegrabenen Objekt das römische Forum erkannte und bestimmte, dabei nicht seine Autorität einsetzte, sondern Beweis- und Vergleichsmaterial beibrachte und sich bemühte den einfachen Ausgräber zu überzeugen und zu belehren. Und so noch in vielen andren Fällen. Auf solche Weise werden die unscheinbarsten Hilfskräfte zu brauchbaren Mitarbeitern herangezogen und wird der Sache genügt.“

Wie sehr Thiersch es sich angelegen sein ließ das stattdliche, selbst in allen Einzelheiten groß angelegte Forum zu verstehen und seine Bedeutung auch der Allgemeinheit verständlich zu machen, zeigt, daß er nicht nur selbst eine perpektivische Rekonstruktion versuchte, sondern auch im Jahre 1906 das ganze Problem als eine Preisaufgabe an der Münchner Technischen Hochschule stellte. Dafür mußten auch verwandte antike Anlagen, die Foren von Brigantium, Belleja, Gabii, Rom, Pompeji, Timgad, Silchester herangezogen werden. Freilich befriedigten ihn die eingegangenen Lösungen wenig. Denn hier stellte er an technische Vorkenntnisse, an praktische Bauerschaft und künstlerischen Takt sehr hohe Anforderungen. Ueber Thiersch's eigene Rekonstruktion des Remptener Forums hat später sein Freund und Kollege Joseph Bühlmann folgendermaßen geurteilt: „In der Rekonstruktion der Nordseite sind neben dem schönen Mittelbau mit der korinthischen Säulenhalle die anschließenden

Umfassungshallen des Platzes in trefflicher Weise zweigeschossig, unten mit Bogenstellung, oben mit Pfeilern und Holzgebälk mit breitem Dachvorsprung angenommen. Dem Obergeschoss sind an den Langseiten die hinausgerückten Galerien (maeniana) vorgelegt. In dieser Gestalt dürfte die Rekonstruktion dem Klima nördlich der Alpen besser entsprechen als mit den italienischen Säulenhallen in der perspektivischen Darstellung".

Thiersch hat dem Remptener Historischen Verein noch einmal treu zur Seite gestanden, als Gefahr für die Grabungen und deren Zukunft heraufzog. Das noch gänzlich unbebaute Terrain auf dem Lindenberge (c. 100 000 qm) sollte für einen neuen Bahnhof und ausgedehnte Industrieanlagen verwendet werden, die Geländepreise schnellsten in die Höhe. Die in Deutschland einzige Gelegenheit eine größere römische Zivilstadt in ihrem ganzen Umfange im Lauf der Jahre ausgraben zu können, war dadurch unmittelbar bedroht. Thiersch verwandte sich in München beim Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns und erreichte die Abwendung des drohenden Unheils. Er erhielt die Versicherung, daß man dort auf die römischen Ausgrabungen Rücksicht nehmen werde, daß der gefürchtete Bahnhof weiter hinaus nach Norden komme, und daß z. B. keine Gefahr für die Ueberlassung des Ausgrabungsfeldes bestehe. Der neue Bahnhof steht jetzt, aber so weit nördlich im Gelände (an der „oberen Bleiche“), daß er das römische Stadtgebiet nicht mehr berührt. Beim Ausheben des Baugrundes fanden sich keinerlei antike Reste.

Thiersch war in seinen Vorstellungen und in dem Veruche, die Bedürfnisse der Gegenwart mit der Rücksicht auf das Alte irgendwie zu verbinden, überaus weit gegangen: zu originell, um damit Anklang zu finden. Er brachte die Notwendigkeit zur Geltung, den Stadterweiterungsplan Remptens vom Erhaltungsstandpunkt des Konservators aus einer Revision und, wenn nötig, einer völligen Neubearbeitung zu unterziehen. Das Forum mit seinen öffentlichen Gebäuden müsse unbedingt von Bebauung freibleiben, könne aber in städtische Anlagen umgewandelt werden. Der Plan des anstoßenden römischen Stadtquartiers mit seinen rechtwinklig sich schneidenden Straßen müsse festgehalten werden. Die neuen Häuser sollten den alten Grundmauern errichtet werden, in der Höhe so beschränkt, daß das Aussehen dieses Stadtviertels dem alten möglichst ähnlich werde. Dieselben Häuserinseln, dieselben Lauben könnten wieder erstehen. Ja, sollten die Zeiten günstig sich gestalten, so könnte das alte Forum — wie die Saalburg — wieder aufgebaut werden, so wie es einstmals war. Für Kaufläden, Amtslokale, Museum zc. wären die alten Räume sehr geeignet. „Ich finde es eine für unsre Architekten verlockende Aufgabe auf den alten Grundlagen praktische Wohnhäuser zu schaffen. Die Bedingungen dazu sind bei dem alten Grundriß vollständig erfüllt . . . So könnte ein Teil des alten Cambodunum wiedererstehen, eine Stadt mit gemächlichen Laubengängen wie in Brigen und Bozen. Dies wäre ein Triumph der Altertumswissenschaft, wie ihn keine Stadt bisher aufzuweisen hat!“ Eine solche Restitution des alten Stadtbildes würde gewiß auch ein Anziehungspunkt für das neue Rempten bilden. Die Grundmauern der römischen Stadt nur auf dem Papier zu besitzen, wo sie nur auf wenige Menschen Eindruck machen, genüge nicht.

Aus diesem idealen Plan ist nichts geworden. Die Mittel reichten nur hin, stückweise zu pachten, zu graben und wieder einzufüllen. An Ort und Stelle ist heute nichts mehr zu sehen. Man kann wochenlang in Rempten sein, ohne von der Bedeutung dieser historischen Stätte irgend etwas zu ahnen.

Die Nordgrenze der antiken Stadt ist zwar durch den Spaten erreicht worden, aber schon vor dem Kriege wurden die seit 1909 vom Generalkonservatorium (jetzt Landes-Denkmalamt) in München übernommenen Grabungen eingestellt (1913). Zu einer Ueberbauung des Geländes ist es bisher glücklicher Weise aber auch nicht gekommen.

Thiersch's topographischer Spürsinn hatte das Kemptener Gelände aber noch viel weiter prüfend abgetastet. Schon zu Beginn der Grabung konstatierte er unter dem großen Forum einen älteren, kleineren, etwa quadratischen Marktplatz. Dann glaubte er in der runden Mulde des steilen Abhangs am rechten Illerufer unmittelbar hinter der „Vorstadt“ die Spuren eines großen römischen Theaters, an der Stelle der Stiftskirche aber das regelmäßige Viereck eines römischen Kastrens und gegenüber in der Altstadt zwischen Metzgertor und St. Mangkirche, wo die Häuserfronten der Bäckerstraße in eigentümlicher Kurve verlaufen, die Spuren eines Amphitheaters zu erkennen, so groß wie dasjenige von Pola. Wie in Nimes hätten sich die Häuser zwischen die Radialmauern der römischen Substruktionen eingemauert. Von diesen Vermutungen erscheint die erste durchaus einleuchtend und wird sich vielleicht eines Tages als richtig herausstellen. In seinem Exemplar der vom Kemptener Historischen Verein 1911 herausgegebenen „Denkschrift über die Erhaltung der Ausgrabungen auf dem Lindenberg“ hat Thiersch auf dem beigehefteten Plan nicht nur sein großes Projekt der den antiken Baulinien folgenden Wiederbebauung des ganzen Geländes auf dem Lindenberg, sondern auch diese beiden zuletzt genannten Vermutungen eingetragen.

Endlich ist für ihn charakteristisch auch hier die innige Verknüpfung des Alten mit dem Neuen noch in einem andren Sinne: darin nämlich, daß er für eine bekannte, noch heute übliche, aber in ihrer Entstehung unerklärte Erscheinung die Wurzel in der Antike suchte. Hier betrifft seine Vermutung die eigenartigen „Grabendächer“, wie sie in den bayerischen Städten am Inn und im Salzbürgischen am häufigsten vorkommen. „Ich habe jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß die Grabendächer schon in der römischen Zeit da waren, weil sie bei der geschlossenen Bauart die beste Lösung geben. Auch in Pompeji muß es ähnlich gewesen sein: kein Hausbesitzer darf sein Regenwasser zum Nachbar hinführen, jeder muß schauen, wie er mit der Ableitung des Regenwassers zwischen seinen vier Grenzmauern selbst fertig wird. . . . Cambodunum scheint schon solche Dächer gehabt zu haben. Anders kommt man bei seinen Häusergrundrissen nicht zurecht. Bis heute haben sie sich dem Lauf des Inn und der Salzach entlang bis an die Donau erhalten. Hauptvorteil: Erschwerung der Verbreitung des Feuers bei Bränden. In Ländern mit starkem Schneefall erfunden sind sie freilich nicht!“

Je mehr der Landaufenthalt in Berchtesgaden sich jährte und mit dem zunehmenden Alter praktische Bauaufträge für Thiersch zurücktraten, je unerquidlicher und bedrohlicher die Gegenwart in jenen Jahren wurde, desto mehr wandte sich sein ruhelos forschender Sinn der ältesten Geschichte seiner dortigen Umgebung zu. Ja, in den beiden letzten Jahren seines Lebens war es, als wäre eine Art Hellsichtigkeit über ihn gekommen, so daß er schließlich die vorzeitliche Kultur jener Gegend mit einer Klarheit vor sich sah und auf den Katasterblättern eintrug, die zum Kühnsten gehört, was seine kombinatorische Divination gestaltet hat. Die Herrlichkeit der Bergwelt zieht dort die Blicke und Gedanken aller naturgemäß in die Höhe, nicht in verborgene Tiefen. Aber wo niemand bisher auch nur die leisesten Spuren vorgeschichtlicher oder römischer Besiedelung hatte bemerken können,

erschloß sich ihm aus Beobachtungen unbedeutender Kleinigkeiten heraus nach und nach ein ganzes System einstiger Limitation, d. i. uralter Flureinteilung zu einem in sich abgerundeten Bilde konsequent zusammen. Das Keltische und Provinzial-Römische interessierte ihn immer brennender; er las und erzerpierte alles, was er an wissenschaftlicher Literatur hierüber erreichen konnte. Es wird kritischer Studien der bayerischen Prähistoriker an Ort und Stelle bedürfen, um den Wahrheitsgehalt von Thiersch's Thesen als wirklich oder nur vermeintlich zu erweisen. Aber auch dann, wenn sich seine Ideen hier nicht bewahrheiten sollten, sind sie ein glänzendes Zeugnis seiner aufs Große gehenden Kombinationsgabe und scharfen Beobachtung im Einzelnen.

Zuerst beschäftigten ihn die großen Gruben in Form tiefer Trichter, wie sie sich in jener Gegend zuweilen in Gruppen beisammen finden. In einem Antrag an das Generalkonservatorium der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns zum Zwecke einer archäologischen Nachgrabung heißt es: „Nach meiner Ueberzeugung sind es die Spuren einer vorrömischen Ansiedelung, deren Rundhütten überflutet und mit Kies überdeckt worden sind. Nach dem Ablauf der Ueberflutung und dem Einsturz der Kegeldächer mußte das Geröll nachstürzen und sich die regelmäßige Form der Trichtergruben bilden. Bei Nachgrabungen muß man auf dem Grund dieser Gruben Werkzeuge und Gegenstände des Hausrats finden, sowie die nötigen Anhaltspunkte, um den Aufbau dieser vermutlich paläolithischen Wohngebäude wiederherzustellen.“ Noch im August 1916 hat er selbst eine solche Gruppe von kreisrunden Gruben bei Hallthurn aufgenommen und als dickwandige Rundhütten, deren Kegeldach sich rings um einen Baum in der Mitte anlehnt, in anschaulichen Skizzen rekonstruiert. Zu entsprechenden Gruben in der Schönau bemerkt Thiersch: „Ich bringe heraus, daß eine Grube von 20 m Dm. und 5 m Tiefe sich gebildet hat durch Verschüttung und nachträglichen Einsturz einer Rundhütte von c. 11 m Dm., 7 m Höhe und 2½ m tiefem Keller. Die ganze Hochebene der Schönau ist mit Kies bedeckt, der nur durch eine Ueberschwemmung, die aus dem Kamjauer Uenthal kam, abgelagert worden sein kann. Der letzte Erguß fand ein Dorf mit Rundhütten vor und überschüttete sie mit Geröll bis an deren Spitze. Als längere Zeit nach dem Ablauf der Gewässer die Hüttendächer faulten und einstürzten, rollte der Kies zu beiden Seiten nach und bildete die jetzigen trichterförmigen Vertiefungen. Mit Steinbeilen konnte man keine richtigen Holzverbindungen herstellen und deshalb keine Häuser von viereckiger Form bauen. Erst die Bronzezeit weist solche auf. Ob die Mittelstufe eine natürliche oder eine künstliche war, wird sich bei den Nachgrabungen feststellen lassen.“

Den offenbar sehr berechtigten Einwand, diese grubenartigen Einbrüche seien für eine solche Entstehungsursache viel zu groß und wahrscheinlicher als Folgen von Auslaugungen im salzhaltigen Boden zu verstehen, wollte Thiersch nie gelten lassen.

Eine andre Art (frühbronzezeitlicher) Wohnhütten, deren Reste bei den Grabungen des Herrn Kustos Maurer in der Nähe der Ruine Karlstein bei Reichenhall zu Tage kamen, hat Thiersch ebenfalls zeichnerisch rekonstruiert. Die aus Posten und Flechtwerk bestehende Tür- und Frontwand verläuft oben in einer flachen Kurve, der Wohnraum ist derart in den schrägen Berghang eingeschnitten, daß das nach hinten abfallende Erddach allmählich in dieses übergeht. Der Grundriß ist also ein Halboval von 10—18 m Länge. (Vgl. F. Weber, Vorgegeschichtliche Wohnstätten in Karlstein bei Reichenhall, Alt-bayerische Monatschrift 1905, 156—170 f.; 1906, 128; 1908, 55).

Ein anderer interessanter, für unsern Vater noch aufregenderer Punkt war der sog. Stangenstein unmittelbar nördlich von dem kleinen Ort Königsee und seiner neuen Bahnstation. Hier liegen einige mächtige Felsen von irgend einem unbordenklichen Bergsturz her als erratiche Blöcke isoliert in

der Wiese, malerisch mit Grün bestanden, und der größte von ihnen an seiner überhängenden Wandung mit sichtlich sehr alten Einritzungen, Pentagrammen, Kreuzeszeichen, ründlichen Eintiefungen u. a. bedeckt, die schon einem früheren nachdenklichen Beobachter aufgefallen waren und wegen ihrer apotropäischen Bedeutung dem Felsen den Namen „Großer Teufelsstein“ eingetragen haben. (Vgl. Friedel, Verh. der Berliner Gesellsch. f. Anthropologie, Ethn. u. Urgesch. 1884, S. 575 ff.) In seinem Grübeln über die einstige, urzeitliche Formation der dortigen Landschaft kam Thiersch auf den Gedanken, daß diese Felsen, die jetzt ganz auf dem Trockenen stehen, einst im nördlichsten Ende des damals noch größeren, bis Unterstein etwa reichenden Königssees im Wasser gelegen haben müssen, und daß über ihre Häupter hinweg als über natürliche Brückenpfeiler eine prähistorische Holzbrücke geführt haben müsse für einen wichtigen Verkehrsweg von Ost nach West (Abb. 35). Er schreibt darüber am 18. Oktober 1911 an seinen Sohn Friedrich: „Freue Dich mit mir, meine königlicher Forschungen sind am letzten Tag dieses schönen herbstlichen Aufenthaltes dortselbst glänzend abgeschlossen worden! Ich konnte die Ungewißheit, was es mit den Felsstüden in der Königsseer Flur für eine Bewandnis habe, nicht länger ertragen; habe mir vom Modereggerbau zwei Arbeiter mit einer 7 m langen Leiter und einem Bidel geben lassen und bin dem „Stangenstein“ aufs Dach gestiegen. Das Laub war schon von den Sträuchern gefallen, und es bedurfte nur einiges Auslichten und Moosaufhaken: da lag der Grundriß eines Turmes fast vollständig da und im Innern über einer Felsenspalte der herabgefallene Sturz des Durchgangstores. Bitternd vor Aufregung habe ich die nötigsten Maße genommen. Die Felskante, welche Du schon bemerkt hast, verläuft senkrecht zur Stirnfläche des Felspfeilers, ist innen vollkommen senkrecht abgearbeitet und nach außen abgeboßelt. In 3 m Abstand eine Schwelle, die 1 m tiefer liegt. Außerhalb fällt die Oberfläche des Felsens in geneigter Ebene ab. Im Innern also ein demoonster Stein, der sich nach Abtragen des Mooßes als Türsturz mit Anschlag des Türflügels darstellt, nach oben zu polygonal begrenzt. In 1½ Stunden war ich fertig, stieg mit schwachen Knien herab und zahlte in der Freude meines Herzens jedem Tagelöhner eine Mark.“ „Am Stangenstein, diesem Mittelpfeiler also der vorgezeichneten Brücke, findest du hunderte von Löchern, die von Eisenspitzen mit großer Gewalt eingestossen und etwas ausgerieben sein müssen. Vorüberfahrende Flöße können es nur gewesen sein, die sich mit ihren eisenschlagenen Stangen hier angestemmt haben, um nicht an dieser lebensgefährlichen Stromschnelle zu scheitern. Noch bis in römische Zeit muß der Königssee bis zum Unterstein gereicht haben.“ Thiersch rekonstruierte also eine Holzbrücke mit gemauertem Turm, in einer Variante auch mit einem kleinen heidnischen Heiligtum oben auf der höchsten Stelle, auf dem Scheitel des „Stangensteins“, mit Gefälle von da nach beiden Seiten, als wichtige Verkehrsverbindung in der Bronze-, Eisen- und Römerzeit. An der baulichen Anlage von solcher ist kaum zu zweifeln, fraglich kann nur sein, wie weit ihre Erbauung zurückreicht. Gegen meines Vaters sehr hohen zeitlichen Ansatz scheint bisher nichts zu sprechen. Bestärkt wurde er in dieser Ansetzung durch Feststellung eines andren gemauerten Turmes in Resten auf dem Falkenstein weiter oben am waldigen Ufer des Königssees selbst und durch den Fund eines rohen Marmorkopfes in dieser Gegend, den er als eine geringe römische Arbeit ansah. (Jetzt im Museum zu Berchtesgaden).

Für Berchtesgaden selbst nahm Thiersch an seiner ältesten und fortifikatorisch bedeutungsvollsten, auch heute noch in Wilde des Orts prominentesten Stelle nichts weniger als ein römisches Kastell an, und zwar als Nachfolger einer schon vorausgehenden Befestigung, eines vorrömischen, späteltischen Oppidums: auf dem beherrschenden Plateau, wo jetzt Schloß und Stiftskirche stehen, und vordem die alte Abtei mit ihrem Kloster war. Das Kloster habe sich in einem befestigten Lagerviereck niedergelassen, mit ge-

raden Zugängen von drei Seiten: von Salzburg, Reichenhall und Königssee. Die keltische Burg, eine quadratische, astronomisch genau nach den Himmelsrichtungen orientierte Anlage, wäre auf drei Seiten von Gräben umgeben, das römische Kastell mit zwei Höfen für eine cohors quingenaria eingerichtet gewesen; also ein kleines Lager von 90×130 m Seite. An derselben Stelle nimmt auch Riezler für das 6. Jahrh. das Gut des bayerischen Abteligen Berchtes an, der dem späteren Ort den Namen gab. Auch durch die folgenden Jahrhunderte hindurch bis in die Barockzeit hinein hat Thierich an Hand alter Nachrichten und Stiche die verwickelte Geschichte dieser Baustätte verfolgt. Am 14. Juli 1915 schrieb er mir: „Gestern habe ich in Berchtesgaden die Reste der Brücke, die über den tiefen Schloßgraben in die via principalis des römischen Lagers mündete, konstatieren können, nicht ohne Gefahr an dem steilen Hang herumkletternd . . . Im Keller laufen die alten Mauern in zwei verschiedenen Richtungen. Man sieht, daß bei der Vergrößerung des Kastells eine Orientierungsänderung vorgenommen worden ist. . . In den Ruinen der östlichen Teile hat sich das Kloster eingerichtet. . . Nicht leicht wird man an einem andern Beispiel den Uebergang von römischer Ordnung und Regelmäßigkeit zur mittelalterlichen Gleichgültigkeit in diesen Dingen so drastisch dargestellt finden. Erst die Barockzeit wieder tritt in die alten Fußtapfen. . . Neulich habe ich im Hofbauamt mir Pläne von den Grundrissen des Berchtesgadener Klosterbaues genommen und bin nun gewiß, daß ich recht vermutet habe. Habe keine Angst, daß ich mich verplöppert habe!“

Thierich's These von dem vorgeschichtlichen und antiken Kastell Berchtesgaden ist überaus kühn. Sie steht der herrschenden Auffassung stracks entgegen, daß nämlich der Kessel des Berchtesgadener Gebietes in vorrömischer, römischer und auch noch frühgermanischer Zeit als unzugängliches Urwaldgebiet links liegen geblieben und erst spät, im Mittelalter, der Besiedelung erschlossen worden sei, während in nächster Nähe bekanntlich Reichenhall und ebenso das Saalachtal bei Hallein-Dürrenberg und weiter hinauf eine dichte vorrömische Besiedelung aufweist von der jüngeren Steinzeit an bis in die spätrömische Periode hinein. Ob diese exklusive Auffassung mit ihrer absoluten Negation für Berchtesgaden recht behält, kann noch fraglich erscheinen. Wichtig ist allerdings, daß die Orts-, Berg- und Almennamen des Berchtesgadener Landes ganz überwiegend germanisch sind, wie J. Miedel (Alt Bayer. Monatschrift XII, 1913/14, S. 73—94) ausgeführt hat gegen S. Riezler (Festschrift für G. Meyer v. Ronau (1913, S. 93—163), auf dessen Annahme einer später romanisierten keltischen Bevölkerung, sogar mit ausgedehnter Almwirtschaft, sich Thierich und ebenso Th. Knecht*) noch gestützt hatten. Das Zeugnis der ältesten christlichen Chronik allein, welche das Berchtesgadener Gebiet als vasta solitudo eben noch voll wilder Tiere und Drachen schildert, ist jedenfalls nicht gewichtig genug die Frage zu entscheiden**). Hier können nur Bodensfunde Licht bringen, wie das in überraschender Weise ganz nahe bei Reichenhall am St. Pantzafelsen geschehen ist. Wie wichtig diese neuen Funde für Thierich's Gesamtauffassung sind, beweist, was eine Autorität wie Dechelette von ihnen bekannte: „Diese Funde (La Tène-Ansiedelung mit keltisch-norischen Münzen des 1. Jhs. v. Chr.) bringen jetzt volles Licht über die wichtige Frage des Zusammenhanges keltischer Besiedelung von Böhmen bis Gallien und beweisen die Einheit keltischer Kultur von dem Gebiet der Boier an bis in das eigentliche Gallien am Ende der keltischen Periode.“

Die Hypothese von einem römischen Berchtesgaden hat also wenig

*) Die Siedlungsgeographie des Berchtesgadener Landes, 1913.

**) Schon Koch-Sternfeld (Gesch. d. Fürstentums Berchtesgaden, 1815) und L. Steub (Das bayerische Hochland, S. 308) haben davor gewarnt, dieser Aussage Gewicht beizulegen.

Aussicht auf Bestätigung, so gut an sich ein Ableger der reichen Römerstadt in Salzburg, dem alten Juvavum, in solch großer örtlicher Nähe denkbar wäre. Nur müßten dann auch damalige Zugänge zu dem Berchtesgadener Kessel nachweisbar sein. Statt dessen scheint die Natur damals tatsächlich nur undurchdringliche Hindernisse ringsum geboten zu haben. An eine starke Militärstation so weit ab vom Rimes wird man schwerlich glauben können. Eine archäologische Nachprüfung an Ort und Stelle verlohnte sich jedenfalls, auch wenn sie ganz andre, unerwartete Ergebnisse für die Bau- und Siedelungsgeschichte des Ortes bringen müßte.

Die Möglichkeit einer vorrömischen, keltischen Niederlassung an dieser für Salzgewinnung wichtigen Stelle ist viel weniger zu bestreiten. Der Wahn, das Alpenland sei in der vorrömischen Periode, der Bronzezeit nur ein wildes, unzugängliches, höchstens von wenigen unzivilisierten Höhlenmenschen bewohntes Gebiet gewesen, ist ja längst zerstört. Wir wissen jetzt, daß die Alpentäler schon in der älteren Bronzezeit, also schon zwei Jahrtausende vor den Römern, von Stämmen mit hochentwickelter Kultur besiedelt waren, und zwar im Laufe jener alten Zeit wahrscheinlich dichter als nachher zur Zeit der Römer, welche für ihre Heere auch hier große Aushebungen veranstalteten, sich selbst aber nur an wenigen Hauptpunkten, an den großen Verkehrslinien festsetzten. Gerade das Suchen nach Mineralien, metallhaltigen Gesteinen aber scheint es gewesen zu sein, das den Menschen der Bronzezeit immer tiefer in die Alpentäler lockte. (Vgl. F. Weber im Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1905, nr. 1.)

Zahlreiche Spuren dieser längst vergangenen Kultur glaubte Thierisch nun auch im Gelände des Berchtesgadener Gebietes selbst gefunden zu haben. Und zwar Spuren einer sehr regelmäßigen, großmaßhigen Flureinteilung, einer „keltischen“ Limitation. Hier schloß er, ohne es zunächst zu wissen, an die Forschungen von Ad. Schulten (Abh. d. Göttinger Ges. d. Wiss. 1898) und W. Barthel (Bonner Jahrb. 1914) an, welche Systeme, Spuren und Inschriftenreste antiker Limitationen, ja ihre bis auf heute unverkennbaren Nachklänge in der Lombardei, Toskana, Campanien (erstaunlich regelmäßig und gut erhalten bei Parma, Modena, Bologna, Imola) und in Nordafrika festgestellt haben. Allerdings - erst für die Römerzeit; da aber mehrfach schon seit dem 2. Jahrhdt. v. Chr., jedoch keineswegs immer nach den Himmelsrichtungen orientiert. Eine vorrömische, eine von Kelten herrührende Limitation hat sich bisher überhaupt noch nirgends feststellen lassen.

„Ich gehe seit einigen Tagen den Veränderungen nach, welche die Wege und Eigentumsgrenzen in der Schönau seit 2000 Jahren erfahren haben. Ich habe gefunden, daß diese schöne Flur einst durch breite Weidewege von 100 Fuß Breite, also das genaue Maas einer Zenturie, und in Abständen von 2500 Fuß genau nach den Himmelsrichtungen geteilt war; ringsum ein Gürtel Weideland und Wald als Einfassung. Bis heute haben sich Reste jener Weidestraßen unter dem Namen „Freiungen“ erhalten, Plätze, wo jeder-mann sein Vieh weiden lassen konnte. Ein System von Wasserkanälen war damit verbunden. Also ein Zustand, der eine größere Wohlhabenheit als heute annehmen läßt.“ Ich habe nun drei verschiedene Limitationen: für Berchtesgaden, die Schönau und die Strupp, also für drei durch tiefe Flußtäler getrennte Hochflächen. Die beiden ersten Systeme sind genau nord-südlich orientiert. (Auch in der Emilia stoßen die verschieden orientierten Limitationen benachbarter Städte unmittelbar aneinander.) Der cardo maximus, ein zweites wichtiges Römerwerk, fällt mit der Axa des römischen Lagers zusammen, (das Thierisch bei der „Kirngas“ in der Schönau als einen Stützpunkt des Kastells von Berchtesgaden zu den gewöhnlichen Abmessungen von 160 × 190

Metern in letzten schwachen Spuren erkennen zu können glaubte), gehört also der letzten Zeit der römischen Herrschaft an. Wahrscheinlich waren Aufstände der heimischen Bevölkerung erst die Ursache für den Ausbau des römischen Kastells, für die Errichtung des Römerlagers in der Schönau und die schnurgeraden Militärstraßen, die von diesem aus nach Berchtesgaden und in die Ramsau führend rücksichtslos das Netz der alten Flureinteilung durchschneiden. Die alte Besiedelung der Schönau kann niemals ganz vertrieben worden sein. Wie hätten sich sonst so viele Grenzen und Wege erhalten können?"

Thiersch war damit ganz von sich aus auf Fragen und Zusammenhänge gestoßen, welche unsere Prähistorie seither mehr und mehr beschäftigt, und wie sie seither besonders Karl Schumacher in Mainz für die vorrömische Zeit der Rheinlande (1921) vorbildlich zusammengestellt hat. Durchaus selbständig hatte Thiersch angefangen in dem vernachlässigten, vor aller Augen offen liegenden Buch der Fluren, das in Bayern in diesem Sinne noch niemand herangezogen hatte, zu lesen. Er wußte noch nicht, daß man am Rhein eben anfang derartige Dinge die mit der Kontinuität der Siedelung zusammenhängen, zu beachten und auf dem Wege immer sicherer Erkenntnis hierüber war; nichts von dem, was Schumacher (*Germania* V, 1921, S. 8ff.) über „die Dorfgemarkung als frühgeschichtliche Bodenkunde“ zusammengestellt hat, Dinge wichtig genug, um jetzt auch von Wirtschaftshistorikern wie A. Dopf (Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung (1918) I, 337 f.), gebührend herangezogen zu werden. Besonders am linken Rheinufer ist die Stabilität der Gemarkungsgrenzen deutlich; da schließt sich die alemannisch-fränkische Flureinteilung eng an die antik-römische an. In Rheinhessen bilden heute noch alle größeren Römerstraßen Gemarkungsgrenzen. In der Wetterau war es einst ebenso, nur sind da die Linien jetzt mehr verwischt. Bei Worms und Bingen dagegen finden sich als Fluren Bierdeckelblöcke von solcher Regelmäßigkeit, daß hier die Ueberreste römische Limitation unverkennbar sind. Ebenso bei Friedberg (vgl. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III, 159 mit Anlage 34), am Rhein zwischen Bacherach und Boppard und weiter an der Mosel. Gerade die langen geraden Umgrenzungslinien sind ein Kennzeichen der antiken Feldmessenkunst, gezackte Grenzlinien deuten auf spätere Eingriffe. Eine römische Inschrift von Köln und eine andre aus dem Neckartal legen Zeugnis ab von regelmäßiger Flureinteilung auch in den dortigen Gegenden.

Von all diesen wichtigen Feststellungen konnte Thiersch damals noch nichts ahnen. Auch daß gerade in jener Gegend, wo er selbst einst als junger Mann mit Messschnur und Bistierstäben herumgezogen und dabei römischen Resten schon nachgegangen war, bei Eichstätt das Messinstrument eines römischen Feldmessers mit Stativ und Winkelkreuz gefunden worden ist, war ihm entgangen. Mit welcher Freude hätte er es sonst begrüßt! Umso überraschender sind seine Wahrnehmungen und Vermutungen für das von jenen Gegenden weitabliegende oberbayerische Gebiet. Um seine These von der alten Limitation im Berchtesgadener Gelände zu stützen, — Steinsetzungen oder Inschriften wie in Tunis gibt es ja hier nicht — sah sich Thiersch nach Analogien in der Nähe um. Er hätte auf die durch Hygin p. 204 bezeugte Limitation in Pannonien hinweisen können. Statt dessen glaubte er solche Spuren so. von München auf dem rechten Isarufer in der Gegend zwischen Harlaching und Perlach bis herunter zwischen Wolfratshausen und Deissenhofen gefunden zu haben. Besonders in der

Gegend am Hachingerbach stieß er auf Spuren einer Limitation, der ein Fußmaß, das größer (0,340 m) ist als das römische (0,295 m), zu Grunde liege, das also das keltische sein müsse. „An Ort und Stelle habe ich meine Vermutung bestätigt gefunden, daß die Orte Unterhaching und Taufkirchen Niederlassungen auf oder in ebenjohden Schanzen sind wie die beiden (vgl. römischen) bei Deiffenhofen“. (Erdbälle, nach Thiersch mit eingebauten Holzblockwänden.) Die beiden großen Lager bei Deiffenhofen und im Gleisental galten bis dahin als Legionswinterlager aus der Zeit des Drusus, in weitem Umkreis von etwa zehn kleineren Schanzen oder „Kohortenlagern“ umgeben. Daß das eine der beiden großen Lager von der Römerstraße glatt durchschnitten wird, nahm Thiersch mit Recht für dessen vorrömische Anlage in Anspruch. Diese These Thiersch's von keltischen Viereckschanzen ist seither glänzend bestätigt worden. Der umsichtigste Vertreter der Vor- und Frühgeschichtsforschung in Bayern, Paul Reinecke in München, hat seither alle diese, an ihren Ecken stets scharf ausgezogenen, niemals — wie bei den Römerlagern — abgerundeten Viereckschanzen in Bayern als vorrömisch erklärt, mit Nachdruck dabei die Schanzen bei Deiffenhofen hervorgehoben und sie den ganz ebenso umwallten gallischen Gutshöfen des 2. und 1. Jhs. vor Chr. gleichgesetzt*), wie sie auch im Main- und Neckargebiet mehrfach nachgewiesen sind. Schumacher hatte schon 1899 eine Musteranlage derart bei Gerichtstetten im Odenwald festgestellt. Thiersch's Vermutungen gingen aber gleich weit über die Schanzen hinaus, deren geradlinige Regelmäßigkeit noch mit andren ähnlichen Dingen in Verbindung bringend. „Die große Achse der Limitation geht von Oberbiberg durch Grünwalder Forst genau auf den alten Hof in München zu, das herzogliche Schloß, und ist 17 Kilometer lang. Senkrecht darauf steht der Weg nach Basing einerseits, nach Berg am Laim andererseits. Die Römer fanden also hier schon die Stadt vor, die sich über München erstreckte. „Bratananium“ nach der Pentinger-Karte. Sie war ringsum mit Kastellen oder Schanzen umgeben von c. 100 m Seite. Der alte Hof hat das Glück gehabt als Herzogsburg ausgebaut zu werden. Die andren Forts der Peripherie waren Berlach, Unterbiberg, Taufkirchen, Posham, die Deiffenhofer Schanzen, an der Nar Grünwald und wahrscheinlich auch Harlaching. Dies alles hat nicht vermocht die Römer zurückzuhalten. Mit ihrer Militärstraße von Salzburg nach Augsburg schnitten sie das regelmäßige Straßennetz samt den Schanzen schräg durch, stellten einen näheren Uebergang bei Grünwald her usw. . . . Niemals bis auf die neueste Zeit hat sich das damals dicht bewohnte Land wieder erholt. Die Dörfer Siegertsbrunn, Hohenbrunn, Puzbrunn usw. zeigen noch deutlich die vorrömische Limitation in ihren Fluren“**). Dabei verfolgte Thiersch aufmerksam auch den Verlauf der drei dortigen Römerstraßen und fand, daß sie nur in den großen Wäldern schmurgerade verlaufen, sonst aber unregelmäßiger dahinziehen, offenbar älteren vorrömischen Wegen sich anschließend. „Die Römer ließen sich also auch im Straßenbau von wirtschaftlichen Rücksichten leiten und suchten ihren Zweck mit den einfachsten Mitteln zu erreichen“.

Antike Limitationen haben sich bisher nur ausnahmsweise in den römischen Provinzen feststellen lassen. Daß die wenigen ebenen Flächen des kleinen Berchtesgadener Landes solche besaßen, ist nicht gerade sehr wahr-

*) Vgl. seinen vor kurzem erschienenen Aufsatz im „Bayerischen Vorgeschichtsfreund“ S. I/II (1921/22) Seite 36 ff. „Die spätkeltischen Viereckschanzen in Süddeutschland“. Hier finden wir auch die Wurzel der großen Gebirgshöfe, die Thiersch in Niederbayern und Oberösterreich aufgefallen waren als vermutlich Nachkommen ebenso gearteter provinzialrömischer Reiterhöfe. Vgl. oben S. 35. Diesen gingen also noch ältere, vorrömische, vielleicht sogar vorkeltische Anlagen voraus. Auch hierin stimmt Reinecke ganz mit Thiersch überein.

***) Vgl. dazu jetzt wiederum P. Reinecke a. a. O. S. 89 ff.: „Wanderung Deiffenhofen-Grünwald südlich München“.

scheinlich. Ganz deutliche Spuren scheinen noch zu fehlen. Aber auch in Oberitalien hat man als Anhaltspunkt nur die große Regelmäßigkeit der heutigen Flurgrenzen und Flurwege, das schachbrettartige Maschennez ihrer Zenturien. Die Poebene könnte immerhin auf die Vermutung führen, daß die Römer in ihrer Feldmessenkunst ein sehr altes Erbe nur geschickt weiter ausgebildet haben. „Ist das römische Gesetzmäßigkeitsgefühl selbst ein Erbteil älterer Vorfahren gewesen?“, fragt schon 1875 der Mathematikhistoriker Cantor (Die römischen Agrimensoren und ihre Stellung in der Geschichte der Feldmessenkunst, S. 65), der mit Recht die selbstständig altitalische Wurzel der geometrischen Kunst der These einer griechischen Entlehnung gegenüber verteidigte. In derselben Poebene und ganz besonders in der Emilia, standen einst in vorgeschichtlicher Zeit mit schon überraschender Regelmäßigkeit und Geradlinigkeit in der Anlage die eigenartigen Pfahlbörfer der sog. Terramaren. Später saßen in demselben Gelände und weit nach Süden hinunter die Etrusker, die uns in Marzabotto eine streng rechtwinklige Stadtanlage hinterlassen haben, und welche nach Varro eben die Kunst der Limitation fast zu einer theologischen Disziplin erhoben hatten. Diese haben sie jedenfalls den Römern überliefert. Wenn daher in römischer Zeit nicht nur in der Lombardei und der Emilia, sondern auch bei Florenz und Capua gerade Muster Systeme regelmäßigster Flureinteilung sich finden, so sind da überall schon vorrömische, etruskische Grundlagen möglich. Die Poebene aber mit ihren großen, regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen ist die natürliche Wiege solcher Feldmessenkünste und ihrer geradlinigen Geometrie. Das Pogebiet könnte für das alte Europa darin dasselbe gewesen sein wie das Niltal für das alte Aegypten. Schon die Alten verglichen „Venetien“ wegen seiner vielen und erstaunlichen Kanal- und Deichbauten mit Aegypten. Strabo (V, 5 p. 212) sagt, daß es lange Erfahrung sei, die hier auch der größten Schwierigkeiten Herr werde. Die nach Herodot illyrischen Veneter bezeichnet Polybios als „ein überaus altes Volk“. „Dies sind die Niederlande Italiens, hier ist die Heimat der Wasserbaukunst, klassischer Boden für Arbeit mit Grabseil und Nichtwage seit uralter Zeit, ja vor aller deutlichen Geschichte“, schrieb schon Viktor Hehn (Italien, 12. Aufl., S. 6 ff.). Und Heinrich Kieffers Satz (Italiens Landeskunde I, 213): „Die Bewohner des Polandes wurden die Lehrmeister der modernen Kultur in allem, was die Kunst angeht, den Lauf des Wassers zu regeln“, wird vermutlich dahin erweitert werden dürfen, daß hier auch die Kunst zu Hause ist, Wege und Flurgrenzen möglichst dauernd, klar und übersichtlich anzulegen. Nichts konnte so sehr dazu erziehen als die Gefahr durch stets neue Ueberschwemmungen das Abgesteckte und eben Gewonnene wieder zu verlieren. Bei dem natürlichen Zusammenhang aber Oberitaliens mit dem Alpengebiet und darüber hinaus mit dem Nordfuß der Alpen, wie er für jene sehr alte Zeit (vgl. Schuchhardt, Alteuropa S. 192 ff.) jetzt erweisbar ist, wäre ein Austausch desselben Flureinteilungsprinzips auch im späteren Nätien schon in vorrömischer Zeit also nicht unmöglich. Gerade für Süddeutschland und besonders für die Hallstadtzeit, also die erste Hälfte des 1. Jahrtausends vor Chr., kommen als vorfeltische Bevölkerung in unserer Gegend illyrische Stämme in Betracht. (Vgl. jetzt Reinecke im Bayerischen Vorgeschichtsfreund I/II, S. 39). Daher auch die Reste illyrischen Sprachguts in Bergnamen selbst im Berchtesgadener Gebiet (z. B. in „Schariglehl“; wie Scharnig vom illyrischen scaranto = nackter Fels).

Derartige Fragen über die hohe Kultur der romanisierten Keltenreste in Bayern — äußerst schwer zu lösen und nur zu leicht Trugschlüssen ausgesetzt — sind es, die Thiersch noch in den letzten Monaten seines Lebens, schon aufs äußerste geschwächt, mit schwerkrankem Körper, aber immer noch lebhaftem Geistes unermüdet verfolgt hat; wie von einer Angst getrieben, das Leben könnte nicht mehr hinreichen, diese Entdeckung zu sichern, zu vollenden. Viele Blätter mit langen Distanzberechnungen, Karten-skizzen und Katasterblätter mit sorgfältigen Eintragungen rühren davon her. Er war im Begriff ganz unter die „Agrarhistoriker“ zu geraten. Noch vier Wochen vor seinem Tode schrieb er mir, in seinem allerletzten Briefe aus München, voll trüber Ahnung: „Da ich so gut wie gar nichts von meinen Aufzeichnungen und Karten in die Schweiz mitnehmen darf, so müssen meine keltischen Befestigungsstudien liegen bleiben bis zum Frühjahr. Dies fällt mir sehr schwer, weil ich fürchten muß, daß mir der Tod zuvorkommt“.

Wie dieser umfassend forschende Geist, dessen eigenartige Erklärung der Mond- und Erdgebirge wir schon kennen gelernt haben, auch noch weit über die entlegenste Prähistorie hinaus selbst mit der allerfernsten Urzeit alles Werdens sich befaßte, davon zum Schluß noch eine Briefstelle (1. Nov. 1911), die zugleich ein charakteristisches Zeugnis ist von seiner kindlich gemüt- und humorvollen Betrachtungsweise, und einen Blick tun läßt in eine ihm ganz eigene eschatologische Vorstellung, eine Idee größten Stils, wie so manches bei ihm: Anfang und Ende schließen sich ihm in einem gewaltigen Ring zusammen.

„Noch was andres hat mich heftig bewegt. Heinrich meldet mir einen merkwürdigen Gedanken, den F. H. Kurz in seinem Lehrbuch der H. Geschichte ausspricht: das Lohu-wabohu im 2. Vers der Bibel bezeichne die durch den Fall der Engel verursachte Ver-wüstung der Erde, welche bis dahin von fremdartigen Pflanzen und ungeheuerlichen Tieren bevölkert war, die durch eine alles Leben verschlingende Katastrophe in ein steinernes Grab gehüllt worden seien. Diese Erde sei durch Gottes allmächtiges Schöpferwort im Sech-s-tagewerk wieder zu einer Stätte des Lichtes und Lebens erneuert und dem Menschen zum Leben gegeben worden, damit durch ihn ihre Bestimmung dennoch erreicht werde. Das ist nun eine Idee, welche meiner Aufrüsttheorie eine willkommene und höchst not-wendige Ergänzung gibt. Denn wenn dem so ist, wenn die mosaische Schöpfung eine Neuorganisation oder Rekonstituierung war, so erklären sich manche Dinge, die bisher als Widersprüche oder Unbegreifliches dastanden: 1. die Kürze der Schöpfungsperioden, 2. das plötzliche Verschwinden der plumpen, ungeheuren Tiere und das Erscheinen der leichtge-bauten und beweglichen Säugetiere zugleich mit den Laubbäumen. Und dies alles unmittelbar nach den furchtbarsten Umrwälzungen, welche die Erde betroffen und welche die Alpen, die Apenninen, Karpathen, den Balkan, den Atlas, Himalaja usw. und die amerikanischen Gebirge von unten bis oben aufgeschoben haben.“

Ich weiß, was dies für Kräfte waren, und kann mir vorstellen, wie ausgebehnt die Verheerungen der Oberfläche der Erde durch die Verschmetterung ihrer Rinde und durch das Hin- und Herspülen des Meeres gewesen sein mögen. Die Katastrophen fanden sämtlich gegen Ende der Tertiärzeit statt. Ausgedehnte Schwemmländer bildeten sich und neue Plätze wurden dem Meere angewiesen. Hier entwickelte sich ein neues Tierleben von einem Reichtum und einer Mannigfaltigkeit ohne Gleichen. Erst im Diluvium oder zur Zeit der Sündflut wird dies Leben wieder reduziert. Es gingen halt doch nicht von allen Tieren welche in dem Noach seinen Kasten hinein! Gott sei Dank, daß Er mich von der qualenden Vorstellung befreit hat, als habe Er auf dem Erdboden herumexperimentiert mit seinen Schöpfungen! Es müssen vielmehr die gefallenen Engel ihren schlimmen Einfluß auf die Entwicklung der Geschöpfe ausgeübt und ihre Ausartung verschuldet haben. Diese Riesenmolche, Saurier und Dinosaurier sind uns schrecklich und unheimlich. An ihnen hat der liebe Gott auch keine Freude mehr haben können. Da sind doch die Antilopen, Hirsche, Pferde, Rinder usw., welche fortan die Auen und Wälder besetzten, erfreulichere Erscheinungen, liebenswürdigere Wesen. Und vollends die Laubbäume mit ihren herrlichen

Früchten! Vorher waren nur Nadelhölzer, zypresseartige Bäume und Farren vorhanden und viel Sumpfgewächs. Erst wenn wieder einmal ein solches Strafgericht den Erdbreis heimsucht, dürfen wir auf eine vollkommene Welt hoffen. Sie ist ja auch schon recht verdorben, die interessantesten Tiere ausgestorben, die herrlichsten Länder verwüftet! Zu spät sieht man's ein, daß Tiere und Landtschaft hätten geschützt werden sollen. Der Mensch hat, ebenso wie jene Engel, die Herrschaft über die Erde mißbraucht".

Thiersch war sich damals nicht mehr bewußt, daß ihm diese Auffassung der zwei allerersten Verse der Bibel genau ebenso vor gerade einem halben Jahrhundert schon nahe getreten war und damals bereits seine Verwunderung wachgerufen hatte. Das war, als er 1861 bei Prof. Hamberger an der Polytechnischen Schule in München noch als Hospitant Religionsgeschichte hörte. „Er lehrt“, schrieb er damals nach Hause, „es ging von den gefallenem Engeln eine Verdünnung und Verfinsternung des ihnen zur Behausung angewiesenen Weltgebietes aus. Es sei also die eigentliche und erste Schöpfung nur im 1. Vers der Genesis enthalten, die folgenden Verse enthielten die Wiederherstellung und Erneuerung der Welt. Dies ist mir ganz neu gewesen, und ich glaube, daß es bios eine Vermutung von Prof. Hamberger ist“. Es ist aber klar, daß Hamberger diese Deutung eben aus dem Kurz'schen Lehrbuch hatte, dessen 8. Auflage kurz vorher, 1858, erschienen war. Die Vorstellung selbst wird vermutlich altjüdisch sein. Im Unterbewußtsein hatte also jahrzehntelang diese Idee bei Thiersch geschlummert, bis sie sich auf einmal mit seinen kosmologischen Vorstellungen verschmolzen hatte. Endlich sei erwähnt, daß sich Thiersch auch das Phänomen der Sintflut ganz konsequent und einleuchtend im Sinne seiner Aufsturztheorie erklärte, nämlich als Folge eines Zusammenprallens der Erde mit einem großen wässerigen Körper aus dem Weltraum. Hier berührte sich Thiersch aufs engste mit den Darlegungen des Grafen Ludwig von Pfeil, mit denen dieser, wie Alexander von Humboldt widmend, schon 1854 hervorgetreten war. Vgl. dessen Schriften „Kometen und Meteore, die Hauptursachen der Erdberevolutionen“ (besonders S. 58 ff.) und „Kometische Strömungen auf der Erboberfläche“ (1879), S. 174 ff.*).

Die Weite solcher, womöglich den ganzen Kosmos umfassender Betrachtungsweise, die auch das Ende aller Dinge nicht außer acht ließ, das Bestreben, die Tatsachen der Natur in Einklang mit der göttlichen Offenbarung zu bringen, dies Hineigen zu einer ausgesprochen theistischen Naturphilosophie bei August Thiersch mutet an wie ein von seinem frühverstorbenen Vater, nach dem er auch den Namen hatte, Emil August von Schaden, († 1852) ihm überkommenes geistiges Erbe; nicht weniger wie der tief religiöse Sinn und sein überaus feines ästhetisches Empfinden. Alles Wesenseigenschaften v. Schaden's, des Frühverstorbenen, dessen höchster Lebenswunsch es gewesen war, einmal in München, der Stadt voll künstlerischer Schätze und Anregungen, Professor der Aesthetik zu werden, und von dem seine Freunde gehofft hatten, er werde mehr als irgend einer der Mitlebenden die Harmonie der göttlichen Wahrheit und der höchsten menschlichen Bildung zur Anschauung bringen**).

Wie eindrucksvoll wußte Thiersch diese ihm eigentümlichen kosmologischen Ansichten zu vertreten, wie überzeugend kam bei ihm da seine ganze

*) Wahrscheinlich waren es die Ideen des Grafen Pfeil, von diesem auch in Artikeln in der Schlesiſchen Zeitung und in einem Vortrag zu Berlin im Jahre 1857 vertreten, welche W. von Hochhammer kennen gelernt hatte, als er Vater Heinrich Thiersch die Anregung zu der mit August zusammen verfaßten Monographie gab. (Siehe oben S. 20 u. ff.).

***) Vgl. Heinrich Thiersch, Lebenserinnerungen an E. A. v. Schaden (1863), S. 50 u. 52.

Persönlichkeit mit zum Durchbruch! Und überall nahm er gerne Gelegenheit, verständigen Hörern, — war es auch, wie 1898, nur ein kleiner griechischer Schiffskapitän bei stürmischer Ueberfahrt, — packend auseinander zu setzen, wovon sein Herz so übergewollt war. Als Beleg diene der Briefanfang eines ihm befreundeten namhaften Architekten:

„Lieber Freund! Seit ich von Dir fort bin, hat sich in mir ein neuer Mensch gebildet, oder der alte hat sich etwas weiter nach rechts verschoben; wenn Du mir das Gleichnis von rechts und links gestatten willst. Deine Theorie von den Gebirgen hat mir Furcht und Ehrfurcht eingeflößt vor dem Höchsten! Und so war ich in meinen letzten Reisetagen bemüht, alles was an Bandtschaft vor mein Auge kam, zu prüfen auf seine Entstehung. Bei meiner Nachhausekunft war das erste meinen großen Atlas von Andree zu befragen. Die Sache stimmt. Versäume nur nicht, so rasch als möglich deine großen Gedanken rückhaltlos zu veröffentlichen, damit Dir andre nicht zuvorkommen und Deine Äußerungen benutzen!“

Letzte Jahre, Krankheit und Tod.

Unter dessen war mit dem Ende des Sommersemesters 1908 der Abschied August Thiersch's von seiner akademischen Tätigkeit herbeigekommen. Sein Schüler Th. Dombart hat die Erinnerung daran festgehalten (Bayer. Heimatclub XI. Jahrg. 1913, S. 174: „Vorlesungsschluß“): „Der Tag und die Stunde war gekommen, da unser verehrter Lehrer zum letzten Male vor seine zahlreichen Hörer treten sollte. Laute Ehrung hatte der Scheidende abgelehnt. So gab es nur eine stille Feierstunde zwischen Meister und Schülern. Nicht nur der laufende Jahrgang seiner Hörer nahm Teil, sondern all seine einstigen Schüler, die noch an der Hochschule waren. Das Katheder zierten Gobelinhänge mit Kojenschnud. Sonst war scheinbar alles wie immer in dieser Vorlesung, in der weniger gesprochene Worte als vielmehr unsichtbare Kräfte der Persönlichkeit, sowie seine beispiellose zeichnerische Darstellungssicherheit das Erlebnis antiker Form- und Gestaltungsideals vermittelten. In dieser letzten Stunde behandelte der Scheidende die römischen Grabdenkmäler, die Stelen, Kolumbarien, Sarkophage, Tumulusgräber, Stufenpyramiden und Altargräber, Kapellengräber, Grabtürme und Ehrensäulen. Seine Hand zauberte die einzelnen Typen mit festen, zwingenden Linien an die Tafel; kurze, manchmal scherzdurchsetzte Worte boten die Erläuterung, und was noch zu verstehen und zu begreifen übrig blieb, vermittelten die Blicke und die persönliche Art der Vorführung. Es war noch ein reiches Kapitel, das in dieser Stunde seine Erlebigung fand; aber als die Glocke schlug, war das Penjum voll und abgerundet durchgeführt, und der Meister legte die Kreide aus der Hand. Und nun wurde wieder einmal offenbar, welch' innerster Begeisterung die deutsche akademische Jugend fähig ist. Doch wie immer genügte der tiefe klare Blick des Lehrers, um lautlose Stille eintreten zu lassen. Und wie immer klang es einfach und schlicht: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für die Ehrung, die Sie mir bereitet haben. Sie gibt mir die Hoffnung, daß mein Wirken an dieser Schule nicht umsonst war, und ich betrachte sie als einen Beweis Ihrer Anhänglichkeit. Wir leben in einer Zeit, in der die Geringschätzung für die Kunst des Altertums immer größer wird. Ich habe mich bemüht Ihnen klar zu machen, wie es um die alte Kunst bestellt ist, und ich war bestrebt, sie Ihnen nahe zu bringen, so gut ich es verstehe. Ich wünsche Ihnen einen glücklichen Fortgang Ihrer Studien und einen glücklichen Lebensweg!“

Wenn auch emeritiert, vermochte sich Thiersch von seinem geliebten Lehrberuf doch nicht ganz zu trennen. Er las noch drei Jahre hindurch (1909—1911); gemäß einem besonderen Lehrauftrag, über altchristliche Architektur. So umfing ihn am Abend seines Lebens gerade diese Periode nochmal mit ihrem ganzen Reiz, die ihm, schon vom Vater her, stets besonders teuer, vorbildlich und verehrungswürdig gewesen war. Es war für ihn wie Feierabendstimmung und stilles Wiedersehen im letzten Sonnenhinein.

„Es gibt keine Bauform, die wie die altchristliche Basilika so große Räume mit so

wenig Masse und so geringen Mitteln herstellt, eine so freie Durchsicht durch alle Raumabteilungen gewährt und sich der unvergleichlichen Schönheit der gleichmäßigen Reihe der langen Säulenstellung so erfreut; in perspektivischer Verkürzung von so feiner Rhythmität proportional abnehmender Interalle! Auch in der Architektur weist die christliche Kirche nur ein Herabsinken von ihrer ersten hohen Bestimmung auf, sie verliert sich in Kleinigkeiten, Pedanterie, Uebertreibung und Nebenjachen und ist so in die heutige Verwirrung geraten“.

So viel galt ihm der tiefe Ernst und die schlichte Feierlichkeit dieses frühen Stils. Wie die kirchliche Gemeinschaft, der er angehörte, wieder anknüpft an die fallengelassenen Anfänge der ersten christlichen Jahrhunderte, so sah er selbst auch baukünstlerisch dort sein Ideal. Die Kirche in Zürich hatte, trotz der erprobten geschäftlichen Hilfe seines treuen Freundes Heinrich Zollinger dort, ja nur ein andeutendes Symbol werden können, nicht ein vollgültiges Beispiel dessen, was er in diesem Stile angestrebt hat. Wie gerne hätte er noch einmal größer und vollendeter zur Ausführung gebracht, was ihm bei diesem Versuch durch praktische Erfahrungen erst klarer und noch bedeutjamer geworden war!

Dann war, am 28. Nov. 1913, der 70. Geburtstag gekommen. Die Akademie der Künste in München hatte Thiersch für seine vielseitigen Verdienste schon 1906 zum Ehrenmitglied ernannt. Aber nun erst zeigte es sich aufs neue, wie viel Liebe und Verehrung der stille und bescheidene Mann in weitestem Umkreis genoss: wie ein warmer Strom herzlichster Zuneigung und Dankbarkeit brach es hervor in einer würdigen Feier des Münchner Architektenvereins, in Zuschriften von Schülern, Freunden, Kollegen, Vereinen, Behörden. Auch König Ludwig III., den Thiersch's schlichte, demokratisch volkstümliche Art besonders ansprach, hatte ein herzliches Glückwunschtelegramm gesandt. Es war nur mit „Ludwig“ unterzeichnet. Der Jubilar aber war so wenig auf eine solche Anerkennung seines Landesherrn gefaßt, daß er sich mehrere Tage wunderte über die besondere Aufmerksamkeit des eigenen Bruders Ludwig, — bis er über diesen Irrtum aufgeklärt wurde.

Manfred Bühlmann sprach es aus, was die Jugend beseele: „Darum sind gerade wir Jüngeren August Thiersch heute zu besonderem Danke verpflichtet, weil er uns mitten in verwirrenden Feldgeckrei um Modebegriffe durch überzeugende Belehrung und das Beispiel seiner edlen Bauten einen gesunden und gediegenen Geschmack anerzogen hat!“

Migr. Sebastian Kirchberger, den Thiersch s. B. in Nymphenburg als noch einfachen Geistlichen kennen und damals schon in seinen hervorragenden Eigenschaften schätzen gelernt hatte, nun Prälat, Domkapitular und geistlicher Rat in München, gratulierte zu all dem Schönen und Guten, was in dieser langen Lebenszeit durch unermüdlichen Fleiß geschaffen worden sei. „Besonders denke ich dabei an unsere St. Ursulakirche, die mir immer wieder neu gefällt, so oft ich sie anschauen kann“

Staatsrat von Rahr, damals Ministerialdirektor im Ministerium des Innern, der Thiersch seit langem kannte durch persönlichen Verkehr, begrüßte ihn mit den Worten: „Wer Liebe sät, muß Liebe ernten“. „Dies Wort gilt ganz besonders für Sie. . . . So danke ich Ihnen denn, lieber Herr Professor, heute ganz besonders für all die Freundschaft, die Sie mir auf dem Gebiete des Heimatshutes seit Jahren und Jahren haben angeeignet lassen, für all die opferfreudige Arbeit, die Sie auf diesem dornenvollen Ader geleistet haben“.*)

*) Auf meine Anfrage, in wie weit diese Tätigkeit meines Vaters auch heute noch Frucht bringe und fortgesetzt werde, antwortet mir Herr Prof. Hocheder vom Vorstand

Aus dem Kreise der älteren und nun auswärtigen Schüler ist das Glückwunschschreiben des Architekten Hugo Wach in Berlin, jetzt Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, bemerkenswert, der den wahrhaft religiösen Sinn in Thiersch's Kunstbetätigung richtig herausführend ihm schrieb: „Wir sind Sie immer wie der geweihte Priester einer Religion vorgekommen, der nicht um Gewinn, sondern aus Begeisterung mit unausgesetzter sorgfältiger Arbeit und ehrlichem Sinn gedient werden muß. Die Empfindungsweise, welche Sie Ihren Schülern zeigten, wenn Sie die großen Werke der Alten interpretierten, ist es, aus welcher allein wahre Gesittung und die Liebe und Andacht hervorgehen, die unserem kurzen und unvollkommenen Bestreben den Abglanz höchsten Wertes verleihen können“. „Es liegt mir sehr am Herzen Ihnen zu versichern, daß Sie für mich in einer Weise der verehrungswürdigste Lehrer waren, wie Sie es sich kaum recht vorstellen können. Denn da ich als alter Knabe, damals schon 31 Jahre, mein Studium als erstes Architekten-Semester begann, kam ich mit der idealistischen Idee der sokratischen Lehrweise zur Hochschule, einer Auffassung, welche ja leider von der Schulpraxis als ungeeignet mit Examina und Staatsvorbereitungsdienst, mit Schülerzahl usw. schon längst bei Seite gelegt worden ist. Nur in Ihrer Lehrmethode, in Ihrer Begeisterung für das Thema konnte ich noch das finden, was Schüler und Lehrer in uneigennützigster, gemeinsamer Verehrung eines Ideals zusammenbrachte“.

Ein anderer, Prof. Wetterlein, endlich schrieb: „Ein gütiges Geschick hat mir erlaubt, das Fach der Antike an der Darmstädter Hochschule lehren zu dürfen... Ich halte die Antike für das Fundament der künstlerischen Erziehung. Ich genieße also jeden Tag die Früchte Ihres Unterrichts und wäre stolz, wenn ich später einmal ebenjoviel Segen ausgestreut hätte, wie Sie es getan haben. Köstliches Brot und nicht Steine, das haben Sie Ihren Schülern gegeben!“

Einen großen Teil seiner letzten Lebensjahre hat Thiersch, wie eben erzählt, auf seinem stillen Landitz in der Schönau bei Berchtesgaden zugebracht, umgeben von jenen selten schön und großartig geformten Bergen, der „herrlichen Tiara des Walmanns und all den anderen ragenden Hochwächtern rings in der Runde“ (Steub). Ein paar gemietete Zimmer in der Adalbertstraße in München dienten mehr und mehr nur als Absteigequartier in der Stadt. Wohl empfand er es als Vereinsamung, und entbehrte die Münchener Anregungen und Freunde „aber die Berge hier sind wundervoll und ninderlich gibt es schönere!“ „Ich wohne in einem abgelegenen Winkel des bayerischen Gebirges, teile mit dem Landmann die Sorge, wann das Heu oder das Grummet einzubringen und das Feld zu bestellen ist, und mache überhaupt in der Verbauernung rasende Fortschritte“. Natürlich stand er mit allen Bauern, mit denen er stets in ihrer Sprache redete, die ihn liebten, auf „Du“. An dem Flaggenmast vor dem nach Plänen seines jüngsten Sohnes erbauten Hause (mit einer Dachform zwar, die nicht die „seine“ war, aber mit breit einladender Terrasse zwischen den beiden behaglichen Runderkern unter dem weiten, energischen Dachvorsprung), gab er in der Kriegszeit das Signal zum Flagen für die ganze Umgebung, sobald neue Siegesnachrichten, die er jedesmal persönlich

des Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz in München unterm 3. Febr. 23: „Die ganze Tätigkeit unserer Bauberatung ist nicht sehr dankbar, insofern als gar viele Rat schläge, Skizzen und Entwürfe unbeachtet bleiben oder mit willkürlichen Abweichungen zur Ausführungen kommen, sodaß von unsren Vorschlägen nicht sehr viel ganz nach Wunsch verwirklicht wird. Angeichts der eingetretenen Erfolge macht uns das aber nicht mutlos, da doch jeder Erfolg sich weiter auswirkt. So erging es auch vielen von Ihrem Herrn Vater ausgearbeiteten Skizzen und Entwürfen. Der Ausschuß für heimische Bauweise, als dessen tätigestes und opferfreudigstes Mitglied er hauptsächlich arbeitete, besteht weiter und hat neuerdings in Prof. Dr. Schweighart (einem Schüler August Thiersch's) ein sehr arbeitsfreudiges Mitglied gewonnen“.

von der Post holte, eingetroffen waren. Jenes in der Schönau kurz das „Thierischhaus“ genannte geräumige Heim war der natürliche Sammelpunkt für Kinder und Kindeskinde in den Ferien. Die kleinen Enkel waren der Sonnenschein des Großvaters. In reizendster Weise mußte er immer neue kleine Freuden, Spaziergänge und lehrreiche Spiele für sie auszudenken. Diese Kleinen waren ihm die wohlthuendste Ablenkung in seinen grüblerisch bohrenden Arbeiten, für welche die Kräfte nach und nach zu versagen begannen. Wenn er sie auf seinen Knien reiten ließ, bedauerte er nur, nicht vier Beine zu haben, um ihnen allen zugleich dies Vergnügen machen zu können. Aber schon 1910 klagte er, daß ihm die Kraft für gute Zeichnungen fehle, und trübe Stimmung überkommt ihn: „Die Menge der unternommenen Arbeiten meines Lebens ist enorm, und alles dies ist verlorene Mühe gewesen!“ In der Angst, nur Unfertiges zu hinterlassen, stürzte er sich mit neuer Wucht auf das Begonnene. Da stellten sich 1914 schlimme Herzbelegnungen ein. „Jetzt habe ich auch meinen Denzettel getriegt und bemühe mich ihn auch nicht zu vergessen. Ich hatte zu heftig gearbeitet und dazu zu viel geraucht. (Er hatte sich so an die Zigarre gewöhnt, daß er sagte, erst wenn das Bündholz aufblitze und der leichte blaue Rauch aufwirble, kämen ihm die rechten Einfälle). Nervöse Zuckungen waren die Folge. Rässender Ausschlag auf dem Rücken, furchtbarer Hunger, schlaflose Nächte, in denen er sehr viel las, stellten sich ein. Die Aerzte konstatierten Zuckerkrankheit. „Wie sehne ich mich immer nach dem Anbruch des Tages! Hüter, ist die Nacht bald hin? Mein Bruder Friedrich hat mir die Ausmalung der Schwabinger Kirche abgenommen“. Im Sommer 1915 kamen zwei heftige Schlaganfälle. „Mir ist nicht anders zu helfen, als wenn Du mir Deine Kinder zur Unterhaltung schickst oder mitbringst“, schrieb er mir damals. „Denn bis zum letzten Atemzug werde ich nicht aufhören darüber nachzudenken, warum dies und das so und nicht anders ist!“ Und mit einer neuen Sendung von Rekonstruktionskizzen babylonischer Stufentürme: „Du siehst, ich gebe keine Ruhe! Du mußt die Flut meiner Ideen über Dich ergehen lassen. Es dauert nicht mehr lange, dann werde ich ein stiller Mann sein“. Dies unablässige sich Verbohren am Reißbrett führte im Frühjahr 1916 zu neuen, noch stärkeren Anfällen. Auch daß der Krieg sich so bedrohlich in die Länge zog und wirtschaftliche Erschwerungen drückendster Art mit sich brachte, lastete sehr auf seinem Gemüte. „Es sieht aus, als ob sich der Weltkrieg zur großen Trübsal auszuwachsen wollte!“ Wohl verordneten ihm die Aerzte doppelte Rationen, aber der Appetit war fort; eine erschreckende Schwäche und Abmagerung trat ein, so daß ihn selbst seine Freunde nicht mehr gleich erkennen. Jetzt erst verlor seine Handschrift ihren schönen, klaren Zug. Vielleicht würde es in der Schweiz besser werden. Man riet ihm dringend dazu. So entschloß er sich, zu seiner jüngsten Schwester, Frau Pfarrer M. Tappolet, nach Zürich zu reisen. In einem Monat schon gedachte er wieder zurückzukehren. Auf der Ueberfahrt über den Bodensee konnte er angefangs der herrlichen Landschaft dem Verlangen oben auf Deck zu bleiben nicht widerstehen. Aber es wehte kalter Wind, und mit einer Lungenentzündung traf der Patient in Zürich ein. Hier durchwandelte der Totfranke — die dabei waren, berichteten: „wie ein Geist“ — wie zu einer letzten Musterung noch einmal die von ihm dort erbaute Kirche an der Freien Straße, von der er zwei Jahre vorher noch geschrieben hatte: „Es ist doch ein schöner Raum mit stimmungsvoller Beleuchtung, den ich mit Freude und Stolz mir wieder betrachtete“. Dann warfen ihn neue Schlaganfälle mit Blutungen im Gehirn aufs Lager nieder, von dem er nun nicht mehr aufstehen sollte. Das war

im Dezember 1916. Weihnachten nahte. Noch einmal sah er mit großen glänzenden Augen in das strahlende, warme Licht des brennenden Baumes, noch einmal hörte er die alten Lieder seiner Kindheit. Bei dem Gesang „Hörre meine Seele“ fiel er mit schwacher Stimme selbst noch mit ein. Dann kam der letzte Tag des alten Jahres. Ganz früh an diesem Sonntagmorgen, ganz ohne Kampf und Schmerz, unmerklich sanft ist er hinüber geschlummert.

Er liegt begraben auf dem Friedhof Enzenbühl, jener freien Höhe weit im Süden der Stadt, von wo aus man in herrlicher Rundsicht Berg und Tal, See und Gletscher überschaut. Es war, als ob die Natur selbst mit Teil nehmen wollte: ein überwältigend ergreifendes Abendrot flammte glühend und lange über die weite Alpensicht, als wir still auseinander gingen. So ruht August Thiersch fern von München und Bayern, dem sein Leben und Wirken in erster Linie gehört hatte, und doch wie in Mutterschoße. Um seiner Mutter willen, die eine Schweizerin war, und die das heimelige Schweizerdeutsch auch in der Ferne nie vergessen hat, liebte er das helvetische Land und fühlte sich immer heimisch dort.

Wie alle künstlerischen Naturen hatte August Thiersch etwas von weiblicher Zartheit an sich; ja er war nicht selten von fast schüchternen Zurückhaltung. Aus sich etwas zu machen, lag ganz und gar nicht in seiner Art. Still, fast unbeholfen im Verkehr, unpraktisch lässig fanden ihn andre. Spekulativ, war er im Grunde ganz nach innen gekehrt. Aus sich Herausgehen, Drängen und Stürmen lag ihm fern. Er war weder eine Kampfnatur, noch besaß er eine Spur erwerbstüchtigen Sinnes. Er war viel mehr ein durchaus friedlicher, selbstloser, bescheidener, rein ideal gerichteter Geist. Trotz aller körperlichen Ähnlichkeit keine glänzende Erscheinung wie sein jüngerer Bruder Friedrich, an dessen Glorie er sich neidlos mit freuen konnte, und der, stets im Mittelpunkt des Münchener Lebens stehend, von einem Besuch in Nymphenburg einmal zurückkehrend schrieb: „Ich hatte von neuem Gelegenheit darüber zu staunen, wie bescheiden August auch hinsichtlich der Wahl seines Umgangs ist“. Demnach wurde August Thiersch in seiner kerngesunden Stetigkeit, Güte, Liebenswürdigkeit und Vielseitigkeit Vielen ein sicherer Führer und wie ein Vater geliebter Meister. Was seine zarte, empfängliche Seele von einer höheren Welt an Licht und Schönheit mit sicherer Intuition aufging, das spiegelte er wie ein stilles, ganz ruhiges Wasser in Reinheit wieder. In der gewissenhaften Treue solchen sich selbst vergessenden Dienstes liegt das Große und die Weihe seines Lebens.

Wie einst sein edler Erlanger Pate hat auch August Thiersch und ebenso sein Bruder Friedrich in der Kunst eine Art Antizipation zukünftiger Herrlichkeit gesehen: den Vorboten einer bereinstigen Verklärung der Leiblichkeit durch den Geist. Das hat die Beiden emporgehoben über sich selbst.

Schluss.

Aus den zahlreichen Kondolenzen, die Anfang 1917 von allen Seiten einliefen, bilde eine kleine Auswahl den Abschiedsstrauß auf das ferne Grab.

Die Jugend war sich bewusst, daß ein Stern an ihrem Himmel erloschen war. „August Thiersch's warm empfundene Schilderungen und Besprechungen haben in mir

die Liebe zu baugeschichtlicher Forschung großgezogen und mir den Weg zu fruchtbarer Betrachtung antiker Bauten gezeigt. Das will und werde ich ihm nie vergessen". (Karl Wulzinger).

„Wir können uns die Hochschule ohne diesen für alles Edle und Schöne begeistertsten Lehrer, der in sich selbst das sonnige verklärte Wesen seines Lehrfaches, der Antike, verkörperte, eigentlich gar nicht vorstellen. Und wir, die wir im Kolleg zu seinen Füßen saßen, gedenken wohl! in ganz besonderer Dankbarkeit noch heute dieser schönen Stunden, die für uns ein feierliches Erleben waren. Das unendlich Traurige liegt für uns alle aber darin, daß August Thiersch in unsrer Zeit überhaupt nicht mehr zu erleben ist. Umso mehr bedaure ich tief Eines an mir selbst, — nämlich daß ich damals noch nicht die Reife der späteren Jahre besessen habe. Denn erst heute könnte ich den Genuß seiner Einführung in die Antike voll und ganz erfassen". (German Bestelmeyer).

„Er war mir immer sympathisch durch sein Wesen schon in einer Zeit, wo ich ihn nur beobachtete, öfters wenn er sich mit andren Leuten unterhielt. Mir imponierte diese Einfachheit und Ruhe, und ich freute mich innerlich sehr, als ich später bei näherem Bekannntwerden mich überzeuge, daß ich mich nicht getäuscht hatte in meiner Beurteilung. So kann man oft Jemanden lieb gewinnen und verehren, ohne in fortwährender Berührung mit ihm zu sein". (Winfried von Miller).

„Er war nicht nur mein Lehrer, sondern auch ein Freund und Wegleiter, dem ich tiefste Dankbarkeit schulde und mein Leben lang bewahren werde. Hier gilt in besonders hohem Maße, daß die Begegnung mit einem wahrhaft gütigen Menschen fördernd, reinigend und beglückend wirkt". (Ernst Fiechter).

„Wie viel Last und Sorge eines Studenten hat der Heimgegangene uns tragen helfen! Wie viele sind durch ihn erst zur Entfaltung und Entwicklung ihres Lebens gekommen dadurch, daß er ihre Sorge als Menich und Lehrer ihnen geradezu abgenommen und für sie getragen hat! Wie mancher kam mit einer harten Kruste von Erde nach München, und seine Hirtenhand hat das ungegähnte Erdreich genommen, umgepflügt und so einen brauchbaren Boden für die künftige Entwicklung des Menichen und des Künstlers geschaffen! Wie haben wir den großen Künstler und Menichen mit dem beiseidenden Herzen bewundert und für ihn geschwärmt, bis wir den Mut fanden selbstständig den Weg zu gehen, den das Studium echter Kunst in der Antike uns lehrt!" (Friedrich Werz).

„Wir Schweizer Studenten haben ihm so unendlich viel zu danken. Die freundliche Aufnahme, die wir bei ihm fanden, die herzliche Anteilnahme an unsrer Arbeit und unsrem Tun und Lassen verbindet sich uns allen zu einem freundlichen Gesamtbild, das uns heute mit Behmut erfüllt". (Hans Bernoulli).

Von seiner innigen, gerne mit Humor durchsetzten Art, Natur und Menschen wie ihre Werke in ihrer Eigenart und Schönheit auf sich wirken zu lassen, besonders auf Reisen, sie in geistigem und historischem Zusammenhang zu sehen, nachdenklich sich ihr Wesen klar zu machen und das so innerlich Geschaute in einem künstlerischen Bilde oder Gleichnis — und wie liebte er Analogien! — zu gestalten, davon zum Schluß noch einige Beispiele.

„In Florenz blieben wir (1888) eine Woche. Stadt und Menichen gefielen uns so gut, daß wir gern ein Jahr dort zugebracht hätten. Wir verschafften uns die Erlaubnis zur Besichtigung der städtischen Schulhäuser, die mir als Ideal erschienen sind. Keine Katakomben, keine Schulpaläste, sondern (dem englischen Prinzip entsprechend) kleine Gebäude mit nur wenigen Klassen, diese aber geräumig, lustig und äußerst behaglich eingerichtet. Die Zimmer meist 6—7 Meter hoch und gewölbt, die Gänge so breit, daß sich bei schlechtem Wetter die Kinder in ihnen tummeln können. Kirchen und Paläste sind von einer edlen Einfachheit, die wahrhaft wohlthuend berührt bei dem gegenwärtigen Streben nach Ueberladung mit allen möglichen Formen. — Pisa und Genua sind reich an allerliebsten kleinen Basiliken, wie sie mir als Ideale des Kirchenbaues vorschweben".

1898 schreibt er über Athen: „Neben der modernen Stadt ragt die Burg mit den Ruinen ihrer Tempel und Tore in die blaue Luft und schaut in das moderne Treiben herein. Sie ist vergleichbar dem Stumpf eines abgehauenen Baumes, der einst mit seinen Zweigen die ganze antike Welt erfüllt und an dessen Schatten, Blüten und Früchten die Menschheit sich Jahrhunderte lang erquickt hat. Der Baum ist längst gefallen. Aber neben ihm aus seiner Wurzel hat der Stumpf aufs neue ausge schlagen in der modernen

Stadt, um als Hauptstadt des neuerstandenen Griechenlands aufs neue Blätter und Blüten zu treiben". — „Wenn die Sonne mit ihrer Blut weicht und hinter Salamis ins Meer versinkt, überstrahlt sie die zertrümmerten und verkümmerten Marmortempel mit einem Hauch wunderbarer Verklärung. Eine Zeitlang scheinen diese alten Heiligtümer ihren alten Glanz wieder gewonnen zu haben. Nicht lange, dann erblaßt der rosigte Schimmer und weicht einer Leichenblässe, bis allmählig das Ganze in Nacht versinkt. Kommt später der Mond herauf und beleuchtet den Schauplatz mit seinen melancholischen Strahlen, so scheinen die Säulen und Gebälke tragenden Jungfrauen am Grechtheim vollkommen lebendig dazustehen, nicht wie Gipsenfer, sondern in ewiger Jugend und Schönheit prangend“.

In der Beschreibung einer Reise durch Oberschwaben (Pfungsten 1908), die er, seinen Text durch eingeklebte Ansichtskarten und eigene Skizzen unterbrechend, in ein unterwegs erstandenes Schülerzeichenheft eintrug, dessen Schild vorne er launig vervollständigte als „für — Aug. Thierich, Schüler der 59. Jahrestlasse“, heißt es vom Kloster Ottoheuren: „Das Kloster liegt in einer abgelegenen und unbedeutenden, von Gras und Wald bedeckten Gegend auf einer Anhöhe und präsentiert sich nicht besonders vorteilhaft, weil der vorliegende Hügel beim Herannahen die Kirchenfront teilweise verdeckt und den geraden Zugang hindert. So gleicht der Bau den unscheinbaren und merkwürdig stillen Menschen dieses Landes, die äußerlich nicht viel vorstellen, sich bescheiden zurückhalten und erst beim Nähertreten und Bekanntwerden sich als tiefinnig und geistreich offenbaren. . . Der Bau der Kirche (1753—66) fällt in die Blütezeit des Rokoko. Zwischen den beiden Fronttürmen tritt die Fassade konvex hervor, als ob sich die Kirche stolz in die Brust wirft und über die Unterdrückung der Kezer (der Protestanten) frohlocke. Nichts kann mehr den Triumph der katholischen Kirche zum Ausdruck bringen als das Innere. Die Architekturformen sind alle in Erststaje. Buntfarbige Stuckmarmore wechseln mit Gold und Gemälden. Und auf dieser buntfarbigem Flut schaukeln sich blendend weiße Engel in allen Altersstufen. Am meisten zu bewundern sind die kleinen Engellinder, welche auf den Nebenaltären und Weichstühlen ein lustiges Leben führen“.

Und von einer Besperfeier in der stolzen Barockkirche zu Weingarten: „Der große Raum war von Frauen und Kindern angefüllt. Sehr weisevoll wurden die Responsorien und Psalmen von Chor und Gegenchor gesungen, nach der gregorianischen Weise mit wechselndem Tonfall, ähnlich, nur viel vollkommener als bei uns. Was doch beim Gottesdienst der Raum ausmacht! Eine so erhebende Feier habe ich sonst nur in Rom erlebt. Wie recht hat die römisch-katholische Kirche, daß sie für den Gottesdienst und zur Ehre Gottes das Größte und Schönste aufwendet, was der Mensch vermag. Haec est Italia Diis sacra!“

Aus Tirol: „Loser hat mir ganz besonders gefallen. Wir blieben in dem gemüthlichen, lauberen und billigen Dräuhaus über Nacht und besuchten das Loserer Hochtal. Weiträumige, massive, von mächtigem Holzdach überdachte Wirtschaftshäuser waren mir Labung für Leib und Seele. Mir wird ganz anders, wenn ich denke, daß nächstens die Eisenbahn diese Täler beglücken wird mit ihren Segnungen der modernen Kultur!“

Auch Alt-Jena hatte es ihm angetan, wo die Studenten „wie eine fremde Besatzung mitten in der Stadt“ sich aufführten. Hier brachte ihn die Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen dazu für die Erhaltung der alten Camdorfer Brücke über die Saale in der Presse eine Lanze zu brechen, indem er unmitttelbar an den Großherzog als letzte Instanz appellierte, freilich ohne Erfolg. Es handelte sich um jenes hervorragende Denkmal mittelalterlicher Baukunst, so alt wie die Hauptkirche Jenas, das allen Ueberschwemmungen trotzend mit seinen neun Oeffnungen trefflich erhalten war. Auch Goethes Augen hatten vom Wirtschaftshaus zur grünen Tanne aus oft mit Wohlgefallen auf dieser Brücke und dem Verkehr auf ihrem Rücken geruht. Entfernung der Ueberlandung am linken Ufer und eines großen Stauwehres nur wenig oberhalb hätten nach Thierich's Ansicht das ehrwürdige Bauwerk sehr wohl retten können.

Ein allerletztesmal, nach langer Pause, führte das Vorfrühjahr 1912

(Anfang Februar bis Anfang April) Thierisch wiederum nach Italien, am Feierabend seines Lebens, Berge von Lasten hinter sich, abgeklärte Ruhe und Feiertagsstimmung im Herzen. Wie tief genoß er all das Herrliche noch einmal!

Venua: „Zwei Tage brauchte ich, um mich in der stark veränderten Stadt zu orientieren und meine ersten Lieben aufzusuchen. Da traf sie noch, die Paläste an der *via nuova* (jetzt nach Garibaldi benannt), in enger Straße die Haustüren einander zugewandt, so daß man über die Straße weg von einem Vestibül ins andre hinüber sieht. In jedem Palast eine andre Kletterung und ein anderer Zusammenhang von Vestibül, Treppe und Hofraum: lauter Muster höchster Raumkunst und unübertroffene Vorbilder für den Palastbau der modernen Welt! Und wie dem steigenden und fallenden Terrain angepaßt! Die Gurtgesimse atmen eine herzerquickende Gesundheit, auf ihren bis zu 1 Meter hohen Bänken oder Schichten bauen sich zierliche Balustraden und touchige Kolonnaden spielend auf, und ebenso wuchtige Kranzgesimse decken den vielgeschossigen Bau in der gründlichsten Weise ab. Nichts kommt diesem Baustil an Erhabenheit und Würde gleich. Nur mißverständene Nachahmung, Uebertragung auf keine Verhältnisse und schlechtes Material hat ihn bei uns so in Mißkredit gebracht. Aber wartet nur, die Zeit kommt wieder und zwar bald, für ein richtiges Verständnis der Größe und Schönheit dieser Werke!“

Rapallo: „Wenn es der Egoismus ist, der uns die Häuser unhympatisch macht, so tritt dies hier besonders hervor, wo alles auf den Fremdenbesuch ipeluliert. Norddeutsche Villen und Abklatsch Berliner Architektur in Fülle — und immer an den schönsten Plätzen — Zementburgen mit hölzernen Kanonen, aufgemalte Holzarchitektur, grell angemalte Pappschachteln! Ich begreife die Abneigung der Italiener gegen den deutschen Villenbau.“

Neapel: „Freie Aussicht auf das Meer, den Vesuv und Capri! Der Berg sieht dumm aus und raucht nicht einmal!“ — „Am lustigsten sind hier die Höfe, gegen welche die Treppen offen liegen, sodas man bis ins oberste Stockwerk hinauf die Gehenden und Kommenden auf- und absteigen sieht wie die Engel auf der Himmelsleiter. Aber bei den neueren Häusern kommt das nicht mehr vor. Die leidige Platzausnützung hat diese schöne Anordnung ganz verdrängt. Man baut jetzt wie bei unsren Mietshäusern Treppenhäuser, die ihr Licht nur von oben erhalten; was gar nicht ausgibt, weil gewöhnlich ein Lift in der Laterne sitzt.“

Pozzuoli: „Höchst interessant sind die Schwefeldämpfe ausströmenden Gruben und Spalten in der Solfatara, dem getreuen Ebenbild eines Mondkraters. Hier auf den phlegäischen Gefilden sieht man ein Duzend solcher Gruben, die von Ringwällen umgeben sind wie die Maare der Eifel, und die nichts andres als Fallspuren kosmischer Körper sein können. Die alten Griechen sind der Wahrheit näher gewesen als die moderne Wissenschaft! Das sind wirklich Fallspuren. Nur einige, die tiefer wirkten, haben sich zu Vulkanen und Solfataren ausgewachsen, wie der Monte Nuovo daselbst und vor allem der Vesuv, wo der jetzeste Broden eingeschlagen hatte. Kein Vulkan wirft Puzzulanderde, natürlichen Zement, aus, wie er hier bekanntlich in großer Ausdehnung zerstreut ist.“

Ravello: „Ein alter, halblahmer Mensch in zerrissenen Kleidern bemühte sich, uns alles zu zeigen. Ich ließ ihn trotz Mutters Jörn gewähren, weil ich fand, daß er sich stimmungsvoll in das Gesamtbild der Stadt einordnet.“

Rom: „Alle Bauwerke der ewigen Stadt scheint das neue Viktor Emanuel-Denkmal zu überragen. So streckt sich die vergoldete, weiße Kuppel in die Höhe. Natürlich ist auch das Garibaldi-Denkmal entsetzlich hoch. So renomistisch waren nicht einmal die alten Römer! Ihre Ruhmesdenkmäler stehen auf breiter Basis und mäßigen sich in der Höhe des Aufbaues.“ — S. Paolo fuori le mure: „Die altchristliche Kirche mit ihrem Vorhof sieht wie aus dem Ei geschält aus: ein Brunnbau von glänzend weißem Marmor, ohne Würde und ohne Ernst, ein Renommierstück italienischer Bautechnik; von außen eher ein Vorhof und von innen einem Ballsaal ähnlich.“

Nettuno: „Jetzt steht eine Marienkirche dort auf der Höhe (des alten Neptuntempels), umdrängt von elenden Häusern, die hinter Festungsmauern und Rundtürmen Zuflucht gefunden hatten, sich aber jetzt ihres Schutzes als eines lästigen entledigen, Balkone auf Eisenstienen in die Luft strecken und dergleichen Allotria mehr treiben, bis gar nichts mehr vom Alten zu sehen sein wird.“

Trastevere: „Den letzten Nachmittag waren wir so glücklich die altchristlichen Kirchen S. Maria und S. Grisogono bei schöner Beleuchtung genießen zu können. Die Eindrücke

dieser beiden Kirchen mit ihren antiken Säulenreihen, Mosaiken und goldglänzenden Decken haben mich wieder ganz überwältigt. An Feierlichkeit, Würde und Ernst stehen diese Kirchen allen andren Roms vor. Keine architektonische Gliederung ist im Stande das auszudrücken, was die Mosaikbilder im Verein mit dem Glanz des Marmors und des Goldes zu sagen vermögen“.

Der wieder mit reizenden Federzeichnungen illustrierte Text dieses für uns Söhne niedergeschriebenen Reiseberichtes schließt mit einer Erwartung, die August Thiersch's künstlerisches Ideal noch einmal hell beleuchtet: „Ich freue mich, daß es mir vergönnt war meine Jugenderinnerungen in Italien noch einmal aufzureden und sehe mit neuer Hoffnung der Zeit entgegen, wo sich die deutschen Architekten wieder dem Studium der alten Kunst, der Alma mater Italia, zuwenden werden!“

Seine große Menschenfreundlichkeit, sein Wohlwollen der Jugend gegenüber hatten die peloponnesischen Stiefelpußerjungen in Athen ebenso rasch herausgespiert wie ihre arabischen Genossen in Alexandria. Vater Thiersch brauchte mit seinem freundlichen Lächeln nur unten vor dem Haustor zu erscheinen, so war er schon dicht umringt von diensteifrigen Wübchen — denn die Kleinen hatten natürlich den Vorrang —, um womöglich die Stiefel beider Füße zugleich in fliegender Eile spiegelblank zu fegen. „Die Wande scheint es auf mich abgelesen zu haben. Ich müßte ein Taufensfuß sein, um sie alle befriedigen zu können. In einer gewissen Gegend haben sie ganze Reigentänze um mich aufgeführt“. Darum war er auch so gern in Neapel. Die kindliche Natürlichkeit dieser griechisch gearteten Menschen, das rein Menschliche an ihnen brachte sie ihm nahe.

Als ein Beispiel seines starken Rechtsgefühls wie der Zartheit seines Gewissens mag folgende Episode von der zusammen mit dem Architekten Alfred Stamm im Herbst 1888 unternommenen oberitalienischen Reise dienen. Es war in Parenzo, das auf der Fahrt nach Pola besucht wurde. „Im Dom war nachts vor unrer Ankunft eingebrochen und der wertvolle Halschmuck des lebensgroßen Madonnenbildes in einer Seitenkapelle geraubt worden. Das scheue Benehmen des Räubers, als wir kamen und uns die Kirche aussperren ließen, brachte mich auf den Verdacht, daß er selbst der Täter sei, und daß die Spuren von Einbruch simuliert seien. Als wir nachmittags im Dom weilten, war eine Gerichtskommission aus Triest anwesend, welche den Tatbestand aufnahm. Fast kamen wir Fremde in Verdacht. Wir konnten uns jedoch legitimieren, und der österreichische Untersuchungsbeamte vertraute uns. Er vermutete nun auch in dem Räuber den Schulbigen. Meine Ueberraschung war deshalb groß, als ich am andren Morgen in aller Frühe auf dem Dampfschiff den Räuber mit Weib und Kind auf der Fahrt nach Triest traf. Ich glaubte nicht anders, als daß der Mann sich durch Flucht nach America der Verhaftung entziehen wollte. Sein mißtrauisches Benehmen, so oft wir einen Hafen passierten, bestärkte mich besonders in dem Verdacht. Auch Stamm betrachtete den unheimlich und banditenmäßig aussehenden Italiener, der sich scheu von den übrigen Passagieren absonderte, mit demselben Argwohn. Ich wartete vergeblich darauf, daß an irgend einer Haltestelle des Schiffes Polizei erschien, um ihn festzunehmen. Da glaubte ich, es sei meine Pflicht, selbst einzugreifen, und als das Schiff in Triest hielt, ließ ich die ganze Familie verhaften. Beim Verhör auf der Polizei stellte sich nun heraus, daß ich mich in der Person geirrt hatte, daß es gar nicht der Räuber von Parenzo war, sondern ein Glaser aus Pola. Die Erhebungen und die Untersuchung des Gepäcks führte zu keinem belastenden Ergebnis. Ich hätte in den Waden versinken mögen, so schämte ich mich meiner Boreiligkeit. Mein Selbstvertrauen war tief erschüttert“. Herr Oberregierungsrat Stamm in München bemerkt dazu: „Der Italiener machte sich aus der polizeilichen Untersuchung sehr wenig. Offenbar hatte er schon Verwahrung auf dem Kerbholz und war solchen Untersuchungen schon öfters ausgelegt. Ihren guten Herrn Vater hatte die Sache aber sehr angegriffen. Daß er unbegründeten Verdacht äußerte und einem Unschuldigen in dieser Weise zu nahe trat, hat ihn jahrelang heunruhigt. Noch nach langen Jahren, als ich gelegentlich eines Besuches in der Schönau auf die schöne, gemeinsam ausgeführte Reise zu sprechen kam, erwähnte er in schmerzlicher Erinnerung dieses Vorfalles, der so recht die menschlich schönen Eigenschaften des edlen Verstorbenen zeigt“.

Hier mag endlich auch noch eine Brieffstelle Platz finden, die mir leider erst beim Abschluß des Druckes bekannt wurde, und die ordnungsgemäß schon weiter oben (S. 12) hätte gebracht werden müssen. Der Brief ist in Bergen geschrieben am 6. Oktober 1866 und gibt einen anschaulichen Beitrag zum bekannten Bilde der Demoralisation der damals geschlagenen bayerischen Armee. Thiersch's wohlthuende Verträglichkeit war sichtlich auch seiner damaligen Umgebung schon Stütze und Halt. Er schreibt: „Wir hatten in Nassensfels zur Zeit des Rückzugs der bayerischen Armee drei Wochen lang ununterbrochen Einquartierung, die fast alle Tage wechselte. Da das Nest, obwohl Markt genannt, außerordentlich erbärmlich ist, konnte die für einen Markt bestimmte Anzahl von einzuquartierenden Soldaten und Offizieren nicht untergebracht und versorgt werden. Ich war besonders beunruhigt in meinem Logie in dem Wirtshaus. Abends bis tief in die Nacht tobte der Lärm der betrunkenen Soldaten. Morgens in aller Frühe begann das Ausklopfen der Uniformen an meiner Tür usw., meine Waschschüssel und mein Tisch mußte in das Quartier der Offiziere wandern. Wir wurden überhaupt von den Bewohnern sehr rücksichtslos behandelt. Sonst die regelmässigen Gäste hatten wir große Mühe unier Essen zu bekommen: einmal, als der Prinz Karl bei Nassensfels große Musterung hielt, bekamen wir bis Abend nichts zu essen, weil die Soldaten das für uns bestimmte Essen aus der Küche geraubt hatten. Hauptsächlich infolge dieses kleinen Unglücks gab es ernste Ausritte zwischen der Bräuin und unsrem schon längst mißbegünstigten Stationsingenieur. Sogleich wurde uns die Kost gekündigt, und wir mußten uns zu dem noch übrigen andern Wirtshaus wenden. Die Truppenburdmärsche und Einquartierungen waren indessen vorüber, und wir hofften nun endlich zur Ruhe zu kommen. Allein, wir waren vom Regen in die Traufe gekommen. Die Wirtin, offenbar beleidigt, daß wir früher nicht bei ihr eingelehrt, ließ uns ihren Unwillen durch schlechte Bedienung, teures und wenigcs Essen merken, man ließ uns sogar einmal lange Zeit im Dunkeln sitzen. Dennoch beschwerten wir uns nicht, weil wir fürchten mußten auf die Straße gesetzt zu werden. Dies geschah denn auch ohnehin bald. Die Wirtin erklärte, es mache ihr zu viel Mühe für uns zu kochen, sie hätte keinen Nutzen davon usw. Mehrere Abende nahm nun die Sektion Zuflucht auf mein Zimmer, jeder brachte sich etwas mit, gewöhnlich einen Käse, den man beim Krämer haben konnte, und der mit trockenem Brod und Bier, das man uns doch noch herausgeschickte, verschlungen wurde. Die Nacht der Wirtin vor aber noch nicht befriedigt, sie kündigte mir meine Wohnung, die einzige Zufluchtsstätte der Königlichen Eisenbahnbau-Sektion in Nassensfels. In dieser Not wendeten wir uns nach dem nächsten Dorf 20 Minuten von Nassensfels, nach Egweil, wo wir in dem Bräuhaus ein Asyl fanden. Dorthin gingen wir jeden Abend zum Essen, da gab es Schmarren, Kartoffeln, Brennsuppen, auch Fleisch, und 8 Tage lang fühlten wir uns ganz wohl bei dieser Lebensweise. Unser Sektionsingenieur hatte unterdessen eine Eingabe nach der andern gemacht um Verzeigung der Sektion. Eichstätt und Neuburg waren abgeschlagen worden. Endlich hieß es, wir dürfen nach Bergen ziehen. Bergen ist ein freundliches Dorf eine Stunde weit von Nassensfels. Ich war so glücklich ein sehr nettes Zimmer zu bekommen, nämlich beim Lehrer im Schulhaus. Das Schulhaus ist an der Kirche angebaut, und von meinem Zimmer habe ich nur ein paar Schritte in die Kirche oder auf die Orgel. Ich befinde mich hier sehr wohl“.

Ebenfalls aus Bergen, aus der Zeit kurz vor Weihnachten, stammen einige Zeilen an die Mutter, welche ebenso sehr von seiner rührenden Anspruchslosigkeit wie seiner scheuen Liebe zu den Seinen in der unerreichbaren Ferne zeugen: „Ich kann nicht zu Weihnachten nach München kommen. Oberingenieur Dohenner hat uns für unsre Arbeiten so kurze Termine gesetzt, daß wir selbst keinen Feiertag aussetzen dürfen. Ich bin täglich bis 8 Uhr abends auf dem Bureau beschäftigt. Um 1/9 Uhr ist großes Mittag- und Abendessen, bestehend in 4 Würsten, 3 Hausbrot und 2 Glas Bier. (Die 4 kleinen Knackwürste und die Brote sind daneben gezeichnet.) Dieses schreib' ich nicht, damit Du wieder Geld aus gibst für gute Sachen für mich. Im Gegenteil, es soll mich recht freuen, wenn Du keine Ausgaben für mich machst. Wenn ich nur Kleinigkeiten als Zeichen liebevollen Andenkens erhalte, so bin ich glücklich genug. Ich hatte mich außerordentlich auf einen Besuch in München gefreut, doch jetzt ist mir bis Ostern alle Aussicht genommen“.

Ein eigenes Vergnügen gewährte es Thiersch, dessen Blick unwillkürlich und sofort auffing, was irgend von Proportionalität und Analogiebildung in seine Nähe kam, besonders auf Reisen, in den Gesichtsformen und Körpergestalten der ihm begegnenden Menschen sein Gesetz der Entsprechung wiederzufinden. Nicht nur äußerlich, sondern auch von innen heraus suchte er die einzelnen Erscheinungen je nach Temperament, Charakter, Beruf und Lebensstellung psychologisch zu ergründen. Durch all seine Skizzenbücher hin finden sich eingestreut Zeichnungen solch charakteristischer Köpfe und Figuren, die unterwegs sein physiognomisch-proportionales und phrenologisches Interesse fesselten; denn auch dieses war bei seinem spekulativen Formensinn sehr entwickelt. Von seiner letzten Italienfahrt stammt ein Blatt mit den Profilen dreier Gesichter nebeneinander: erst mit an der Wurzel eingedrückter Stumpfnase, dann ein griechisch senkrechtcs Profil, endlich ein Gesicht mit vorspringender Adlernase und energischem Sinn, darunter die Bemerkung: „Wie sich das Gesicht entwickelt im Kampf ums Dasein: diejenigen Organe wachsen, welche zur Beobachtung der Außenwelt dienen; die Nase bildet sich schiffähnabclartig aus als ein Symbol der Fähigkeit die äußeren Widerstände zu überwinden. Nur im griechischen Profil ist das Gleichgewicht zwischen Denken und Handlungsfähigkeit ausgebrückt“.

Die Karrikatur übertreibt bekanntlich solche Züge, um bestimmte Eigenschaften der darzustellenden Gestalten markant hervorzuheben. Für Thiersch war es nun beim Durchblättern der Fliegenden Blätter und anderer Witzblätter noch ein Spezialvergnügen, zu sehen, wie vorzüglich oft die charakteristischen Linien der Kopf- und Gesichtsform sich in denen des Leibes und der ganzen Gestalt wiederholten. Am meisten aber freute ihn von einem Meister in dieser Kunst, den er eigens einmal in München darum befragte, Professor Ad. Oberländer, bestätigt zu hören, daß diese frappante Proportionalität, auf der tatsächlich ein gut Teil der komischen Wirkung der gezeichneten Figuren beruht, gänzlich unbewußt zustande kommt.

Auf das Wohl der Seinen stets bedacht, von Jugend auf selbst an Freiheit gewöhnt und mit starkem Heimatsgefühl begabt, hatte sich August Thiersch, wie erwähnt, schon 1880 entschlossen, mit seiner Familie ein eigenes Heim in Nymphenburg weit draußen vor den Toren der Stadt zu beziehen, in einer Zeit, wo noch niemand an Villenkolonien dachte, und wo auch noch keine Verbindungen durch Trambahn oder Vorortzüge bestanden. Mit Kopfschütteln und Verwunderung verfolgten die Bekannten diesen Auszug in die „Einsiedelei“. Aber die Opfer — unter anderem ein täglicher Marsch von zweimal oder viermal 4 bis 5 Kilometer vom Haus zur Wirkungsstätte — wurden gern in Kauf genommen, wenn nur die Kinder draußen fern von den Zinswohnungen und dem Getriebe der Stadt Licht, Luft und Leben genießen und ein wirkliches Empfinden für Vaterhaus und Heimat entwickeln konnten. So wuchsen die Kinder äußerlich in gewisser Ungebundenheit und Selbständigkeit, aber mit um so stärkeren, inneren Halten heran, als es die Mutter verstand, durch ihr auch gegen sich selbst unerbittliches Wesen zu Gehorsam und Ordnung in notwendigen und zur Freiheit in allen nebenfächlichen Belangen zu erziehen. In dieser Familie, wo die Mutter das äußerlich strenge, der Vater das weiche Element verkörperte, wurde den Kindern wenig verboten, aber unnachgiebige Konsequenz führte die Anordnungen durch, und

man gehorchte den Geboten auch außer Sicht der Eltern ganz selbstverständlich. So sehr konnten sich die Eltern auf die erreichte Einsicht der Kinder verlassen, daß sie nicht nötig hatten zum Fleiß in der Schule anzutreiben, sondern sogar manchmal für etwas leichtere Auffassung der häuslichen Pflichten eintreten konnten. Wo es etwa einmal in der Schule nicht glatt vorwärts ging, gab es zu Hause keine Vorwürfe; man wußte, der Junge hatte sein Möglichstes versucht. Dafür war der Vater seinen Kindern ein Führer zur Ertüchtigung durch Bewegung und körperliche Betätigung. Wie herrlich waren für die Kinder die Spaziergänge in den nachbarlichen Schlosspark, der von ihnen fast als Eigentum betrachtet und der den sonntäglichen Besuchen aus der Stadt immer nur so kurz gegönnt wurde! Und welche Lust war es mit hinaus zu schweifen in die Gefilde des Würm- und Ampertales! Frühzeitig zog der Vater, selbst am Wasser aufgewachsen, mit den Kleinen im Sommer fast täglich zum Baden. Alle mußten das Schwimmen lernen; aber nur einmal erhielt jeder eine kurze Anleitung. Dann mußte er allein so lange üben, bis er sich freischwimmen und die ausgelegte Belohnung von 1 Mark erringen konnte.

Später als die Kinder größer wurden, gab es im Sommer meistens keinen Daueraufenthalt in irgend einem Sommerfrischenort, sondern die ganze Familie trat eine mehrwöchige Fußwanderung an, z. B. von Tegernsee durch die Valepp und das Brandenberger Tal ins Inn- und Alpbachtal. Oder die Schar zog von Mittenwald durchs Leutasch- und Gaisstal über den Fernpaß, dann durchs Dektal über das Hochjoch und hinab durchs Karthäusertal des Wintsggau nach Meran. Und dies, obwohl der Vater kein starker Fußgänger, vor allem kein Bergsteiger war und unter der Sonnenhitze besonders zu leiden hatte. Auch durfte keiner sein Skizzenbuch vergessen.

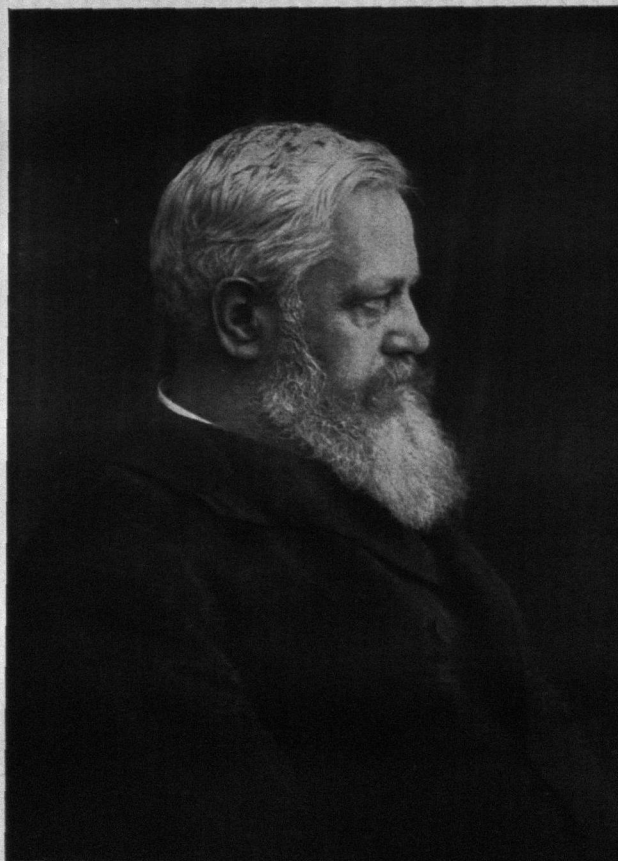
Als die Söhne die Hochschulen besuchten, entwickelte sich ein ungezwungener Studentenabend einmal in der Woche, wo tausend Fragen und Probleme erörtert wurden, und stets sein Wort Anregung gab oder Entscheidung herbeiführte. Unvergessen auch die verschiedenen Feste im Garten und in der benachbarten „Hecke“, wenn die Familie des Bruders Friedrich, „die Georgenstraßler“, und so manche des weiteren Münchner Verwandten- und Bekanntenkreises aus allen Lebensaltern zusammen kamen, um draußen vor der Stadt in heiterer Ungezwungenheit sich gemeinsam des Lebens zu freuen.

Ein praktischer Schweizer Vetter hat uns gegenüber einmal geklagt, wie schade es sei, daß unser Vater nicht zusammen mit seinen vier Söhnen ein Architekturbureau gegründet habe. In der Schweiz hätte ein solcher Vater das ohne weiteres getan, und auch in München wäre das zweifellos eine glänzende Unternehmung geworden, wenn die reiche Erfahrung seines Lebens auf solche Weise unmittelbar bei den ihm am nächsten Stehenden zu weiterer und vielfältiger Verwertung hätte kommen können. Aber eben ein derartiger, an sich gewiß vortrefflicher Gedanke lag unserm Vater durchaus fern. Er hat seinen Söhnen, denen er stets der gütigste und liebevollste Berater gewesen ist, und mit denen allen er bis zuletzt in regem Briefwechsel stand, in ihrer Entwicklung vollste Freiheit gelassen. „Am Sonntag verweilen meine Gedanken mehr als sonst bei meinen Söhnen, und wenn ich sie nicht sehe, möchte ich mit ihnen schriftlich Gedanken austauschen“. Wohl aber sind sie Erben seiner vielseitigen Anlagen geworden und jeder in seinem Teile glücklich darin.

Nicht ganz sechs Jahre hat Margarete Thiersch ihren Gatten überlebt. Dann ist auch sie, siebzugjähig, nach einem überaus arbeitsreichen Leben heimgegangen, in Rosenheim am 9. Oktober 1922. Ihre Kräfte waren gänzlich aufgebraucht. Sie kannte keine Schonung gegen sich selbst. Von spartanischer Strenge und Anspruchslosigkeit, was sie selbst betraf, und darin ein dauerndes Vorbild für ihre Söhne war sie eine rechte „Bubenmutter“. Ihrem Gatten, der an finanziellen Erfolgen keine Freude hatte, seine Honorare stets so verschwenderisch bescheiden bemas und unbekümmert viele Arbeiten unentgeltlich lieferte, war sie notwendige Ergänzung in wirtschaftlichen Fragen. „Meine Bauaufträge gehen selten über sehr bescheidene Dimensionen hinaus und haben unter der Schwierigkeit der Geldbeschaffung zu leiden“, schrieb er einmal im Jahr 1890. Sie verstand, was ihm fehlte: das Sparen und Zusammenhaltenkönnen. Ihre klare Klugheit, ihre willensstarke Tatkraft, ihr tapftrer Sinn, ihr ruhiges Aushalten in allen Schwierigkeiten, ihre stete Fürsorge und Liebe ohne viel Worte: damit hat sie den Ihrigen in größter Treue und mit großem Erfolge gedient bis ans Ende. Ihr Haus blieb gesund und fest gefügt in jeder Beziehung. Wenn Schwager Friedrich einmal schrieb: „In Nymphenburg ist das Haus und die Familie ein Bild der Anspruchslosigkeit und des blühenden Glücks“, so kommt dies Lob vor allem Frau Margarete zu.

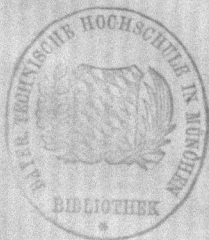
Bayern ist ein konservativer Charakter eigen, der wie auch aus diesen Seiten aufs neue hervorgeht, mit seinen Wurzeln weiter zurückreicht, als die meisten ahnen. Darin liegt seine Stärke auch jetzt. Die Kunst seiner heutigen Residenz und unter den verschiedensten Künsten dort die konservativste von ihnen, die Architektur, hat an diesem treuen Bewahren altbewährter Traditionen den allerstärksten Anteil, im Gegensatz zu manch andren deutschen Städten. Nach der allgemeinen Stillosigkeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat München am schnellsten und glücklichsten den Anschluß an sein heimisches, altes Lokalkolorit wieder gefunden. Nicht viele Städte können sich architektonisch und kunstgeschichtlich einer so harmonischen Verknüpfung des Alten mit dem Neuen rühmen wie München, einer so bodenständig kräftigen Entwicklung aus dem eigenen Heimatgebiet. Unter denen, welchen neben Gabriel von Seidl, dem Führer dieser Richtung, diese Wohltat mit zu verdanken ist, — die Gesunderhaltung der bayerischen Kunst, — stehen die Brüder Thiersch mit ihrem ausgeprägten historischen Sinn oben an, und gerade von August Thiersch darf gelten, was er selbst einmal anläßlich Gabriel von Seidls 70. Geburtstag von diesem geschrieben hat: „Er hat uns zuerst wieder die Einfachheit und Tüchtigkeit der altväterischen Zeit vorgebracht. Ebenso groß ist sein Verdienst, daß er den modernen Erzeugnissen einen kräftigen Widerstand entgegengesetzt, indem er zeigt, wie viel besser man tut, bei der Tradition zu bleiben“. — „Junger Mann, vergessen Sie nie, daß das Leben zu kurz ist, um immer wieder von vorne anzufangen; wir müssen aufeinander aufbauen!“ pflegte er seinen Schülern zu sagen.

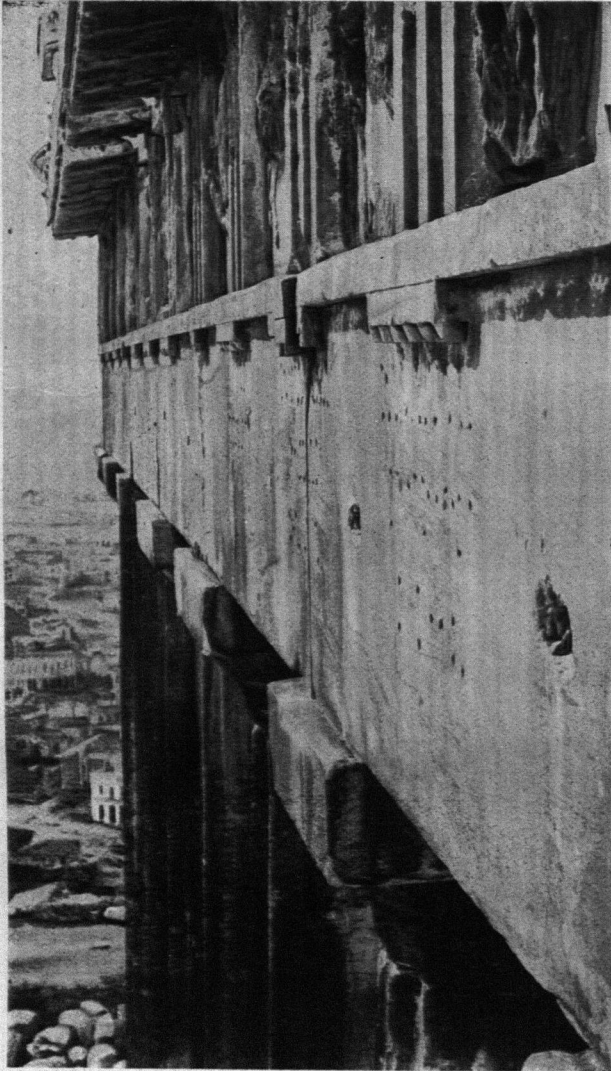
Abbildungen



1.

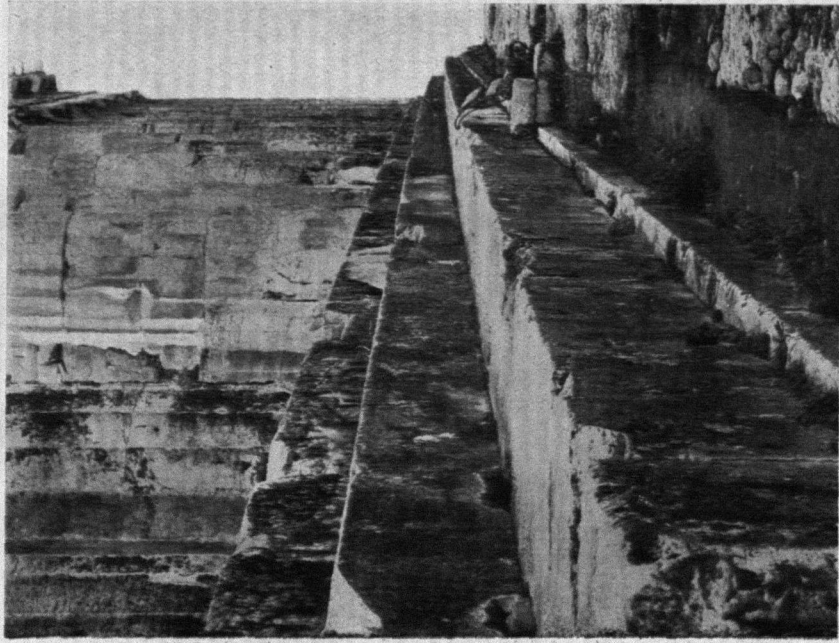
August Thiersch
im siebenzigsten Lebensjahre.
(Photographie Rehfse)





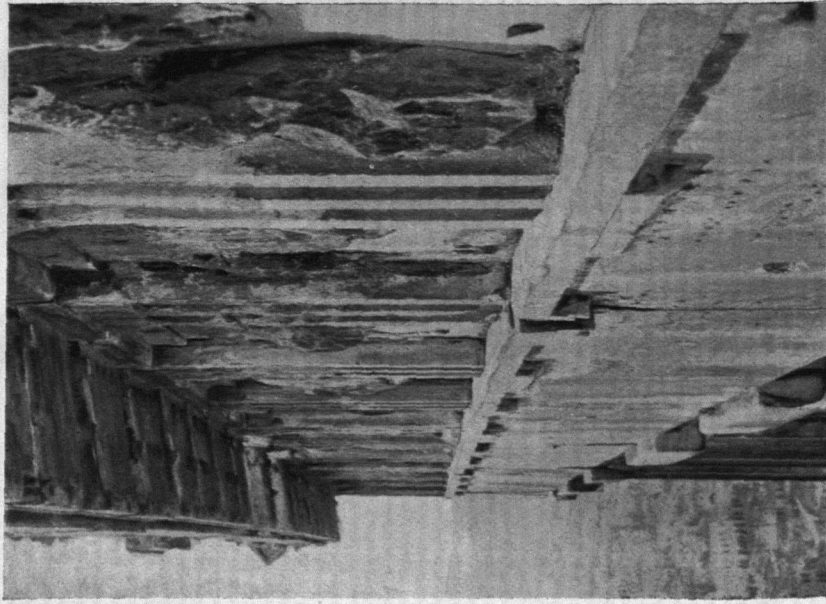
2.

Von der Ostfront des Parthenon in Athen.
Deutliche Krümmung am unteren Rande des Architravs.
(Nach Photographie des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen.)

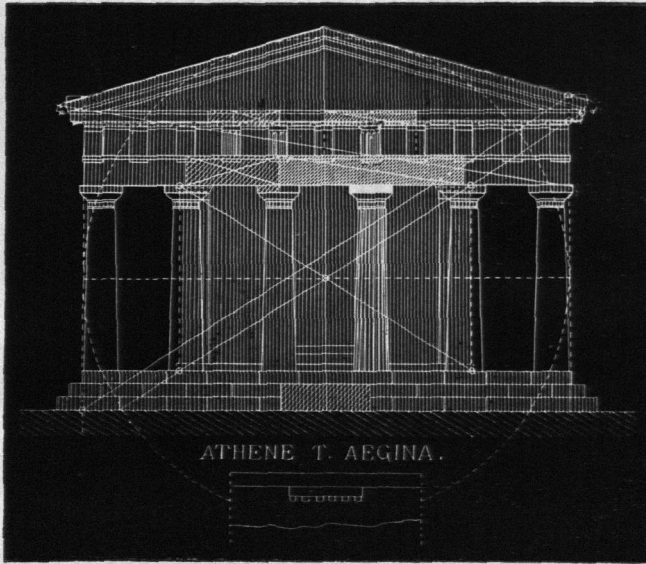


3. Stufenunterbau am Parthenon (Westfront) mit Kurbatur.

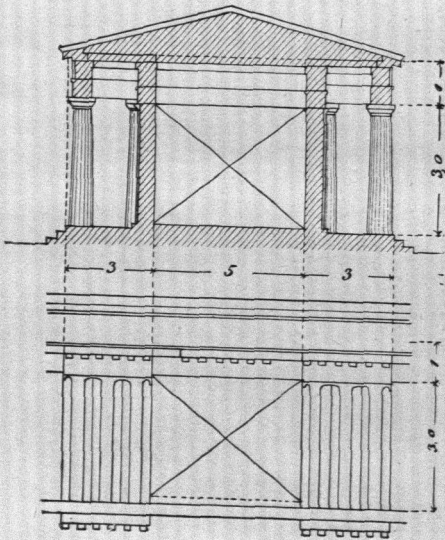
(Nach Photographien des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen.)



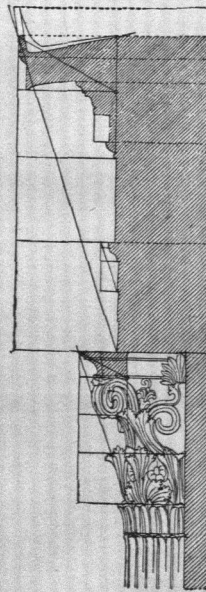
4. Gebälk an der Ostfront des Parthenon mit Kurbatur.



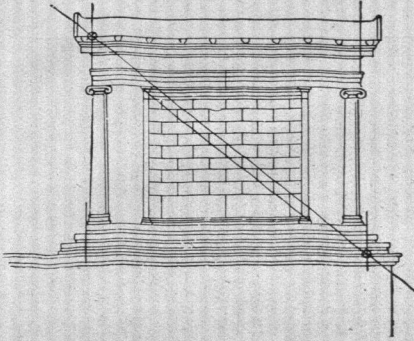
5.
Proportionen im dorischen Tempelbau.



6.
Proportionale Entsprechungen im Gesamtaufbau
und in der Gliederung des Frieses.
Poseidontempel zu Paestum.

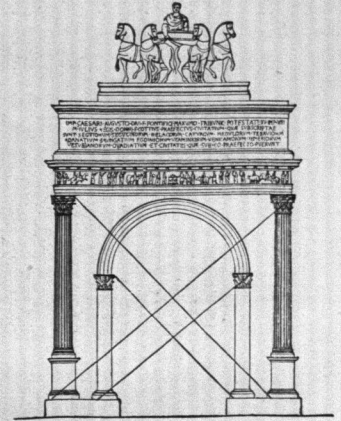


7.
Vom Lysikratesdenkmal in Athen.
Proportionale Entsprechungen
im korinthischen Stil.



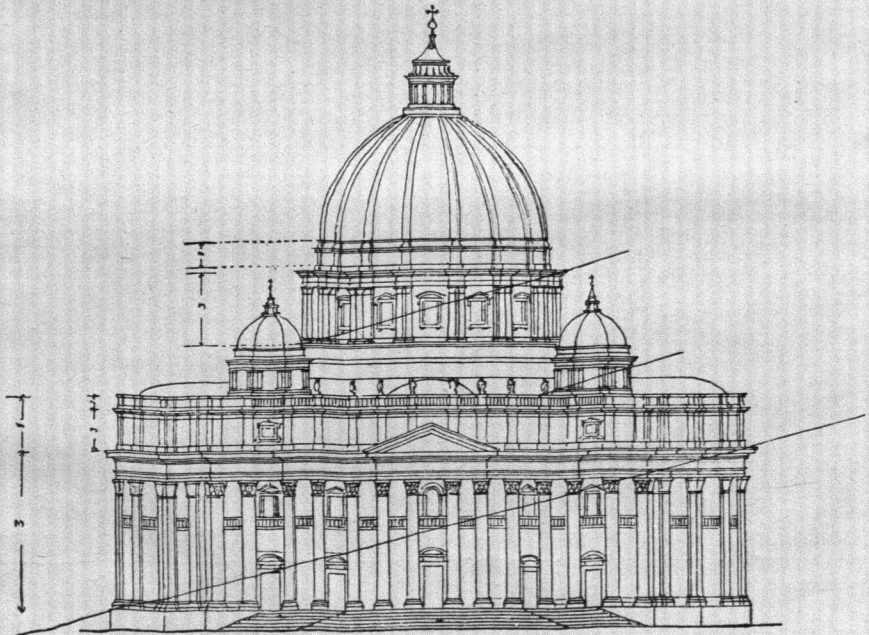
8.

Nitetempel
auf der Akropolis zu Athen,
als Beispiel für Beobachtung der Proportionen
im jonischen Stil.



9.

Triumphbogen des Augustus
in Susa,
als Beispiel aus der römischen
Architektur.



10.

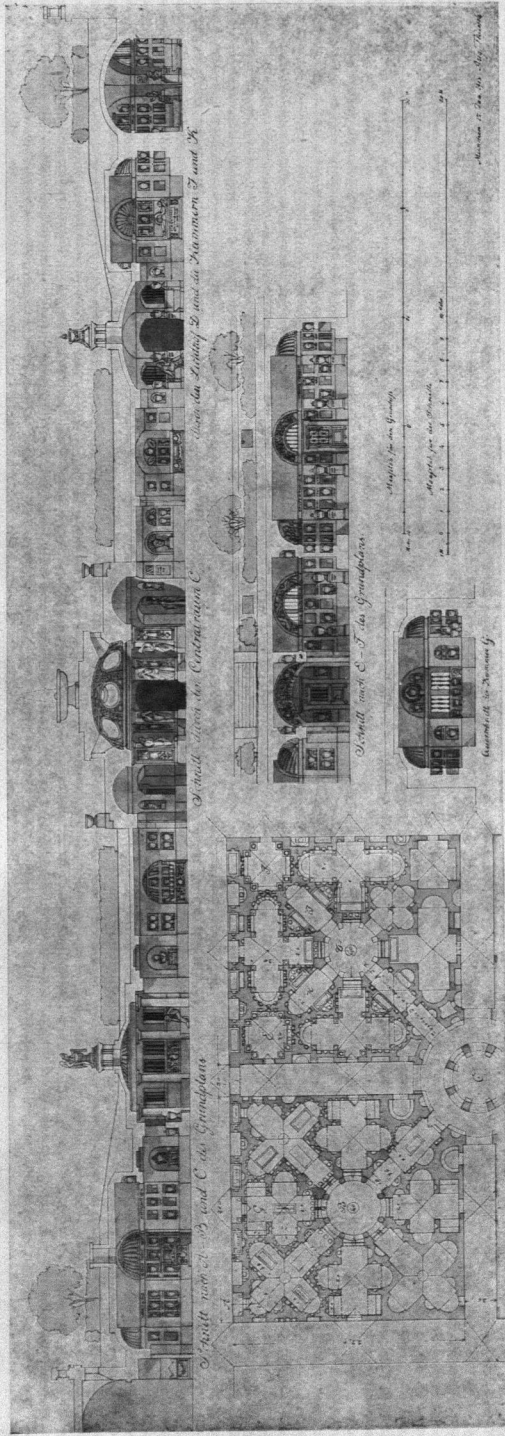
Die Peterkirche zu Rom nach Michelangelo's Entwurf.

(Abb. 5-10 nach J. Durm's Handbuch der Architektur.)

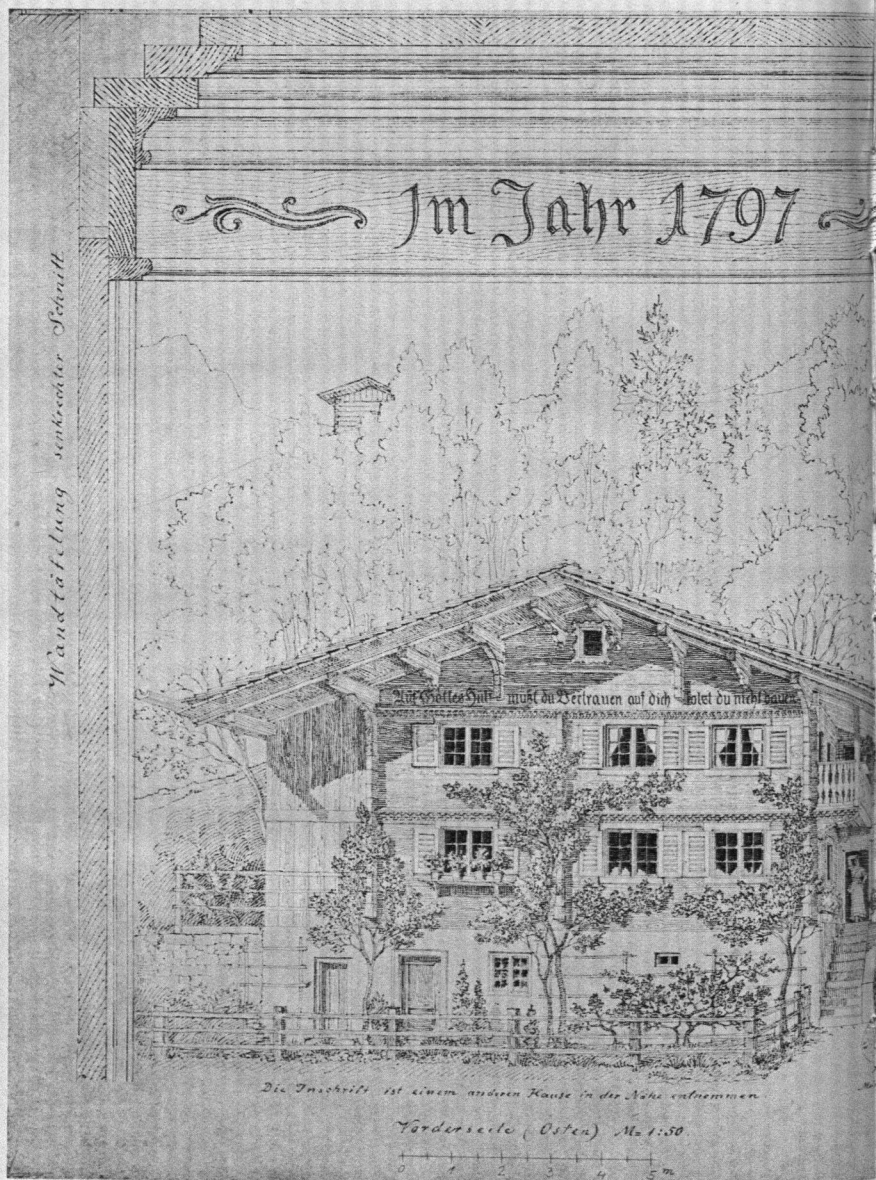


11.

Kartentafel August Schuch's zu seiner Theorie von der Entfaltung ringförmiger Gebirge auf der Erde.



12.
 Partie aus dem Projekt für einen unterirdischen Friedhof in Schwabing bei München.
 (Unveröffentlicht.)

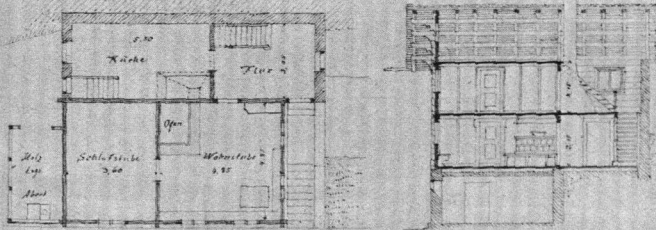


Vorarlberger Holzhaus, an den Berghang angelehnt. Es
 Der Stall ist nach Schweizerart im
 (Bayerischer Heim

Haus des Victor Zudorell am Tobel in Struns (Vorarlberg)

Maßstab 1:100

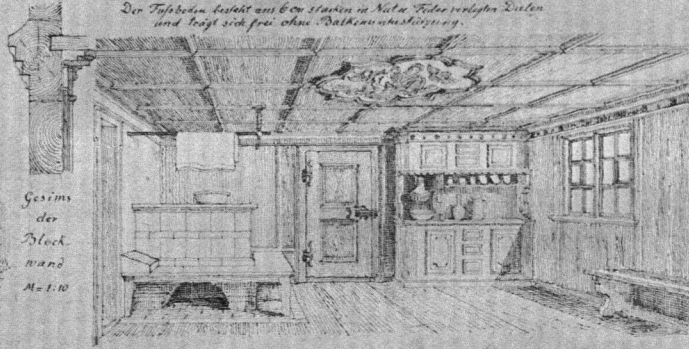
0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10m



Grundriß vom Hauptgeschoß

Durchschnitt.

Der Fußboden besteht aus einem starken in Nuten federnden Zellen und liegt sich frei ohne Balkenauflagerung.



*Gesims
der
Block-
wand
M = 1:10*

Ansicht der Wohnstube

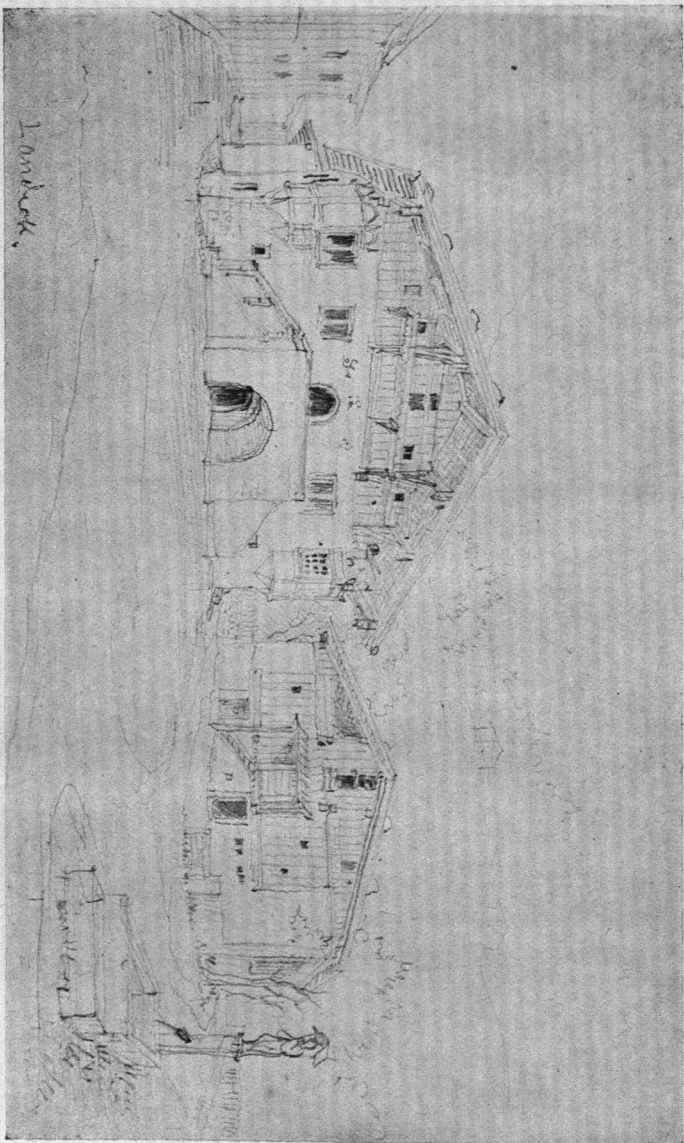
Wand-Tafelung Wägrichter Schnitt. 1/2 werkl. Gr.

0 10 20m

13.

urvisionsaufnahme von August Thierich aus dem Jahre 1902.
gemauerten Untergeschoß untergebracht.

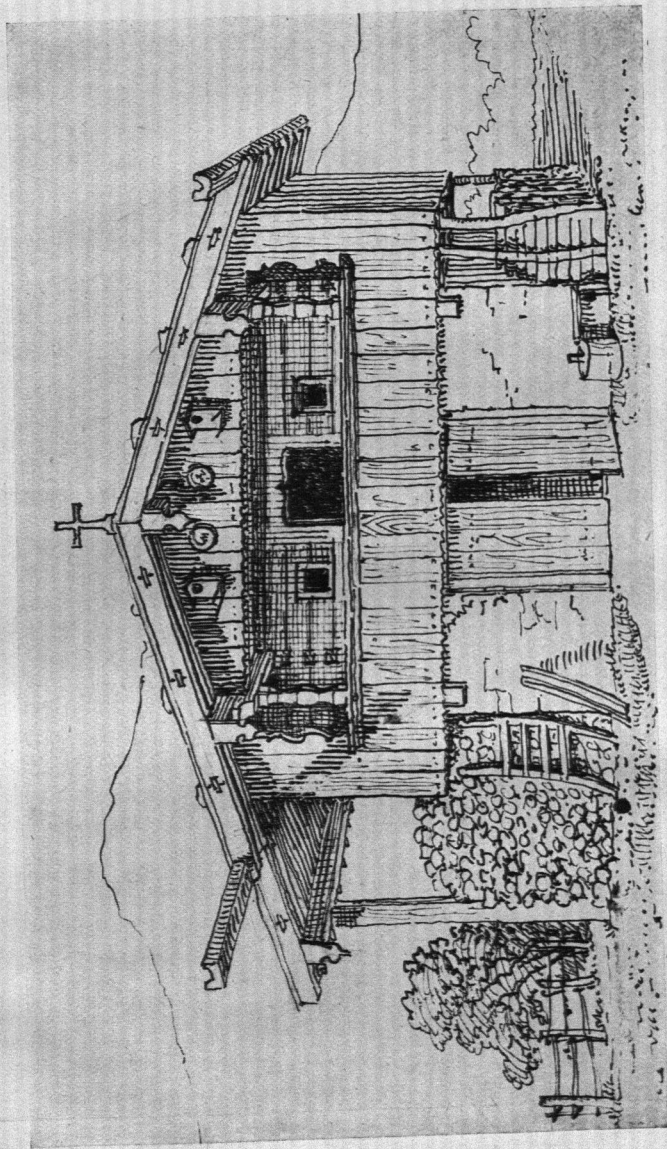
(Schup 1913, Nr. 11.)



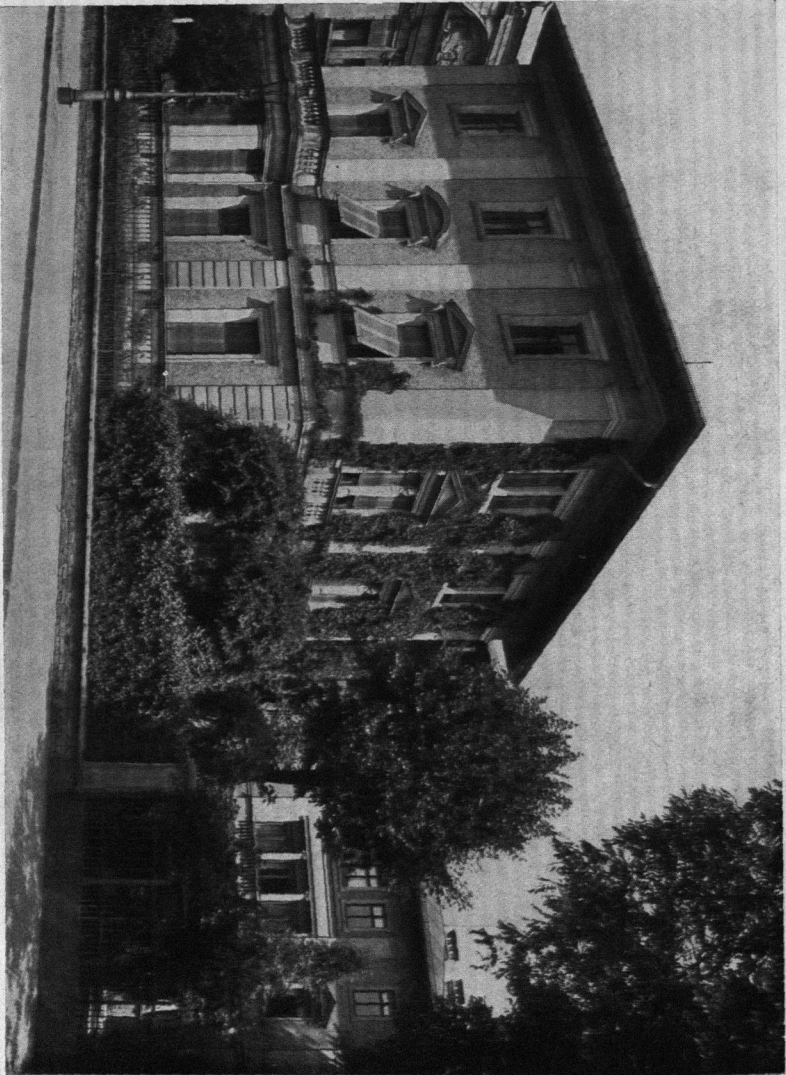
14

Tiroler Hofhaus in Landeck. Aus einem Stiegenbuch.

(Bayerischer Geographischer Anzeiger 1913, Nr. 11.)

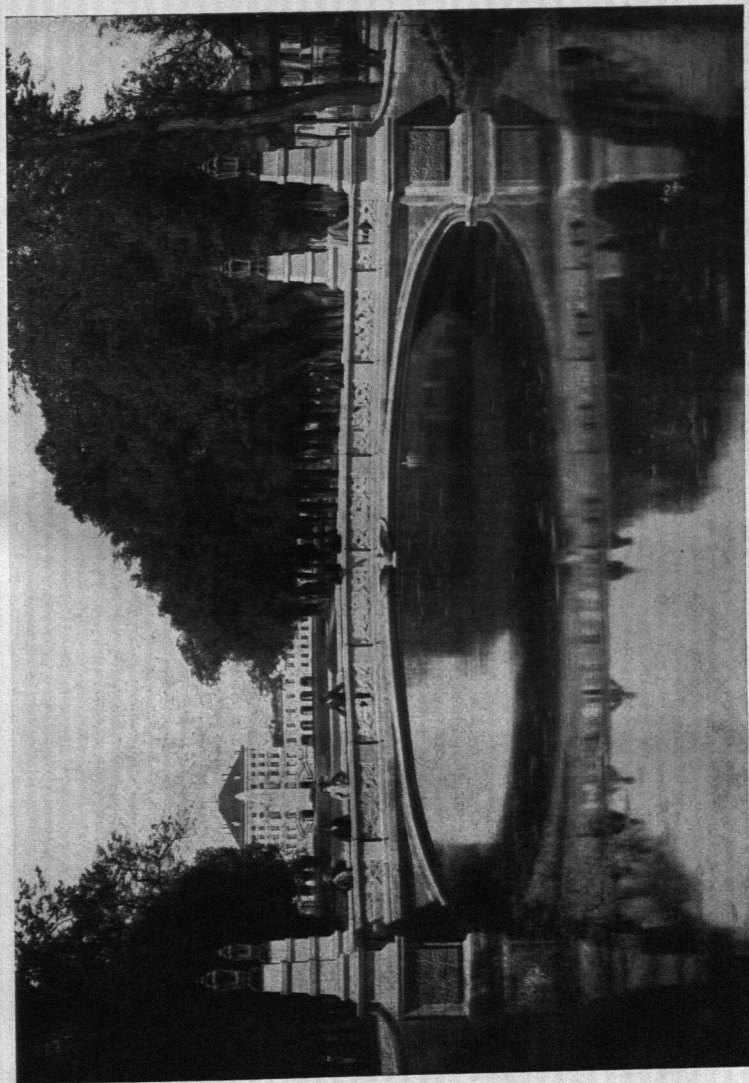


15. Nebenbau beim Hiesch in der Lunden bei Murbach (Bezirk Senggries).
 (Bayerischer Heimatjahrbuch 1918, Nr. 11.)



16.

Möbelfabrik von Sommerjournat Steinmetz an der Georgenstraße in München.
(Photographische Anstalt.)



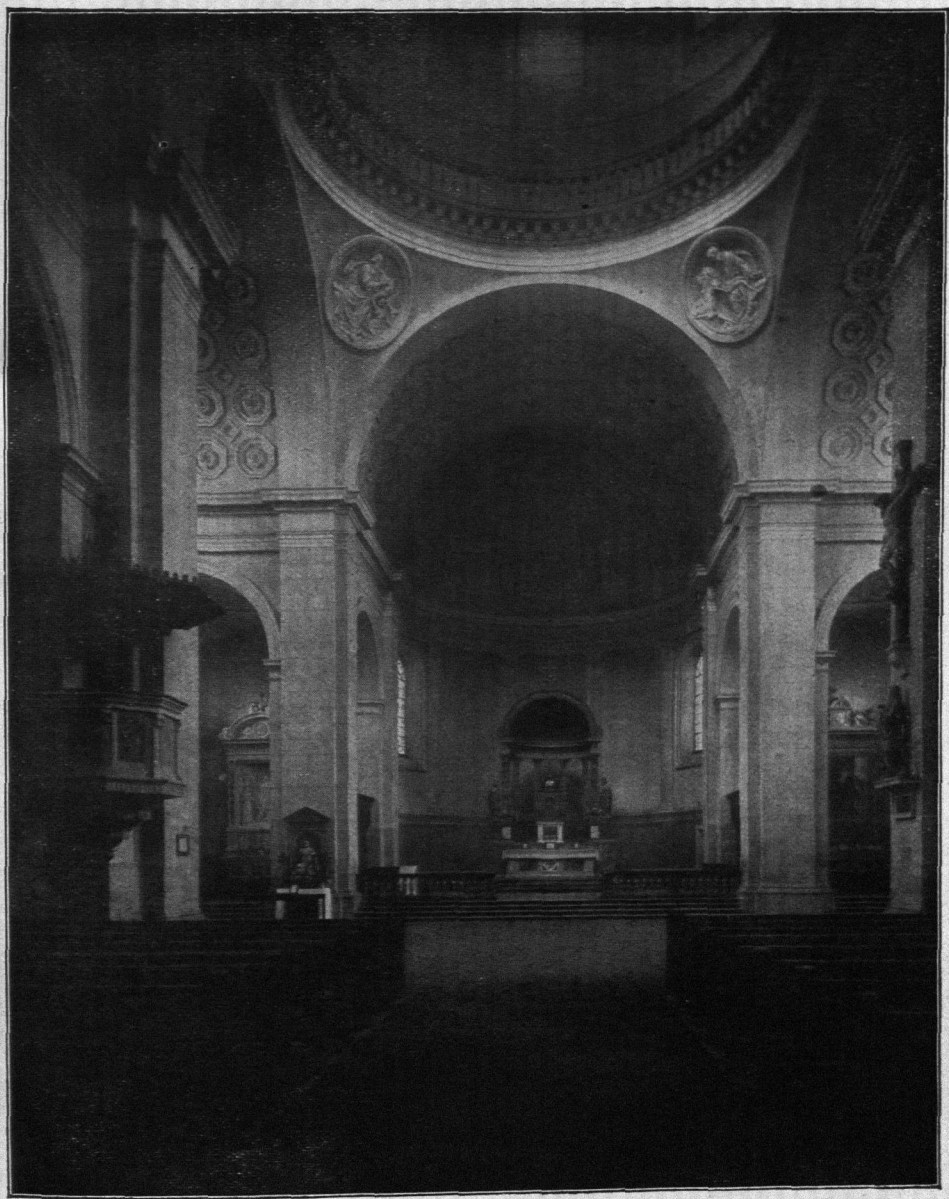
17.
Brücke über den Kanal in Nymphenburg.
(Photographie Hofste.)



18.

St. Ursula-Pfarrkirche in Schwabing,
Choranficht.

(Photographie Rejse.)



19.

St. Ursula - Pfarrkirche in Schwabing,
München.

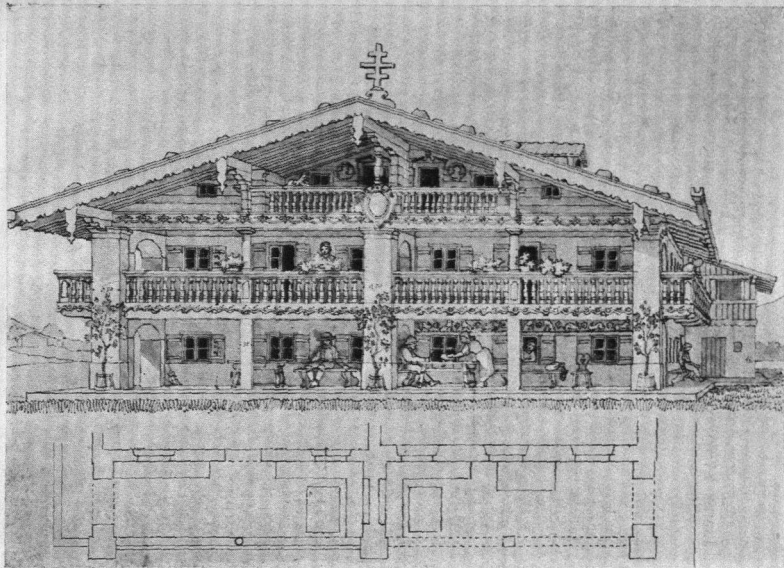
(Leipziger Illustrierte Zeitung 1917.)



20.

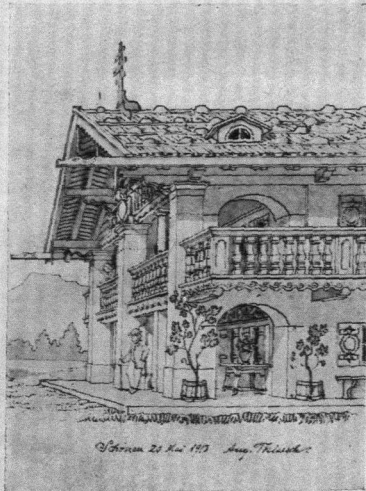
St. Ursula - Pfarrkirche in Schwabing.
Frontansicht.

(Photographie Kehse.)



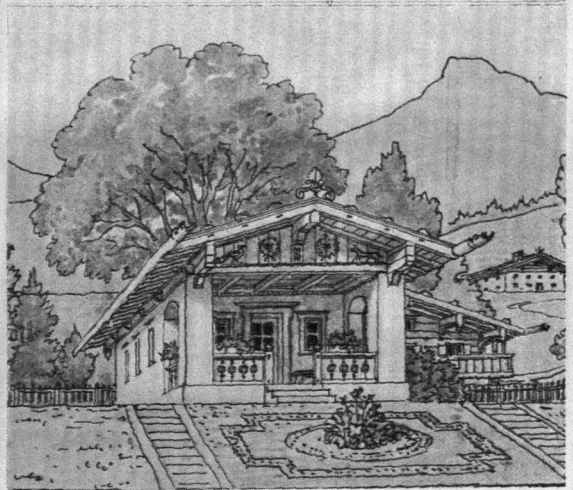
21.

Entwurf zu einem neuen Vorbau mit tiefen Lauben am Winkelhof in der Schönau
(Berchtesgaden).
(Bayerischer Heimatclub 1913, Nr. 11.)



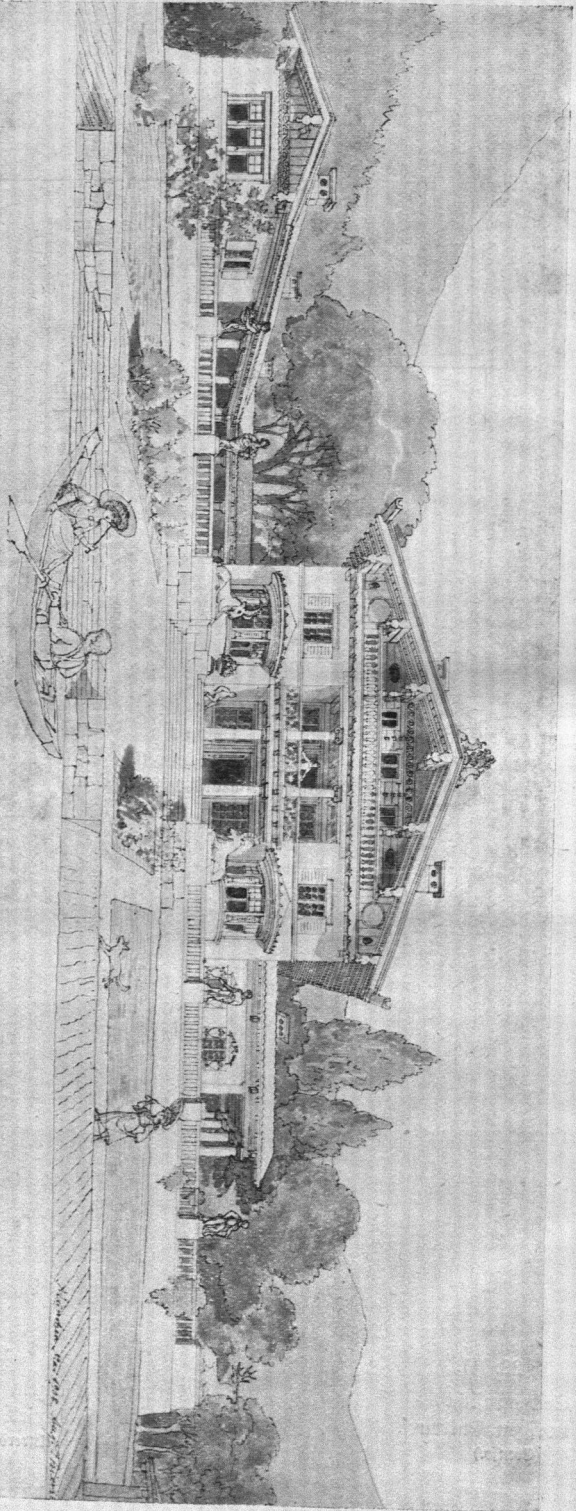
22.

Seitenansicht
zum vorigen Entwurf.
(Ebens.)



23.

Entwurf zu einem Bahnwärterhäuschen
in derselben Bauart.
(Unveröffentlicht.)



24.

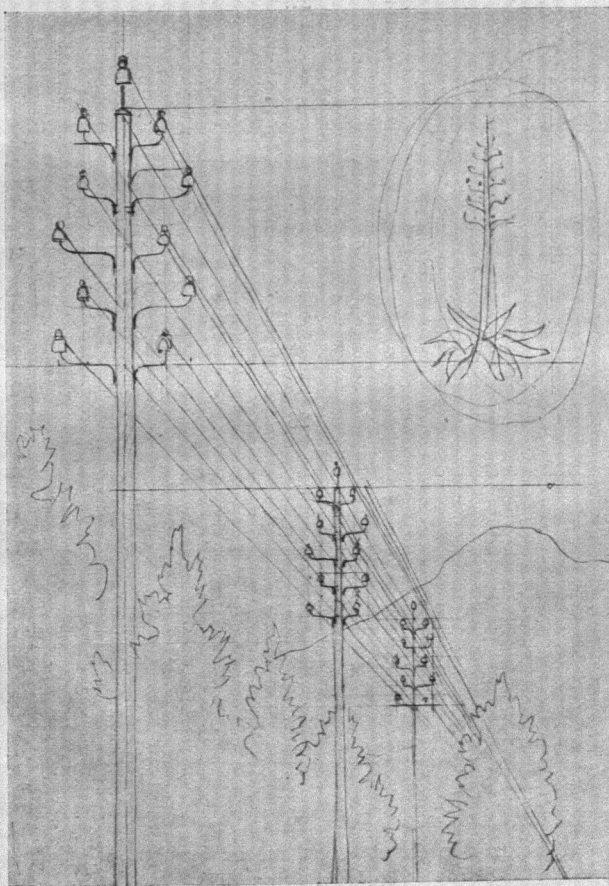
Entwurf zu einem Restaurant auf der Insel im Schliersee.
(Innschiffahrt.)



25.

Vorhalle am Malterlehen (Schönau bei Berchtesgaden).

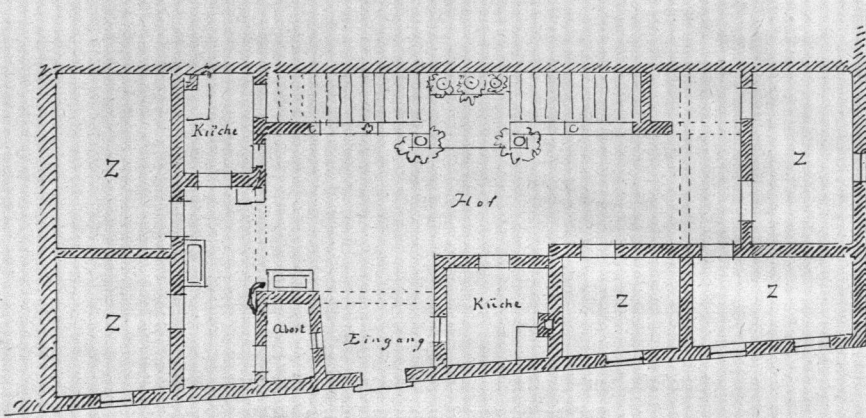
(Nach der Leipziger Illustrierten Zeitung 1922.)



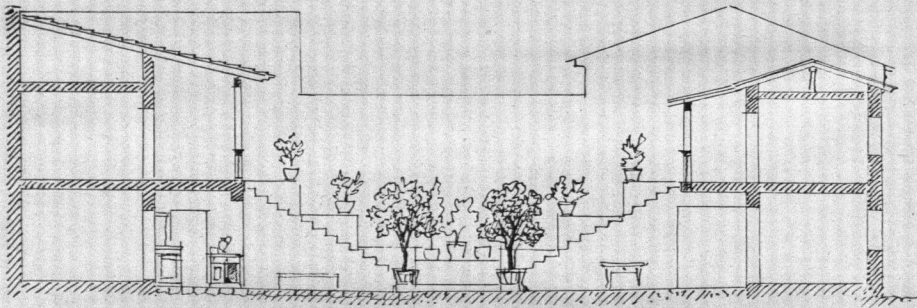
26.

Zhierich's Vorschlag zu einer gefälligeren Gestaltung unserer Telegraphenstangen.

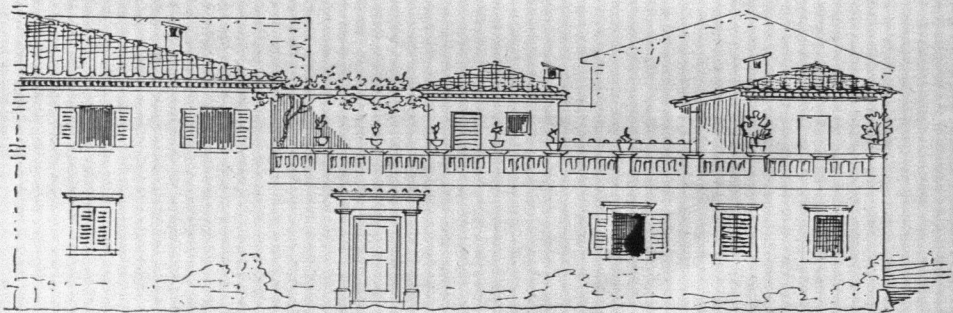
(Unveröffentlicht.)



27.

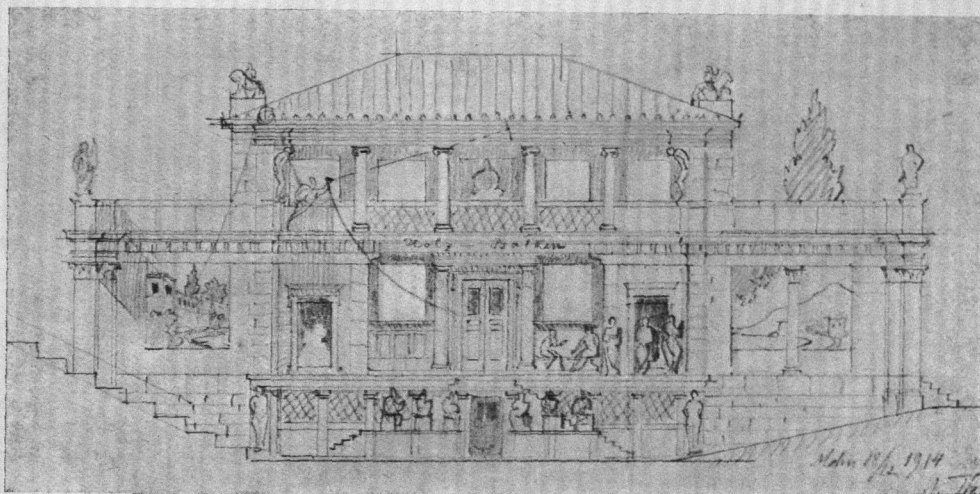


28.



29.

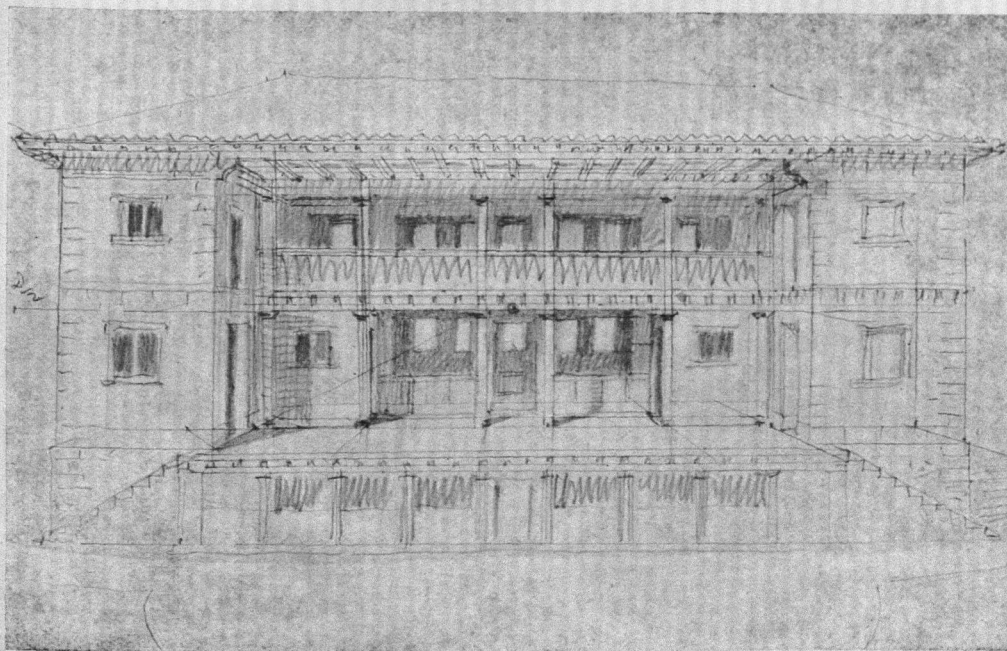
Älteres einfaches Wohnhaus im heutigen Athen.
 Aufnahme von 1908.
 (Aus dem Skizzenbuch der griechischen Reise.)



30.

Rekonstruktionsversuch zum Theater von Dropos.
Späteres Stadium.

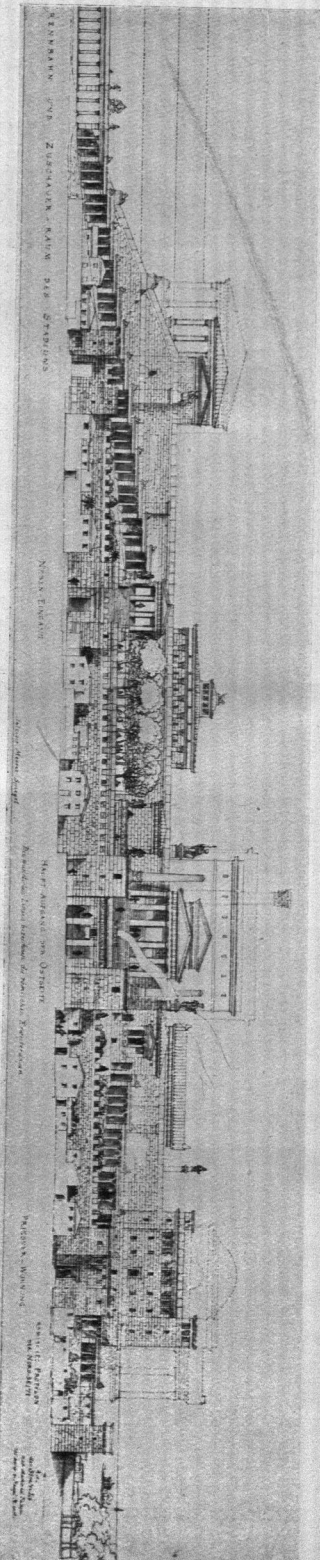
(Unveröffentlicht.)



31.

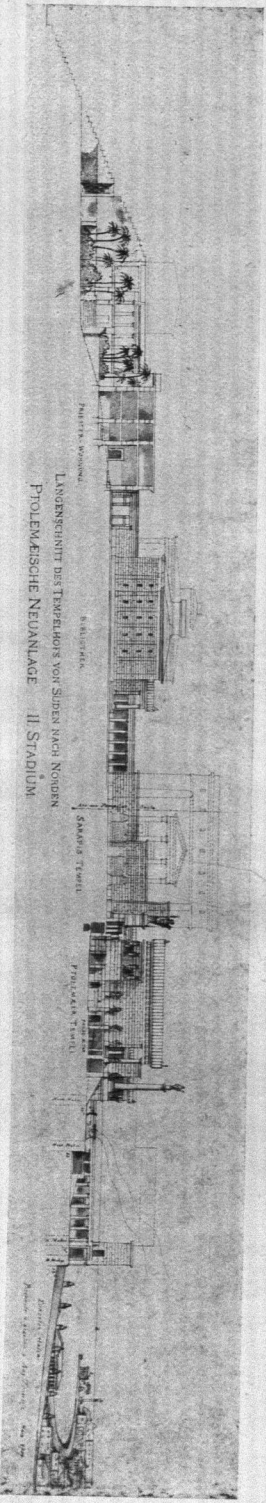
Rekonstruktionsversuch zum griechischen Theater. Frühes Stadium, mit Holzpfosten.

(Unveröffentlicht.)



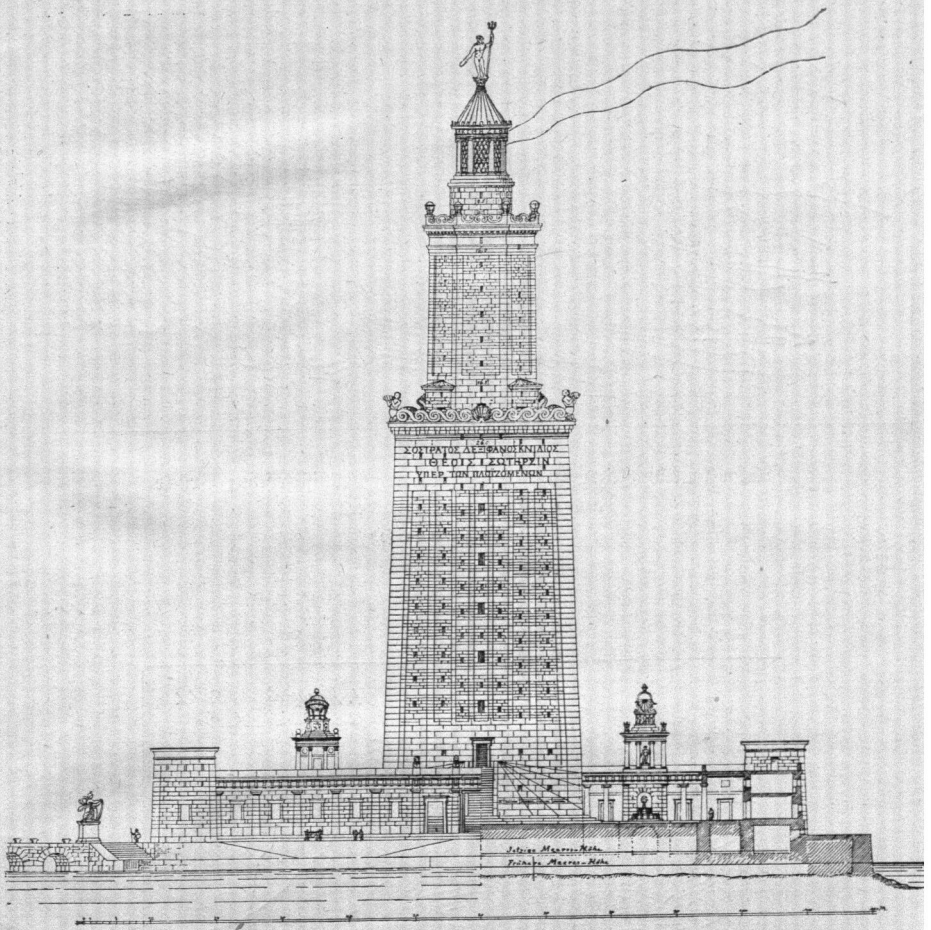
32.

Rekonstruktion der Bauten auf der Höhe des Serapeions in Alexandria.
 (Aus dem noch nicht veröffentlichten Serapeions-Bau des u. gleichnamigen Expeditionswertes.)



33.

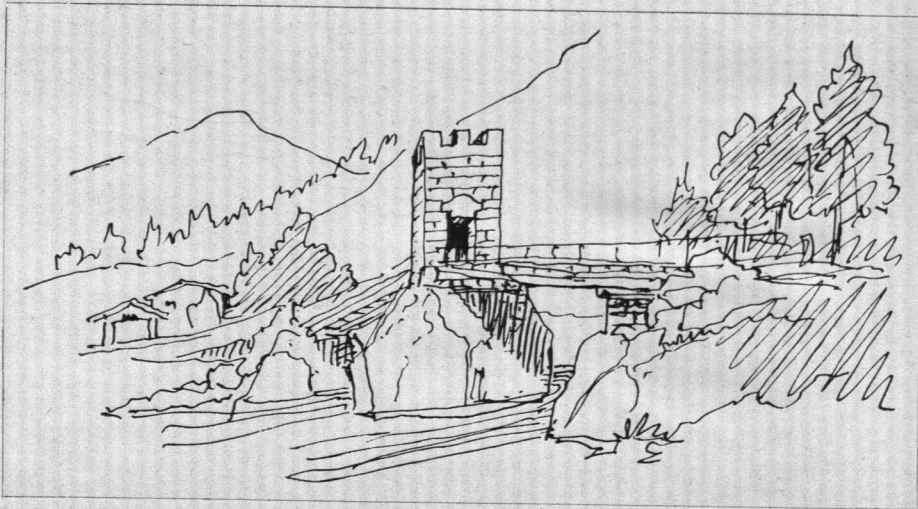
Ebenso. Schnitt von Nord nach Süd.
 (Vergleichen.)



DER PHAROS VON ALEXANDRIA
 REKONSTRUIERT VON AUGUST THIERSCH

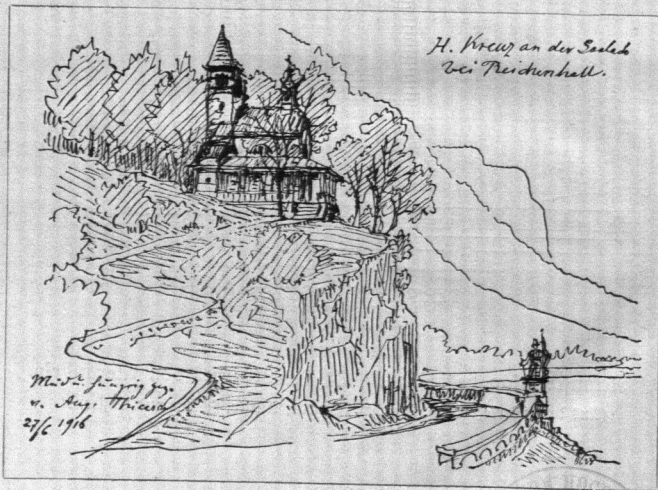
34.

Rekonstruktion des Pharos als Leuchtturms von Alexandria.
 (Aus dem Werke von G. Thiersch „Pharos, Antike, Islam und Dyzident“.)



35.

Rekonstruktionsfzisse zu einer vermuteten prähistorischen Brücke
am Ausfluß des Königssees.
(Skizze aus einem Briefe.)



36.

Skizze zur H. Kreuz-Gedächtniskapelle
bei Reichenhall.
(Ebenso.)